Kalender-Geschichten

von

Franz Hoffmann.

Breslau,
Verlag von Trewendt & Granier.

1852.

Inhalt.

Es ist der Witzigen Krone, vorsichtiglich handeln.

(Sprüchwörter Cap. 14, 18.)

Ein Lebensbild.

„Ja, Mutter, ein herrlich Ding wär's, wenn wir den Wiesenfleck noch dazu bekommen könnten", sagte Vater Roloff zu seiner Frau. „Jetzt reicht das grüne Futter nicht hin und nicht her, und du weißt ja, in trockenen Jahren haben wir schon oft noch ein Paar Fuder Heu zukaufen müssen, um unser bischen Vieh nicht verkümmern zu lassen. Aber, aber, ich mag's einrichten, wie ich will, ich kriege einmal den Kaufpreis nicht heraus. Vierhundert Reichsthaler sind ein schönes Geld, aber freilich, — immer noch ein Spottpreis für die fünf Morgen, die so herrlich an unser Stück stoßen!"

„Und was für Morgen sind es, Alter!" setzte Frau Roloff hinzu, während der Mann sinnend und grübelnd die Stirne rieb. „Es sind die besten in der ganzen Flur. Das Gras wächst darauf in die Höhe, als ob's nur so sein müßte, und so süß ist's — na, ich habe unserer schwarzen Kuh nur einmal eine Handvoll davon gegeben, und du kannst glauben, sie wollte nachher gar nicht mehr von dem unseren fressen!"

Vater Roloff lächelte still in sich hinein. „Du übertreibst mal wieder, Katharine, wie das so deine Art ist", sagte er. „Gar so groß ist der Unterschied nicht, und unser Heu ist dem lieben Viehe auch noch immer recht gut angeschlagen. Du thust ja wahrhaftig, als ob lauter Dornen und Disteln auf unserem Wiesenfleck wüchsen!"

„Nein, nein, Alter, so schlimm ist's nun einmal nicht, erwiederte Frau Katharine. „Unser Fleck ist gut, aber dem Nachbar Wolf seiner ist besser, und das Herz hängt mir einmal so sehr daran, daß ich ihn für mein Leben gern haben möchte. Bedenke nur, was uns Alles zu gute käme, wenn er unser wäre. Wir könnten gut und gerne eine Kuh mehr halten, und dann fiele immer noch ein Brocken ab, der seine drei, vier Schafe satt machen würde. Und Wolle, Mann, Wolle brauch' ich so nöthig, wie's liebe Brod beinahe. Du willst Strümpfe, die Kinder wollen Strümpfe, ich will auch nicht baarfuß gehen, und dann, die Milch von der Kuh — gelt, es freut dich, wenn ich aus der Stadt zurückkomme und dir die Batzen aufzähle, die ich aus der frischen, süßen Milch, oder aus der Butter, oder dem Käse gelöst habe? Könnten wir eine Kuh mehr erhalten, da gäb's auch der Batzen mehr, und die Wirthschaft würde immer besser, und du und ich, und besonders die Kinder ständen sich wohl dabei. Der Hans sollte schon längst ein neues Jäckchen haben, — aber wo hernehmen, ohne zu stehlen?"

„Ei, du geräthst ja ganz in Eifer, Katharine", sagte Vater Roloff und schmunzelte. „Nun, nur Geduld! Kommt Zeit, kommt Rath! Habe mir da eben im Stillen einen Ueberschlag gemacht, und wenn die Aernte hält, was sie verspricht, so werden die vierhundert Thälerchen schon übrig sein, sobald's Jahr herum ist. Und dann, ein Mann, ein

Wort, dann kauf' ich dir den Wiesenfleck, und du magst meinetwegen so viel Kühe und Schafe halten, wie du willst."

Frau Katharine hätte vor Freuden beinahe laut aufgeschrieen, doch aber schämte sie sich ein wenig vor ihrem verständigen Manne, und begnügte sich, fröhlich in die Hände zu klatschen und auszurufen: „Das ist mir noch ein verständiger Hausvater, der das Seine nicht nur zusammenhält, sondern auch zu mehren sucht! Komm her, Alter, sollst auch einen Kuß zum Lohne haben!"

Sie wartete aber nicht, bis Vater Roloff kam, sondern eilte zu ihm, legte ihren Arm um seinen Nacken, und drückte einen recht herzhaften Kuß auf seinen lächelnden Mund.

„Mit der Aerndte hat's keine Noth mehr, sollte ich meinen", fuhr sie dann, ernster werdend, wieder fort. „In wenigen Wochen fangen wir ja schon an, und die liebe Gottesfrucht steht ja so schön, daß einem das Herz im Leibe lacht, wenn man's nur ansieht."

„Freilich wohl", meinte der Vater, — „aber doch sind wir noch nicht über alle Berge. Ein einziges Hagelwetter kann uns Alles in Grund und Boden hineinschlagen, und dann, Adjes Wiese, Kuh, Schafe und alle Herrlichkeit."

„Ja, das ist schlimm", sagte Frau Katharine, und ihr Gesicht wurde ganz sorgenvoll. „Wenn's dagegen nur Hilfe gäbe!"

„Es gibt wohl," meinte der Alte. „Vorige Woche war noch die Rede davon in der grünen Tanne. Es gibt eine Gesellschaft in der Stadt, wenn man der eine gewisse Summe ausbezahlt, nicht allzu viel, und es kommt dann der Hagelschlag, so ersetzt sie einem den ganzen Schaden bei Heller und Pfennig."

„Was du sagst!" rief die Frau aus. „Ei, Roloff, da

würde ich doch an deiner Stelle heute noch in die Stadt gehen, und würde der Gesellschaft die Summe bezahlen."

„Meinst du, Alte?" entgegnete Vater Roloff. „Schau, ich habe auch schon daran gedacht, aber — so kurz vor der Aerndte, weißt du, da ist das Geld knapp, und ich wüßte nicht, wo ich die zwanzig Thaler auftreiben sollte. Und am Ende kommt gar kein Hagel, und dann ärgert man sich nur um's liebe Geld, was geradezu zum Fenster hinausgeworfen ist.

„Aber kann man denn Jahraus, Jahrein auf solche Weise seine Aerndte sichern?"

„Nun, Alter, dann meine ich, es wäre eine Sünde, wenn man's nicht thäte! Vorsichtiglich handeln, ist der Witzigen Krone, sagt der weise Salomo, und das ist doch gewiß Vorsicht, wenn man im Voraus für seine Aerndte Sorge trägt. Nimm an, Alter, du zahltest auch zehn Jahre dein Geld umsonst an die Gesellschaft, und das eilfte Jahr käme dann der Hagelschlag, da wäre all' dein Schaden ersetzt, noch mancher Reichsthaler darüber. Höre, wenn ich dir rathen soll, dann gehst du gleich auf der Stelle."

„Ja, aber die zwanzig Thaler, wo soll ich sie denn herkriegen? Meinst du, das Geld wächst mir nur so aus den Händen?"

Frau Roloff lächelte schlau. „Wenn du mir versprichst, Alter, heute noch den Gang zu thun, so schaff' ich, ich dir das Geld. Ah, eine gute Hausfrau muß immer einen Nothpfennig parat liegen haben!"

„Was tausend!" rief Vater Roloff. „Schau, die Wiese muß dir doch gewaltig am Herzen liegen, da du um ihretwillen in den Geldbeutel langst. Gut denn, ich will gehen, und die zwanzig Thaler sollst du nach der Ernte auch wieder haben. Hat mir doch das Ding die ganze Zeit her

auf der Seele gelegen, wie ein Alp, und nun soll's auch herunter, damit ich über Nacht ruhig mein Haupt auf die Kissen legen kann."

Vater Roloff zog seinen besten Rock an, wanderte in die Stadt hinüber, und kam nach ein Paar Stunden zurück mit einem großen, bedruckten und beschriebenen Bogen, den er sorgfältig in den Wandschrank verschloß, natürlich erst, nachdem er ihn seiner wackern Frau gezeigt hatte.

„So nun bin ich ruhig", sprach Frau Katharine und schmunzelte. „Jetzt mag's meinetwegen Spitzbuben hageln, die Wiese ist mir sicher."

Vater Roloff nickte beifällig, und die folgende Nacht schlief er so herrlich, als ob sein Bett voll lauter Eiderdaunen wäre.

Jetzt, lieber Leser, wollen wir einmal weiter gehen, in's nächste Haus. Vielleicht giebt's da auch etwas zu belauschen. Schau, da sitzt der reiche Schulze Großmann, und bei ihm sitzen noch drei andere Männer, nächst ihm die wohlhabendsten Bauern im Dorfe, um den Tisch her, haben ihr Gläschen vor sich, und scheinen in lebhaftem Gespräche begriffen. Laß uns ein wenig zuhören.

„Dies Jahr oder nie!" ruft der Schulze, und schlägt mit der Faust auf den Tisch, um seinen Worten den rechten Nachdruck zu geben. „Eine so gute Aerndte, wie sie uns heuer bevorsteht, haben wir lange nicht gehabt, item, wenn der Herbst da ist, wird's Geld genug geben. Und wenn die Leute haben, so rücken sie auch heraus damit, denn es ist zu ihrem Vortheil. Kaufen wir, d. h. die Gemeinde, ihn nicht, so kauft ihn uns Einer aus der Stadt vor der Nase weg und wir sind gepritscht. Und ich frage

euch noch einmal, Leute, — brauchen wir den Wald oder brauchen wir ihn nicht?"

„Freilich brauchen wir ihn!" riefen die drei Männer. „Unser eigner Wald reicht nicht hin und nicht her, und nächstens wird die Gemeinde noch Holz zukaufen müssen."

„Nun also — der Baron giebt ihn billig, da wollen wir ihm denn schreiben, daß wir seine Forderung bewilligen, heißt das, wenn er hundert Thaler ablassen will", meinte der Schulze.

„Aber wenn er's nun nicht thut?"

„Thut es, Kinder, könnt euch darauf verlassen!" sagte der Schulze. „Was soll er denn mit dem Stück Wald anfangen? Ja, wenn er hier wohnte, so wär's ein ander Ding; aber zehn Meilen von hier — ich sage euch, er schlägt los."

„Gut denn, abgemacht!" sagten zwei von den Bauern. Der dritte schwieg ein Weilchen, und schüttelte den Kopf. „Wie nun, wenn die Aerndte schlecht ausfällt?" fragte er. „Dann können die Leute nicht geben, und wir haben die Schuld auf dem Halse."

„Dummes Zeug!" rief der Schulze. „Was soll denn der Aerndte noch Schaden thun?"

„Ein Hagelschlag, zum Exempel."

„Ein Hagelschlag, freilich!" erwiederte der Schulze und kraute sich hinter den Ohren. „Aber wie wird gerade dieses Jahr ein Hagelschlag kommen! Das ist unwahrscheinlich, Gevatter, und auf diese Gefahr hin, dächte ich, schlössen wir den Kontrakt ab."

Die beiden Anderen stimmten bei, der Dritte aber schüttelte immer noch den Kopf. „Wäre doch besser", meinte er, „man sähe sich vor. Vorsicht ist ein gut Ding. Der Sicherheit halber sollte man die Gemeinde zusammenberu-

fen, den Leuten die Sache vorlegen, und Jeden auffordern, seine Aerndte gegen Hagelschlag zu versichern. Ist erst neulich im Blättchen empfohlen, und nach meiner Ansicht ist das Ding ein gut Ding!"

„Dummes Zeug!" brummt der Schulze. „Die Leute thun's doch nicht."

„Käme darauf an", meinte der vorsichtige Gevatter. „Ich habe versichert, und wie mir das Ding einleuchtete, wird's noch manchem einleuchten. Laßt's uns versuchen."

„Ach, Unsinn, Gevatter!" ruft der Schulze. „Haben in zehn Jahren uud länger keinen Hagelschlag gehabt, wird also nicht gerade dieses Jahr kommen!"

„Kann aber kommen", meinte der Gevatter. „Und besser bewahrt wie beklagt!"

Der Schulze wird heftig, schon weil der Vorschlag nicht von ihm ausgegangen ist; der Gevatter bleibt ruhig, die beiden Anderen geben dem Schulzen Recht.

„Gut", sagte der Gevatter und steht auf, — „es war so meine Ansicht, thut nun, was ihr wollt. Ihr habt nachher das Bad auszubaden."

Er stand auf, nahm Mütze und Stock und ging von dannen. Die drei Anderen lachen über ihn und spotten ihn aus, und machen das Geschäft mit dem Baron ab. Der Gevatter aber geht zu seinen guten Freunden und räth ihnen, ihre Aerndte gegen den Hagelschlag zu versichern. Die Meisten sagten rundweg nein, weil's ja seit Jahren nicht gehagelt hätte, — Einige wollen sich die Sache überlegen, und nur Wenige, zwei oder drei, folgen dem Beispiele des Gevatters und Vater Roloff's und werden von den Anderen verhöhnt und bespöttelt.

Weiter. Da in jenem schönen Gehöft, in dem zwei-

stöckigen, von Wirthschaftsgebäuden umgebenen Hause, mit der breiten, steinernen Treppe, welche von drei herrlichen Lindenbäumen überschattet wird, wohnt der Herr Amtmann, die vornehmste Person im Dorfe. Er hat die herrschaftliche Domäne gepachtet, die Pacht ist nicht allzuhoch, die letzten Jahre waren gute Kornjahre, und der Herr Amtmann hat schon ein erkleckliches Sümmchen erspart, das er zu einem besondern Zwecke verwenden will. Hat sich dabei nichts abgehen lassen, fährt wöchentlich ein, zwei Mal in die Stadt, sieht seine guten Freunde bei sich, macht sein Hombrechen, und brummt nicht gar zu sehr, wenn er einmal seine zehn, fünfzehn Thälerchen im Spiel sitzen läßt. Kann's aufwenden, der Mann, denn, wie gesagt, die Pacht ist nicht zu hoch und die Zeiten sind gut. Folge mir in sein Haus, lieber Leser. Es sieht uns Niemand und wir hören vielleicht Manches, was uns zur Lehre oder zur Unterhaltung dienen kann. Da sind wir ja, und sehen den Herrn Amtmann im Lehnstuhl sitzen, ein Tischchen neben sich mit einer Tasse Kaffee darauf, die lange Pfeife, mit feinem Portorico gefüllt, im Munde, und die Zeitung in der Hand, die er mit flüchtigem Blicke durchblättert. Drüben auf dem Sopha sitzt die Frau Amtmännin, und um sie her Rudolph, ihr zwölfjähriger Sohn, Emma, ihre siebenzehnjährige Tochter, und der Herr Amtmann Reinhard aus dem benachbarten Dorfe, der ein Auge auf die hübsche Emma geworfen zu haben scheint. Ist wenigstens jetzt der tägliche Gast im Hause, und scheint mit keinem Menschen lieber zu plaudern, als mit Fräulein Emma. Ist übrigens ein wackerer Mann, dem jeder Vater mit Freuden sein liebstes Töchterchen zur Frau geben könnte. Eben jetzt zischelt er wieder mit Fräulein Emma, und die Frau Amtmännin

hält indeß dem unbändigen Rudolph eine Strafpredigt, weil er schon wieder einmal in seiner täppischen Unbesonnenheit die Kaffeekanne umgeworfen hat, deren brauner Inhalt sehr unwillkommene Landcharten auf die weiße Serviette malte.

„Schon wieder Nachrichten von Unglücksfällen, die der Hagelschlag angerichtet hat“, sagt jetzt der Herr Amtmann im Lehnstuhle, indem er die Zeitung bei Seite legt und nach der Tasse greift, um ein Schlückchen von dem Kaffee zu trinken, der ihm mit der fetten Sahne recht einladend zu winken scheint. „Es könnte Einem wirklich angst und bange dabei werden. Kommt doch jetzt beinahe keine Nummer, die nicht vom Hagel zu erzählen hat. Da Hagel, dort Hagel, überall Hagel! Am Ende, Herr Kollege, entschließe ich mich doch noch dazu, einer Hagelversicherungs-Gesellschaft beizutreten. Was ist Ihre Meinung von der Sache?“

Der Herr Kollege scheint so in's Gespräch mit seiner hübschen Nachbarin vertieft gewesen zu sein, daß er die Frage nur halb verstanden hat.

„Wie so?“ entgegnete er, während die Gluth der Ueberraschung seine ohnehin schon blühenden Wangen noch röther färbte.

„Ei nun“, wiederholte der Amtmann, „ich frage, was Sie von den Hagelversicherungs-Gesellschaften halten? Mir scheint das Ding so übel nicht, und ich wäre fast geneigt, eine kleine Summe zu opfern, um eine große sicher zu stellen. Wenn man für Weib und Kinder zu sorgen hat, dann ist's kein Spaß, wenn solch' ein Hagelwetterchen heran gerückt kommt.“

„Ja ganz gewiß, Herr Kollega“, erwiederte Reinhardt. „Hab' auch schon dran gedacht; aber wie's so geht, man

verschiebt das Ding von einem Tag auf den andern, und zuletzt hat man die Aerndte hereingebracht, ohne daß es einen Heller kostete, nämlich Versicherungsgelder!"

„Das ist dann Glückssache, mein Freund, und man kann Gott danken, wenn sie so ausgeht", meinte der Amtmann, und that gedankenvoll ein paar rasche Züge aus seiner Pfeife. „Will doch morgen in die Stadt! Die vielen Unglücksnachrichten kommen mir vor, wie eine Warnung, die man nicht in den Wind schlagen darf, und — lieber Gott — wie viel macht denn die Versicherungssumme aus! Es ist ja nur eine Bagatelle, wenn man bedenkt, was und wie viel sie Einem sicher stellt. Sollten auch mitfahren, Herr Kollega! Wir spannen meine Braunen vor und dann geht's, wie der Wind!"

„Gut, Herr Kollega, werde mich zu gehöriger Zeit einstellen", erwiederte Reinhard, und wendete sich dann wieder an Fräulein Emma, mit der er fünf Minuten später wieder so vertieft in ein leises, zischelndes Gespräch war, daß er Hagel, Kollegen, Stadt, Gegenwart, kurz Alles vergessen hatte.

Am andern Tage kam er richtig wieder auf der Domäne an. Aber da hatte sein Kollege ein nothwendiges Geschäft vor, und für heute wurde aus der Fahrt nach der Stadt nichts. War ihm schon recht, konnte wieder mit Fräulein Emma plaudern, und dachte da viel an den Hagel! Am nächsten Tage ging's wieder so, am folgenden auch, und man schob die Fahrt von einem Tage zum anderen auf, am Ende war sie vergessen. Geht oft so mit uns schwachen Menschenkindern, vergessen gar zu häufig den Spruch, was geschehen muß, geschehe gleich, und werden oft erst durch Schaden klug. Was dann, Nachbar Reinhard hielt förmlich um die Hand der schönen Emma

an, und sie wurde ihm zugesagt. Da gab's so viel zu reden von Hochzeit und Aussteuer und Mitgift und was denn solche Verlobung mehr mit sich bringt, daß kein Mensch im Hause mehr Zeit hatte, an Hagel zu denken. Im nächsten Frühjahre schon sollte die Hochzeit sein, denn der Herr Bräutigam hatte es gar eilig. Der Brautvater überrechnete seine Capitalien, schmunzelte über den Bestand, legte ein Erkleckliches zur Seite, rechnete wieder, und sagte dann zur Frau Amtmännin: „Du, nach der Aerndte wollen wir ernstlich dran gehn. Hohenleben soll verkauft werden. Das Gut ist mir gelegen und paßt mir. Im Frühjahr können wir schon dort eingerichtet sein, und dann feiern wir die Hochzeit im eignen Hause!"

Die Frau Amtmännin war das wohl zufrieden, denn sie kannte das Sprüchlein: „eigener Herd ist Goldes werth", und Hohenleben war ein herrliches Gut. So waren Alle voll fröhlicher Hoffnungen, aber an Hagelwetter und dergleichen dachte kein Mensch; stand ja die Aerndte so nahe bevor.

— So, jetzt haben wir genug erfahren. Haben gesehn, wie's so im Leben zugeht. Der Eine thut das Rechte nicht aus Eigensinn, der Andere thut's nicht aus Leichtsinn, der Dritte schiebt's auf die lange Bank, und der große Haufe verläßt sich auf's gute Glück. Nur wenige sind vorsichtig und gescheut, wie Vater Roloff und der Gevatter.

Vierzehn Tage, drei Wochen gingen hin. Die Sonne lächelte vom blauen Himmel herab, an dem kein Wölkchen aufstieg, und die Fluren standen so herrlich, daß Einem das Herz im Leibe lachen mußte, wenn man einen Spaziergang durch die Felder machte. So reichen, goldenen Segen hatte die gütige Hand des Himmels lange nicht

gespendet, wie in diesem Jahr. Nächste Woche sollte die Aerndte beginnen; der Roggen bräunte sich, der Waizen reifte mit Macht. Vater Roloff sagte: „Mutter, für dies Mal haben wir unser Geld denn doch zum Fenster hinaus geworfen!" Der Schulze lächelte höhnisch, wenn er dem Gevatter begegnete, und sagte: „Gelt, Mann, ist doch gut, daß wir unser Geld im Beutel behalten haben?" Der Gevatter zuckte die Achseln und sprach: „noch ist nicht aller Tage Abend;" — und der Herr Amtmann, wenn er in der Zeitung vom Hagelschlag las und sein Gewissen leise an das Herz klopfte, murmelte er vor sich hin: „Na, nächstes Jahr will ich's aber doch nicht versäumen." Er meinte nämlich, nicht zu versäumen, bei Zeiten gegen den Hagel zu versichern.

So verliefen noch ein paar Tage, und die Sensen wurden vorgesucht und geklopft und gehämmert und geschärft, und im ganzen Dorfe sah man kein finster Gesicht. Arm und Reich, Alles war guter Dinge, und manches Lächeln spielte um die Lippen, wenn das Auge auf dem goldenen Segen der Fluren ruhte.

Es war einer der letzten Tage im Juli, und einer der allerheißesten. Die Luft schien Gluth und kein Windhauch regte sich, um den athmenden Geschöpfen Kühlung zuzuwehen. Wie ein leuchtender Diamant hing die Sonne am Himmel, und ihre heißen Strahlen lagen sengend auf den Gefilden. Nichts regte sich in Feld und Wald. Die sonst bei dem leisesten Wehen auf und nieder wogenden Aehren standen starr und bewegungslos, und das schärfste Auge hätte kein Schwanken oder Zittern der segenschweren, mit gelben Körnern gefüllten Häupter bemerkt. Die Blätter hingen schlaff an den Bäumen, kein Vogel sang, kaum daß ein Schmetterling über die duftigen Waldwiesen hin-

flatterte. Die Menschen hielten sich in ihren Häusern und schlossen die Läden, um so viel wie möglich dem glühheißen Sonnenstrahle zu wehren, in's Innere zu dringen. Die sonst fleißigen Hände der Arbeiter lagen im Schooße, oder verrichteten nur lässig das Geschäft, welches sonst flink und mit Blitzesschnelle abgethan war. Kein Hund bellte im Dorfe; Alle lagen sie in ihren Hütten oder im Schatten der Häuser, schnappten nach Luft und Kühlung und wehrten kaum die lästigen Fliegen von sich ab, die ihnen heute keck auf der Nase herumspazierten.

So war's schon am Morgen. Des Nachmittags wurde es noch ärger. Ueberall Schwüle, Gluth, Sonnenbrand! Auf einmal, es mochte um die dritte Nachmittagsstunde sein, zogen einzelne weißgraue Wölkchen am westlichen Himmelssaume auf. Sie stiegen höher und höher, wälzten sich, riesenhaften Rauchwolken gleich, über- und durcheinander und bildeten mächtige Gebirge mit weißlichen, glänzenden Rändern. Dann kam es wie eine dunkle, breite Wand herauf, grau und schwarz, mit einem elektrischen Schimmer, der fast unheimlich zu schauen war. Das helle Sonnenlicht ward verdunkelt. Es war, als ob ein Schleier vor das leuchtende Tagesgestirn gezogen würde. Dann flogen Schatten auf Schatten gespenstisch über die Fluren. Hier und da kreischte ein Rabe und barg sich tiefer im Dickicht des Waldes. Näher und näher rückte, sich zu beiden Seiten ausdehnend, die düstre Wolkenwand. Ein Windstoß brauste einher und rüttelte an den geschlossenen Fensterläden, daß sie klapperten und klirrten. Wieder Einer! Die schweren Aehren wallten auf und ab, wie die wogenden Wellen eines breiten See's. Die Bäume rauschten und neigten ihre Wipfel zur Erde; da und dort flog ein abgerissenes Zweiglein durch die Luft, weit hinwegge-

führt in stürmischer Eile. Staubwolken wirbelten auf; die Luft pfiff und heulte, und die Ziegel klapperten auf den Dächern.

Fast erschreckt von dem plötzlichen Aufruhr in der Natur trat Vater Roloff vor die Thür seines Hauses. Der rasende Sturm riß ihm die Mütze vom Kopfe, und sorgenvoll rief er der Frau zu: „Mutter, ein schweres Wetter ist im Anzuge! Gott behüte unser Haus!"

Da und dort wurden die Fenster geöffnet, und bange Gesichter schauten in das Toben des Sturmes hinein.

„Herr Gott!" rief der Amtmann, — „was wird das geben? Sichert Thüren und Fenster, Leute, sonst bläst uns das Unwetter Thier und Menschen auf dem Gehöfte fort!"

Der Herr Gevatter stieg auf das Dach seines Hauses, und sah in das Getreibe der düsteren, schweren Wolkenschichten hinein, in denen jetzt Blitze hin und wieder fuhren, wie feurige Schlangen. „Gott sei uns allen gnädig", murmelte er. „Das kann ein Hagelwetter geben, wie wir's noch nicht erlebt."

Näher und näher kam's herangezogen. Ein mächtiges Rauschen ging durch die Lüfte, der Donner rollte und brummte in der Ferne, der Tag war schier in Nacht verwandelt. Hier krachte ein Laden, dort schlug mit lautem Knalle eine schlecht verwahrte Thüre zu, Ziegel prasselten von den Dächern, und die alten Linden vor dem Hause des Amtmanns ächzten und stöhnten und brausten, als ob ihre letzte Stunde gekommen sei.

Vater Roloff und sein Weib hatten in der Eile die besten Vorkehrungen getroffen, standen nun im obern Stockwerke ihres Hauses am Fenster, und erwarteten nicht ohne Furcht und Sorge den Ausbruch des Wetters.

„Vielleicht geht's vorüber", sagte die Frau. „Sieh', der Sturm ist schon nicht so heftig mehr, Alter!"

„Der Himmel geb' es!" entgegnete Vater Roloff beklommen. „Herr Gott, was war das?"

Ein schwefelgelber Blitz flammte ihm gerade in die Augen, und nun brach der Donner los, und schier war es, als ob Himmel und Erde in Stücke brächen, so furchtbar rollte er über das Firmament hin.

„Da schau, die ersten Tropfen fallen!" rief der Alte. „Jetzt geht's los!"

Und in der That, die Schleusen des Himmels öffneten sich. Einzelne Regentropfen, so groß wie ein Thalerstück, klatschten auf die Dächer, auf die Straße nieder, und wurden vom Sturme gegen die Fenster geschleudert, daß sie klirrten. Es wurden ihrer mehr und immer mehr, wie ein Wolkenbruch strömte es nieder, und in Einer Minute stand die ganze Straße unter Wasser, das wie ein Giesbach schäumend und zischend vorüber schoß.

„Der Regen thut nichts, wenn's nicht ärger kommt", sagte Vater Roloff.

Kaum war das Wort aus seinem Munde, so ging ein wunderliches, seltsames Rauschen durch die Luft, noch düstere Nacht lagerte sich über die Erde, noch wilder brauste der Sturm, der Donner brüllte und krachte wie eine Batterie von hunderttausend Kanonen, und auf einmal ging's klatsch, kling, klirr, klirr! da und dort.

„Herr Gott!" rief Vater Roloff, — „da haben wir den Hagel! Hänge die Fensterflügel aus, Frau, sonst bleibt uns keine Scheibe im Hause ganz!"

Ohne Säumen griff er selber zu, riß die Wirbel auf und nahm die Flügel heraus — aber was half's? kaum

war er mit dem ersten fertig, so lagen schon, kling! klirr! klirr! die Glasscherben auf dem Boden und im Nu war die Stube von Hagelstücken und Wasserbächen überschwemmt, und Vater Roloff mußte die entfesselte Naturkraft ohne Widerstand zerstören und wüthen lassen, denn die Glasscherben und die scharfkantigen Eisstücke flogen ihm in's Gesicht und drohten, ihn schmerzhaft zu verwunden.

„Zurück, Alte!" rief er mit lautem Kreischen seiner Frau zu. „Hier ist nichts mehr zu machen, als auf die Gnade Gottes zu bauen! Wenn das noch lange so fortfährt, geht die Welt unter!"

Schreiend kamen die Kinder heraufgestürzt und schmiegten sich voll Todesschrecken an Vater und Mutter an, die vergeblich die armen Kleinen zu beruhigen suchten. Bei dem fürchterlichen Toben draußen konnten die Kinder sie nicht einmal verstehen. Da galt es aushalten! Erschüttert und entsetzt standen Alle; die Kinder weinten und schrieen, die Mutter rang trostlos die Hände, und der Vater starrte mit Zittern in den wüthenden Kampf der Elemente hinaus. Doch sah er fast nichts, als nur das Durcheinanderwirbeln der eigroßen Hagelstücke. Wie aus Flintenläufen geschossen prasselten sie vernichtend, zerstörend, zermalmend, zerschmetternd darnieder, und dazwischen heulte noch immer der Sturm, zuckten noch immer die falben Blitze, rollten noch immer, Himmel und Erde erschütternd, die furchtbaren Donnerschläge.

Das dauerte so fort kaum fünf Minuten lang, die aber den armen Dorfbewohnern eine Ewigkeit schienen. Dann ließ das Getöse nach, der Hagel verschwand, der Sturm minderte sich, die Wetterschläge verhallten in der Ferne, nur einzelne Tropfen fielen noch aus den Lüften herab, der Tag gewann wieder die Herrschaft über die Düsterheit der

Nacht, und plötzlich schien der helle, glänzende Strahl der Sonne wieder vom blauen Aether auf die vor fünf Minuten noch so blühenden, segensreichen Fluren nieder.

Herr des Himmels, welch' eine Veränderung war aber in dieser kurzen Spanne Zeit vorgegangen!

Die Leute stürzten aus den Häusern hervor mit todtblassen, entsetzten Gesichtern. Mit verwilderten Augen starrten sie auf die entsetzliche Verwüstung, die in voller, herzbrechender Schrecklichkeit vor ihren Blicken lag. Einige vergossen Thränen, Andere rangen verzweifelt die Hände, noch Andere jammerten laut und beklagten in abgerissenen Worten die Größe ihres Elends. Und traurig, traurig war die Verwüstung, welche die vernichtende Kraft der empörten Elemente über das arme Dorf herabbeschworen hatte! Noch lagen die Gassen voller Hagelstücke, fußhoch aufgehäuft, und erbärmlich sah es aus, wie das kalte starre Eis mit grünen Blättern und ganzen Zweigen vermischt war, die Sturm und Hagel von den Bäumen herabgeschmettert hatte. Das Herz brach fast, wenn man die Gärten betrat, wo eben noch Alles grünte und blühte und reifte, das Gemüse auf den Beeten, die Früchte auf den Obstbäumen und die armen, bunten Blumen auf den Rabatten. Da war nichts mehr zu schauen von all' der Herrlichkeit. Die Bäume standen kahl und streckten wie jammernd ihre nackten schwarzen Zweige zum Himmel auf; darunter aber lag in wüstem, traurigem Gemisch Frucht und Blatt und Eis untereinander gemengt — ein Anblick, der dem Auge der Mütter und Kinder heiße Thränen auspreßte. Die Gemüsebeete standen leer; Kohl und Bohnen und Alles war in Grund und Boden zusammengeschlagen, und kaum mehr eine Spur davon aufzufinden. Und die armen, zarten Blumen, wohin mochten sie gekommen sein? Wo war ihre

Farbenpracht, ihr Duft, ihr Schmelz? Alles, Alles hin, man fand die Stätte nicht mehr, wo sie vor wenigen Minuten das Auge entzückt hatten.

Aber ach! das war ja Alles nur erst der kleinste Theil des ganzen, schauervollen, unermeßlichen Unglücks! Hinaus stürzten die Väter auf das Feld, wo die schweren Aehren eben noch des Schnitters gewartet hatten. Da standen sie nun und schauten und starrten und rangen die Hände, weinten, jammerten, schluchzten, wütheten! Da standen sie, und vergebens schaute ihr Auge nach den Halmen aus, die in üppiger Fülle die Fluren geschmückt! Da war nichts mehr zu sehen, nichts mehr, als eine herzbrechende Stätte der Verwüstung! Kein Halm wiegte mehr sein segenschweres Haupt im Winde; da war in der ganzen reichen Feldmark nicht mehr so viel Frucht, um nur einen hungrigen Sperling satt zu machen. Der Hagel hatte die Stelle des Schnitters versehen, er hatte das Korn gemähet, und da lag es nun, zerstückt, zerquetscht, zermalmt, in einander gewirrt, zu unauflöslichen Knäueln zusammengeballt, in die Erde hineingeschlagen, der es so fröhlich entsprossen war! Mit Einem, Einem Blicke lag das grenzenlose Elend vor den Augen der entsetzten, armen Dörfler, das Elend der Gegenwart, das Elend der Zukunft. Da war kein Trost, kein Rath, keine Hülfe, da war nichts, als die Gewißheit eines großen, schweren Unglücks, dessen Folgen in ihrer ganzen, drückenden Wucht noch gar nicht berechnet werden konnten. Wovon sollten nun die Kosten des Haushalts bis zur nächsten Aerndte bestritten, womit sollte das Vieh genährt werden, woher sollte das Korn zur nächsten Aussaat kommen? Das waren Fragen, auf die Niemand eine Antwort fand, die man einzig und allein der Barmherzigkeit des Himmels anheimstellen mußte. Da war des Jammerns

und Wehklagens viel im Dörflein, und über all' das Elend her spannte sich der blaue Himmel, und die Sonne schien so lustig, so hell und klar, als ob keine Wolke die friedliche und sanfte Schönheit der Natur gestört hätte.

Jetzt hohnlächelte der Schulze nicht mehr, wenn er dem Gevatter begegnete, und der Herr Amtmann machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er nicht dem Unglück, das ihn noch schwerer, wie alle Anderen betroffen, zuvor gekommen war. Und er hätte es so leicht verhüten können! Jetzt kam die Reue zu spät, und Jeder mußte liegen, wie er sich gebettet hatte. Der Schulze und seine zwei Jaherren erlitten großen Verlust, nicht allein durch das Hagelwetter, sondern auch durch den Ankauf des Waldes, den sie unvorsichtig genug ohne Zustimmung der Gemeinde an sich gebracht. Mit schwerem Gelde mußten sie sich von der übernommenen Verbindlichkeit wieder befreien, und viele Jahre vergingen, ehe die Wunde heilte, welche ihre allzu große Zuversicht ihnen geschlagen hatte. Der Herr Amtmann mußte sich den Ankauf von Hohenleben vergehen lassen. Das ganze mühsam gesammelte Kapital wurde von dem Unglück verschlungen und er mußte noch Schulden obendrein machen, um sich und sein Hauswesen nur durch den Winter zu bringen. Die Hochzeit des Töchterchens wurde auf unbestimmte Zeit hinaus geschoben, weil man jetzt an andere Dinge zu denken und Nothwendigeres zu kaufen und zu besorgen hatte, als die Aussteuer von Fräulein Emma. Nachbar Reinhard wagte keine Einwendung zu machen, denn er hatte von dem Hagelwetter nicht minder gelitten, als der Herr Schwiegerpapa. Vater Roloff aber, als er das Elend sah, welches über sein Dorf hereingebrochen war, ging in sein Kämmerlein und dankte Gott im Stillen, daß er ihm den Gedanken eingegeben hatte, ein

kleines Opfer nicht zu scheuen, um ein großes Unglück zu vermeiden. Die Versicherungssumme ward ihm in der Stadt bei Heller und Pfennig ausgezahlt, und seine Augen glänzten, als er die schwere Geldkatze vor den Augen der Frau auf den Tisch ausschüttete.

„Da, Mutter!" sagte er. „Das haben wir, nächst Gott, dir zu verdanken. Jetzt kannst du dem Nachbar die Wiese abkaufen, wenn du willst."

„Dieses Jahr nicht", erwiederte die Mutter, und legte den Arm um den Nacken ihres braven Mannes. „Es sind viele Freunde da, die heuer das Geld wohl nöthiger brauchen, als wir die Wiese. Später wird ja zu der auch schon noch Rath!"

Vater Roloff verstand sein gutes Weib. „Recht so", sagte er. „Die Wiese kann warten."

Er nahm vierhundert Thaler von der Summe und ging zu seinen armen Nachbarn, die am schwersten von dem Unglück betroffen waren. Denen lieh er das Geld ohne Zins, und eine Thräne der Rührung funkelte in seinem Auge, als er zur Mutter seiner Kinder zurückkehrte.

„Frau", sagte er, „wir haben heute vier glückliche Menschen gemacht!"

Die Frau war voller Freude, und die Wiese — nun, die lief ja nicht davon.

Ich aber frage Euch, war das nicht ein hübsches Dankopfer, welches das wackere Ehepaar dem Himmel darbrachte? Wenn es Euch gefällt, wohlan, so gehet hin und thuet in ähnlichen Fällen desgleichen.

Im nächsten Jahre war Keiner im Dorfe, der sich vor einem Hagelwetter gefürchtet hätte. Die Leutchen waren durch Schaden klug geworden, und ruhig schlug ihr Herz,

wenn auch am fernen Horizonte schwere und düstere Wolken sich aufthürmten.

Und wie ist es mit dir, lieber Leser? Bist du schon klug, oder muß erst der Schaden kommen? Sieh dich vor. Des Himmels Hand ruht oft schwer auf dem Nachlässigen und Säumigen.

Noch eins! Vor Kurzem hat Vater Roloff die Wiese an sich gebracht und den Kaufschilling bei Heller und Pfennig baar ausgezahlt. Die Mutter ist voller Jubel und ihr freundlich Auge lacht ordentlich vor Lust, wenn sie die zwei stattlichen Braunen ansieht, die ihren Stand bei den andern Kühen im Stalle gefunden haben. Blitz, was wird sie nun erst Batzen für Milch und Butter aus der Stadt mit heimbringen!!

Der Bildernarr.

Gewiß giebt es in der Welt nur wenige Leute, die nicht ihr Steckenpferd reiten, oder mit andern Worten, ihre Liebhaberei haben, welche zu befriedigen sie kein Opfer, keine Anstrengung, ja mitunter wohl gar selbst ein kleines Unrecht nicht scheuen. Manchem ergeht's dabei, wie dem würdigen Franklin, der sein Pfeifchen zu theuer bezahlte, und zu spät sieht er ein, daß auch er sein Pfeifchen viel, viel zu theuer bezahlt hat. Geht's mit dem Verlust eines Sümmchens baaren Geldes ab, nun, so kann er sich allenfalls trösten und denken: bringst es wieder ein durch Sparsamkeit und verdoppelten Fleiß. Geht der Schade aber tiefer, und hat wohl gar das Gewissen einen Bruch erlitten, dann ist's schlimm, dann ist das Pfeifchen, es mag einen Namen führen, welchen es wolle, viel, viel zu theuer mit der bitteren, brennenden Reue bezahlt, die am Herzen nagt früh und spät, und keine vergnügte Stunde ungetrübt läßt, bis es ganz und gar still steht und die kühle Erde den Mantel der Liebe darüber deckt.

Ja, es ist mit dem Pfeifchen ein ganz eigen Ding. Ehe man sich's versieht, ist man darin verliebt bis über die Ohren, und nun wehe dir, wenn du der Begierde nicht bei Zeiten den Zügel der Vernunft und Besonnenheit über=

wirfst. Sie geht mit dir durch in immer rascherem Jagen, wie ein wildes Pferd, das durch dick und dünn davonras't, bis es Dich zuletzt in einen Abgrund hineinstürzt, aus dem du nimmer mit heilen Gliedern herauskommst. Und gewöhnlich ist das Pfeifchen im Anfange so unschuldig, schmeichelt sich so leicht und schmiegsam in Herz, Sinne und Neigung ein, daß du noch gar nicht recht weißt, ob es wirklich drinnen sitzt, während es schon zu einem Riesen herangewachsen ist, der deine besten Vorsätze mit seiner Keule zu Boden schlagen kann.

Des Einen Steckenpferd oder Pfeifchen sind Bücher. Er kauft sich erst ein Werk, dann noch eins, wieder eins, die kleine Sammlung wächst an, wird schon ordentlich wie eine Bibliothek aufgestellt, und siehe da, im Umsehen ist das Pfeifchen gekauft und wird in der Regel zu theuer bezahlt. Und doch wollen wir diese Liebhaberei nicht einmal schelten, da sie immer Nutzen bringt, wenn sie nicht so arg übertrieben wird, daß man am Ende die Rechnung des Buchhändlers nicht bezahlen kann, wenigstens nicht ohne große Opfer zu bringen. Aerger ist's schon mit dem Gesellschafts-Pfeifchen! An dieser Klippe ist schon manches junge Ehepärchen gescheitert, das in den Hafen des Glücks eingelaufen zu sein glaubt und die Freuden desselben in stiller Behaglichkeit genießen will. Aber da kommt bald von hier, bald von da eine Einladung zu einem Kaffee, einem Theekränzchen, einem frugalen Abendbrod, und — die Leute meinen's so gut, — man kann's ihnen wahrlich nicht abschlagen! Man geht da, man geht dort hin, bald allein, bald mitsammen. Natürlich fällt es nun den Leutchen ein, daß sie nicht immer empfangen und nehmen können, daß sie auch geben müssen. Item — die Einladungen werden gemacht, die Gäste kommen, man amüsirt sich

herrlich, der Geschmack an den Gesellschaften ist im Steigen, man kommt zuletzt gar nicht mehr heraus, und das Ende vom Liede ist dann — daß die Ausgaben die Einnahmen übersteigen, daß das Pfeifchen zu theuer bezahlt ist, und daß die Reue hinterher gehinkt kommt. Glück genug, wenn die Leutchen bei Zeiten umlenken! Wo nicht — nun, dann haben sie's selber zu verantworten, wenn die Ruhe, das Glück ihrer Häuslichkeit davon flattert, wie ein Vogel, dem man den Käfig geöffnet hat.

Wie mit diesem, so geht's auch mit vielen andern Pfeifchen, als da sind, das Pfeifchen der Putzsucht, das Luxuspfeifchen, das Häuserbauen-Pfeifchen, das Pferde-Pfeifchen, das Garten-Pfeifchen u. s. w. Eins der schlimmsten ist das Bilderpfeifchen, denn das ist gewaltig kostspielig, und wird immer und ohne Ausnahme zu theuer bezahlt. Weil ich gerade darauf zu reden komme, fällt mir eine Geschichte von solchem Bilderpfeifchen-Liebhaber oder Bildernarren ein, die ich Euch erzählen will, weil vielleicht dieser oder jener sich ein Beispiel daran nehmen kann.

In der Residenz wohnte der Rath — halt! wollen ihn Heimberger nennen, weil's ihm doch am Ende nicht recht wäre, wenn er seinen wahren Namen gedruckt läse. Könnte mir wohl gar einen Injurienprozeß anhängen, weil ich ihn einen Bildernarren geheißen. Aber was hilft's? Die Wahrheit zu sagen, war der Herr Rath eben doch wirklich ein Bildernarr, und das ein so ächter und completer, wie man sie nicht oft in der Welt findet. Ich kenne den ganzen Verlauf seiner Narrheit ganz genau, und darum weiß ich wohl, daß ich ihm nicht zu viel thue, wenn ich ihm diesen Ehrentitel zuertheile.

Schon, als der Rath Heimberger noch ein Junggeselle

war, fing seine Liebhaberei zu hübschen Bildern an. Seine ganze Stube hing voll von Gemälden, die er, Gott weiß bei welchen Gelegenheiten zusammengebracht hatte, und die ihn jedenfalls ein Heidengeld gekostet. Es war freilich manches hübsche Stück dabei, aber werthvoll konnte man kein einziges nennen, obgleich sie der gute Rath für lauter Originale von Rubens, Van Dyk, Raphael und Corregio hielt. Wurde freilich mitunter ausgelacht, aber nur hinter seinem Rücken, denn er war sonst ein vermöglicher Mann, der, die ganze Stadt war einig darüber, zu leben verstand. Wenn er ein kleines Gastmahl gab, so schmatzten die Leckermäuler schon im Voraus, und freuten sich auf die Pasteten und feinen Weine, ohne die es der Rath nicht abgehen ließ.

Seine Freunde fragten ihn öfters: „Aber, Heimberger, willst du nicht zu deinem hübschen, großen Hause eine hübsche, kleine Frau nehmen? Wirst doch nicht ein alter Junggesell werden wollen?“ — Bei solchen Fragen pflegte Heimberger pfiffig zu lächeln, deutete mit dem Finger auf die Wände seines Zimmers, und sagte schmunzelnd: „Da habe ich hübsche Weiberchen genug, und keine macht mir das Leben sauer, oder hält mir Gardinenpredigten! —“ Und da hatte er Recht, denn die Weiberchen waren alle nur gemalt. Machten ihm freilich keinen Verdruß und Aerger, gingen ihm aber auch nicht freundlich um den Bart, und kos'ten und schmeichelten ihm nicht, was doch einem gestrengen Herrn Ehemann auch zuweilen wohl thut. Der Rath wollte aber davon nichts wissen. „Ich bleibe ledig!“ war sein Wahlspruch, und seine guten Freunde hatten sich schon daran gewöhnt, ihn als einen alten Junggesellen zu betrachten, als ihm das launenhafte Schicksal doch noch einen Streich spielte.

„Hört, Heimberger", sagte eines Tages ein Bekannter zu ihm, — „ich weiß etwas für Euch!"

„Was denn? Was? Heraus mit der Sprache, Alterchen!"

„In der Vorstadt draußen steht ein kleines Haus, das umschließt einen großen Schatz!"

„Was du sagst? Doch nicht ein Holbein? He?"

„Nein, ein Albrecht Dürer ist's, und das ein prächtiger!"

„Den muß ich haben!" rief der Rath, und griff nach Hut und Stock, um alsbald seine eiligen Schritte in die Vorstadt hinaus zu lenken.

„Ha, ha, so schnell geht das nicht!" rief der gute Freund und lachte. „Das Bild ist freilich zu haben, aber nur mit einer Zugabe!"

„Was für eine?" fragte der Rath, dem es in allen Gliedern zappelte. „So sprich doch! Himmel und Erde, während wir hier schwatzen, kommt mir vielleicht ein Anderer zuvor, und das Bild ist zum Henker!"

„Nur Geduld! Hat nichts zu bedeuten. Hört mich nur erst ruhig an, Heimberger, und nachher — thut, was Ihr nicht lassen könnt. Also, daß der Dürer ein ganz echter und veritabler Nürnberger Dürer ist, darauf könnt' Ihr Euch verlassen. Aber der Mann, dem er gehört, ist Euch ein ganz kurioser Kauz, Heimberger. Dieser und jener Liebhaber ist schon bei ihm gewesen, hat das Bild kaufen wollen für schweres Geld, ist aber immer wieder ganz verblüfft davon gegangen und — nun, das Bild hängt heute noch an Ort und Stelle über dem Sopha, und es ist sehr die Frage, ob Ihr es kriegt, Heimberger!"

„Ei, das wollen wir doch gleich sehen!" rief der Rath. „Auf der Stelle gehe ich — —"

„Halt!“ sagte peremptorisch der Andere. „Erst gehört und dann gethan! Also, wenn ein Liebhaber gekommen ist und hat gefragt: „Ist Euch das Bild feil?“ dann hat der Besitzer gelächelt und gesagt: „Feil ist mir's, aber nur unter Einer Bedingung, und nicht für Geld. Außer dem Bilde habe ich auch noch ein Töchterchen. Wer das heirathet, dem gebe ich das Bild, und keinem Anderen!“ Wenn dann die Liebhaber ganz verblüfft da gestanden haben, und haben Geld über Geld geboten, ohne auf die närrische Bedingung einzugehen, so hat der alte Kauz ihnen ganz höflich die Thür aufgemacht und gesprochen: „Packen Sie sich nur gefälligst fort, mein Liebster. Mit dem Handel ist's nichts, rein gar nichts, also sparen Sie Ihre Worte! Und da sind natürlich die Leute abgezogen, und Dieser und Jener hat den Alten verwünscht, daß es mitunter gräulich anzuhören gewesen sein soll.“

„Ei, den Henker auch!“ rief der Rath Heimberger, und sein behagliches Gesicht war ganz roth vor Zorn — „der Kerl muß ja auch vollkommen toll und verrückt sein! Toll und verrückt, wie ein Märzhase!“

Warf Hut und Stock zornig in einen Winkel und rannte so wüthend in seinem Zimmer hin und her, als ob ihm die größte Beleidigung widerfahren wäre.

„Unverschämter Kerl!“ schrie er voller Wuth. „Wie kann er verlangen, daß ich seine Tochter heirathen soll? Ist das nicht zum Todtschießen, Freund Heyse?“

Freund Heyse lachte, daß ihm sein Bäuchlein schütterte. „Verlangt ja das gar nicht, der Mann!“ rief er. „Will ja nur das Bild nicht hergeben, Ihr komischer Kauz!“

„Aber, Mensch — zeterte der Rath mit zornblitzenden Augen und packte den Freund mit beiden Händen an den Schultern und schüttelte ihn — „Mensch, Ihr seht doch

ein, daß er mich geradezu zwingt, sein Mädchen zu heirathen! Seid Ihr denn ganz blind und taub?"

„Aber, Heimberger, so seid doch vernünftig!" schrie Freund Heyse. „Der Mann weiß ja gar nichts von Euch!"

„Aber ich weiß von ihm und von seinem Dürer", rief der Rath, — und den Dürer muß ich haben, das seht Ihr doch ein, und wenn ich ihn haben will, muß ich die Tochter heirathen, und also zwingt mich der Kerl, zwingt mich geradezu, in den Stand der Ehe zu treten! Wenn Ihr das nicht einseht, Freund Heyse, na wahrhaftig, dann fehlt's Euch hier!" Und der Rath tippte sehr bedeutungsvoll an seine Stirn, deren Zornader fingerdick aufgeschwollen war.

Freund Heyse lachte, daß ihm die Thränen stromweise aus den Aeuglein schossen. „Rath!" schrie er, „Rath Heimberger, Menschenkind! So laßt doch das Bild fahren, dann bleibt Euch ja die Tochter von selber vom Halse!"

Verblüfft schaute ihn der Rath an. „Ja wahrhaftig", sagte er, „das will ich auch thun! Was kümmert mich das Bild? Ist am Ende nicht einmal ein echter Dürer, ist nur eine elende Schmiererei! Der Kerl will nur nach einem Schwiegersohn angeln! Denken wir nicht mehr daran, Freund Heyse."

„Mir recht", sagte der, — „daß aber der Dürer echt ist, dafür stehe ich Euch! Doch was thut's? wollen den Gegenstand fallen lassen."

Die beiden Freunde sprachen von anderen Dingen; Rath Heimberger war jedoch seltsam zerstreut und unruhig, und gab öfter als einmal verkehrte Antworten. Freund Heyse mußte immer heimlich in sich hinein kichern und einmal wäre er beinahe herausgeplatzt, als der Rath auf seine Frage, wo

des türkischen Sultans Harem läge, antwortete: „In unserer Vorstadt Alter, natürlich!“

„Mit Euch ist heute nichts mehr anzufangen, Heimberger!“ sagte er, und kneifte sich in den Arm, um das Lachen zu unterdrücken, das den Freund von Neuem und noch mehr in den Harnisch gejagt haben würde. „Treffen wir uns heute Abend bei Ceroni?“

Ceroni hatte gewöhnlich die besten Austern in seinem Keller.

„Freilich, freilich!“ meinte der Rath. „Wollt' Ihr fortgehen? Nun, ich begleite Euch! War lange nicht in der Vorstadt! Könnt mir gelegentlich zeigen, wo der verrückte Kauz wohnt mit seinem Dürer! der närrische Kerl, der! hahaha! Kommt, Freund Heyse! Ich könnte mich todt lachen über das Menschenkind mit seiner wunderlichen Idee! Kommt, kommt!“

„Ich denke, Ihr wolltet nichts mehr von ihm hören, Heimberger?“ fragte Freund Heyse ganz unschuldig, während der inwendige Schalk ironisch und spöttisch um seine Lippen spielte.

„Ah bah! Macht nicht so viele Worte, Mann!“ rief der Rath ein wenig beschämt, indem er seinen Hut aufstülpte und den Freund unter den Arm nahm. „Laßt uns gehen!“

Und sie gingen — gerades Weges in die Vorstadt. Freund Heyse mußte das Haus zeigen, welches den köstlichen Schatz barg, und sinnend blieb der Rath vor der Thür desselben stehen.

„Wäre doch neugierig, das Ding zu betrachten“, murmelte er. „Wollen hinein spazieren, Freund! Es ist nur um Euch zu beweisen, daß man Euch, wie gewöhnlich, ein

albernes Mährchen aufgebunden hat. Wird ein sauberer Dürer sein!"

„Heute nicht, Heimberger!" entgegnete Freund Heyse. „Habe noch einen nothwendigen Gang zu machen. Und kenne Euch schon. Wenn Ihr erst vor dem Bilde steht, kommt Ihr in der ersten Stunde nicht wieder davon weg."

„Auch gut!" brummte der Rath und schwenkte kurz um, nachdem er die Hausnummer sorgsam seinem Gedächtniß eingeprägt hatte. „Will gleich zum Ceroni gehen. Mag gar nichts mehr von dem Bilde hören! Ist doch nur dummes Zeug damit. Adieu!"

Entschlossen machte er sich von seinem Begleiter los, der ihm halb spöttisch, halb gutmüthig nachlächelte, und dann in ein Kaffeehaus schlüpfte, das dem Gebäude des „verrückten Kerls", wie Heimberger den Besitzer des Gemäldes bezeichnete, schräg gegenüber lag. Dort setzte er sich an's Fenster, nahm eine Zeitung, und schielte von Zeit zu Zeit darüber hinweg auf die Straße. Plötzlich sprang er auf und lachte. „Richtig, da kommt er!" rief er. Und damit meinte er den Rath Heimberger, der mit hurtigen Schritten herangesegelt kam, am Hause drüben die Klingel zog und — durch die geöffnete Thüre verschwand.

„Wenn der närrische Kauz nicht binnen heute und acht Wochen Junggeselle gewesen ist, dann will ich Hans heißen;" murmelte Freund Heyse, bezahlte die geforderte Tasse Kaffee, und schlüpfte, heimlich lachend und seltsam mit den Händen in der Luft umherfechtend, davon.

Und richtig! Acht Wochen darauf hing der Dürer im Gemäldezimmer Heimbergers und in seinem Wohnzimmer schaltete und waltete mit lieblichem Thun eine Frau Räthin. Konnte dem Dürer nicht widerstehen, der Heimberger. Mußte ihn haben, und bezahlte ihn mit seiner unge-

bundenen Freiheit. „Ein schöner Preis das!“ werdet Ihr sagen, Ihr alten Junggesellen nämlich. „Hat sein Pfeifchen viel zu theuer bezahlt!“

„Quod non!“ erwiedere ich. „Diesmal hat der Himmel den Rath behütet und ihm mit dem unbezahlbaren Dürer einen noch unbezahlbareren Schatz zuertheilt. Wie's so manchmal geht — der Heimberger hatte sich gesträubt und gesträubt, weil's ihm durchaus nicht zu Sinne wollte, daß er noch in eines Weibes Krallen fiele, und nun hatte ihm der Himmel ein Glück bescheert, dessen er kaum würdig war. Die Frau Räthin war hübsch, sanft, wohlwollend und vor allen Dingen gescheidt. Als der Rath sich eifrig um ihre Hand bewarb, hatte sie bald durchschaut, daß seine Huldigungen mehr dem todten Bilde als dem lebendigen Mädchen galten, und sie hütete sich daher, ihm irgend eine Hoffnung zu geben, obgleich ihr der Rath selber gar nicht übel gefiel. Je kälter sie sich zeigte, desto heißer entbrannte der Rath. Es dauerte nicht lange, so war ihm das lebendige Mädchen mehr werth, als das todte Bild, und als Elisabeth das merkte, lächelte sie ihm noch einmal so freundlich zu, wenn er kam, als früher. Das Blättchen hatte sich gewendet. Bei der Hochzeit war der Rath bis über die Ohren in die Braut verliebt, und den Dürer betrachtete er nur als eine angenehme Zugabe. Zufall, oder Bestimmung, oder Schicksal hatte dem Rath das große Loos zugeworfen, und so war es denn zugegangen, daß er dieses Mal sein Pfeifchen nicht zu theuer bezahlt hatte. Aber eine Ausnahme macht noch keine Regel, wie wir bald sehen werden.

Ein Jahr oder zwei gingen langsam hin, und der Rath ganz für seine Frau und den hübschen, pausbackigen Jungen lebend, den sie ihm geschenkt hatte, schien sein altes

Steckenpferd ganz vergessen zu haben. Da geschah's, daß ein Kunsthändler mit einer großen Auswahl schöner Gemälde in die Stadt kam. Er stellte seine Bilder in dem größesten Saale der Residenz auf, und lud Kunstkenner und Freunde ein, zu sehen, zu wählen, zu kaufen. Das war frisches Oel auf die schon fast erloschene Flamme Heimbergers. Er war der Erste, der zu dem Kunsthändler rannte, er war am meisten entzückt über die Gemälde, er warf das Geld mit vollen Händen weg, um alte, schwarzgeräucherte, buntfarbige Leinwand gleichsam mit Golde aufzuwiegen. Der Frau Räthin wurde angst und bange; denn obgleich der Herr Gemahl ein wohlhabender Mann war, so sah sie doch ein, daß die Kisten und Kasten endlich leer werden würden, wenn immer und immer nur herausgenommen und verschleudert ward. Sie machte ihrem Manne sanfte, vernünftige Vorstellungen, sie gab ihm zu bedenken, daß er jetzt für Weib und Kinder sorgen, und daß er nicht vergessen müsse, hübsch in die Zukunft zu schauen. Der Rath hörte nicht.

„Schweig, Frau!" brummte er. „Was ist das elende Gold gegen diese herrlichen Bilder, die unter Brüdern doppelt so viel werth sind, als ich dafür ausgebe. Wenn ich einmal sterbe, magst du damit anfangen und thun, was du willst, und ich versichere Dich, daß ich den Kindern eine Erbschaft hinterlasse, für die sie mich noch im Grabe segnen werden. Schau dir nur diesen Rubens an", — er führte sie vor ein neu angekauftes Bild — „lumpige zwei Tausend Thaler habe ich dafür bezahlt! Nach meinem Tode ist er viertausend werth!"

Die Frau Räthin schwieg, beugte sich zu ihrem Knaben nieder, und zerdrückte eine Thräne im Auge.

„Wenn der Mensch, der Kunsthändler, erst wieder fort ist, wird's ja besser werden!" seufzte sie.

Aber der Mensch blieb eine, blieb zwei, blieb drei Wochen, und alle Tage spazierte der Rath des Morgens zwischen eilf und zwölf in den Gemäldesaal, und selten kehrte er zurück, ohne einen Kauf mit dem gewandten Händler abgeschlossen zu haben. Heute war's ein Titian, morgen ein Van Dyk, übermorgen ein Murillo, dann ein Holbein — — kurz — alle Zimmer des Raths hingen schon voller Bilder, und doch kaufte er noch immer zu. Das gab ein mächtiges Loch in der Geldkiste.

„Gott sei Dank!" seufzte die Frau Räthin, als sie endlich hörte, daß der Kunsthändler die Stadt wieder verlassen habe. „Nun, Männchen, jetzt wirst du doch keine Bilder mehr kaufen?"

„Kommt darauf an!" sagte der Rath, indem er mit einem stolzen und wohlgefälligen Blicke seine Schätze überschaute. „Wenn ich was Gutes finde, so muß es heran! Sollst sehen, Frauchen, meine Gallerie wird bald in ganz Europa berühmt sein! Ich kenne wenigstens keinen Privatmann, der eine solche Reihe trefflicher Bilder aufzeigen könnte. Und lauter Originale, Weibchen", setzte er, vergnügt die Hände reibend, hinzu, — „lauter Originale, kein Schund von Copien, diesem erbärmlichen Nothbehelf armer Schlucker! Kosten freilich Geld, viel Geld, aber der Heimberger hat's, und die Ehre, Frau, die Ehre — na, du verstehst mich."

Die Frau Räthin seufzte, und der Herr Rath trieb sein Wesen gerade wieder, wie als Junggesell. Er spionirte nach alten Bildern umher, durchkroch alte Kirchen und alte Böden, und wo er etwas fand, das ihm zusagte, das mußte

er haben. Der Bilder wurden immer mehr, der Kapitalien immer weniger, und dazu kam ein Kindchen nach dem andern, lauter hübsche, gesunde Knaben und Mädchen und die Frau Räthin schaute mit Angst und Bekümmerniß in die Zukunft.

Eines Tages, der Rath war eben wieder auf einem Streifzuge nach bemalter Leinwand aus, saß sie in ihrem Zimmer und weinte bitterlich. Da klopfte es an die Thür, die Frau Räthin wischte schnell ihre Thränen ab, und herein trat Freund Heyse, dessen Bekanntschaft wir bereits gemacht haben. Er war ein wenig bestürzt, als er die rothen, entzündeten Augen der armen Frau bemerkte, und sein Herz schwoll ihm vor Zorn über den thörichten Bildernarren, der sein gutes Weib so bitter betrüben konnte. Mit diesem aber empfand er das herzlichste Mitleiden. So blieb er denn, plauderte von dem und jenem und hatte bald das Gespräch auf die Bilder gelenkt. Die Frau weinte wieder, er tröstete, und sie schüttete ihm endlich ihr ganzes Herz aus. Freund Heyse hörte sie aufmerksam an, sprach keine Silbe, und nickte nur manchmal mit dem Kopfe.

„Ja, ja", sagte er endlich, „der Herr Rath bezahlt sein Pfeifchen viel zu theuer, denn er bezahlt es nicht allein mit schwerem Golde, sondern auch mit seiner häuslichen Glückseligkeit. Wie wär's Frauchen, wenn wir ihn von seiner Krankheit kurirten, — denn eine Krankheit ist seine Bildersucht und eine schlimmere, wie Nervenfieber und Cholera."

Die Frau Räthin horchte hoch auf. „Wäre denn das möglich?" fragte sie. „Gott im Himmel, welch' ein Glück für mich!"

„Hören Sie mich an, beste Frau Räthin", sagte Freund Heyse, „aber nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich ge-

rade mit der Wahrheit herausrücke. Schauen Sie, der Herr Rath hält sich für einen großen Kunstkenner und doch — versteht er eigentlich nicht mehr von Gemälden und Bildern, wie der Esel vom — wollte sagen, wie die meisten Leute, die sich gleichfalls für Kenner halten. Zwei Drittel von seiner ganzen Sammlung sind, das hat mir ein tüchtiger und geschickter Maler gesagt, dem ich auf's Wort glauben kann, — nichts, wie Kopien guter Bilder und Sudeleien, die der Herr Gemahl auf Treu und Glauben für echte Ruben's und Raphael's und Salvator Rosa's gekauft und bezahlt hat. Wenn wir ihm das beweisen können, so, ich setze meinen Kopf zum Pfande, ist's mit seiner Liebhaberei vorbei, und schlecht müßte ich ihn kennen, wenn er nicht Tags darauf Anstalt machte, seine ganze Gallerie sich vom Halse zu schaffen."

„Ach Gott, das wäre ja ein großes, großes, unsägliches Glück für mich, für seine Kinder, ja für ihn selbst!" rief die Frau Räthin aus.

„Freilich wär' es das, und obgleich wir ihm einen harten Schlag versetzen, wenn wir ihm die Augen öffnen, so muß es halt doch geschehen, wenn er sich nicht ganz und gar zu Grunde richten soll."

„Ja, aber wie sollen wir ihn zur Erkenntniß bringen?" fragte die Frau Räthin. „Das ist unmöglich, ganz unmöglich!"

„Nicht so unmöglich, wie Sie glauben, Frauchen", erwiederte Freund Heyse, und sein schalkhaftes, ironisches Lächeln spielte um seine Lippen, wie immer, wenn er einen Streich ausführen wollte und seiner Sache so recht gewiß war. „Haben Sie schon vom Direktor Hölder in Berlin gehört?"

„Gewiß, freilich, wer sollte den Namen nicht kennen?"

erwiederte die Frau Räthin. „Mein Mann hat schon oft von ihm zu mir gesprochen und hundert Mal schon gesagt: „Wenn nur der Hölder einmal meine Bilder sehen könnte! Der ist der erste Kenner in der Welt! Was würde er für Augen machen, wenn er durch meine Gallerie ginge." — Ja wohl kenne ich seinen Namen!"

„Nun denn, Frauchen, der Hölder ist hier, ist ein alter Special von mir, und thut mir aus Freundschaft den Gefallen, unseren Heimberger von Grund aus zu kuriren. Also trocknen Sie Ihre Thränen von den blassen Wängelein, und seien Sie frohen Muthes. Ehe acht Tage hingehen, ist der Rath geheilt, mein Wort darauf!"

Freund Heyse ging davon und ließ die Frau Räthin getröstet und beruhigt zurück. Sie hätte freilich gern erfahren, welche Pläne der wohlmeinende Freund im Schilde führte, aber er wollte nicht beichten, durchaus nicht, und so mußte sie dann in Geduld der Dinge harren, die da kommen würden.

Am andern Morgen saß die Familie des Rath Heimberger, wie gewöhnlich, um den Kaffeetisch. Der Rath dampfte sein Morgenpfeifchen, schlürfte von Zeit zu Zeit ein Schlückchen von dem braunen Tranke, und studirte dabei die Zeitungen.

„Blitz noch einmal!" rief er plötzlich, „den muß ich haben!

„Wen denn, lieber Mann?" fragte die Frau Räthin.

„Höre nur, Frau! Hier steht, gedruckt zu lesen, wie folgt: „Man wird sich noch der Nachricht von dem Gemälde erinnern, welche wir vor wenigen Wochen in unsern Blättern mittheilten. Das berühmte Bild, welches man bei der Auction im Hause einer armen Wittwe zufällig für einen echten Lukas von Leyden erkannte, hat Hr. Theo-

baldi für den Preis von viertausend Thalern angekauft, und stellt es auf seiner Durchreise hier im Saale des Museums auf, wo es täglich von 9 Uhr Morgens an in Augenschein genommen werden kann. Herr Theobaldi soll nicht abgeneigt sein, sich des Bildes zu entäußern, wenn ihm ein annehmliches Gebot gethan wird."

„Meinen Rock, Frau!" schrie der Rath Heimberger. „Meinen Hut, meinen Stock! Ich muß hin! Gleich! Auf der Stelle!"

„Aber, lieber Mann, die Glocke hat noch nicht einmal acht Uhr geschlagen", erwiederte die Frau Räthin. „Du kannst doch den Mann nicht aus dem Bette herausklopfen."

„Ja, freilich, das geht nicht an!" seufzte der Rath. „Aber — nun — die Stunde wird ja hingehen!"

Er griff wieder nach der Zeitung und las weiter. Aber nach kaum einer Minute sprang er wie electrisirt wieder auf, und schrie: „Alle Wetter, das ist ein Ereigniß! Denke dir, Frau, der Hölder ist hier! Da steht's gedruckt: „Der berühmte Kunstkenner, Herr Director Hölder aus Berlin, hält sich gegenwärtig in unserer Stadt auf, um, wie man sagt, Ankäufe für die Gemäldegallerie des Prinzen F. zu machen. Nach einigen Tagen wird er seine große Reise nach Italien fortsetzen!" Frau, den Mann muß ich kennen lernen! Der muß mir in mein Haus! Der muß meine Bilder, meine Gemälde sehen! Frau, koche, brate, röste — ich muß ihm ein Fest geben! Donner und Doria, was wird er für Augen machen, wenn er meine Kunstschätze besieht!"

Der Herr Rath schien große Lust zu haben, vor lauter Freuden auf einem Beine im Zimmer herum zu tanzen, seine Augen strahlten, und triumphirend überflog er mit einem stolzen Blicke seine kostbaren Gemälde. Aber auf einmal runzelte

er die Stirn und das frohlockende Lächeln verschwand von seinen Lippen.

„Wetter noch einmal, Frau, bring' mir meinen Rock!" schrie er. „Ich muß hin, muß den Theobaldi aus dem Bette klopfen, er muß mir heraus, muß mir das Bild verkaufen, sonst kommt mir der Hölder zuvor! Hurtig, hurtig! Der Boden brennt mir unter den Füßen! Wenn er nur die Zeitung nicht schon gelesen hat! Da steht's ja schwarz auf weiß, ist hergekommen, um Ankäufe für die Gemäldegallerie des Prinzen zu machen! Hol' ihn der Henker mit sammt seinem Prinzen, wenn er mir in's Gehäge kommt! Den Rock her, Frau!"

Die Frau Räthin, anstatt bestürzt und ängstlich zu werden, holte flink das Verlangte herbei; denn eine Ahnung flüsterte ihr zu, daß die beiden Zeitungsannoncen wohl mit dem Plane Freund Heyse's in Verbindung stehen könnten. Der Rath fuhr mit Blitzesschnelle in den Rock hinein, warf die kaum halb ausgerauchte Pfeife auf die Seite, stülpte den Hut auf, griff nach dem Stocke, sagte kaum Adieu, und polterte mit schnellster Hast die Treppe hinunter und fort zum Theobaldi. Der Mann schliefe noch, hieß es, doch wolle man ihn von der Ankunft des Herrn Rathes benachrichtigen.

„Gottlob!" seufzte dieser. „Wenn er noch in den Federn liegt, so kann mir der Hölder wenigstens nicht zuvorgekommen sein!"

Geduldig patrouillirte er auf und ab, bis der Herr Theobaldi sich endlich einstellte.

„Entschuldigen Sie, Werthester", empfing ihn der Rath. „Ließ mir keine Ruhe, Ihr Bild zu sehen! Konnt' es nicht lassen, mußte Sie stören! Und nun, Verehrtester, wo ist's? Lassen Sie mich sehen, bewundern, anbeten!"

„Stehe ganz zu Diensten, mein theurer Herr Rath“, erwiederte Theobaldi geschmeidig. „Habe schon von Ihnen vernommen! Freue mich, einen Kenner, wie Sie, begrüßen zu dürfen! Folgen Sie mir nur gefälligst nach — hierher, wenn's beliebt!“

Herr Theobaldi ging voran, der Rath folgte, zitternd vor Hast und Erwartung. Im Saale stand das Bild — in der günstigsten Beleuchtung. Der Rath stürzte darauf zu.

„Ah!“ rief er. „Ah! Herrlich! Prächtig! Diese Farben! Diese Zeichnung! Unübertrefflich! Meisterstück! Wahres Meisterstück!“

Er kniff die Aeuglein zusammen, trat vor, zurück, wieder vor, verschlang das Bild fast mit den Blicken, und murmelte: „Ich muß es haben, ich, der Rath Heimberger! Muß es haben, sag' ich!“

„Wie hoch halten Sie das Bild, Herr?“ wendete er sich an Theobaldi. „Heraus mit der Sprache!“

„Ich bin noch nicht ganz entschlossen, ob ich mich überhaupt davon trenne, „entgegnete Theobaldi zögernd. „Sie, ein so feiner Kenner, wissen wohl, daß der Schatz geradezu eigentlich unbezahlbar ist; also — —“

„Kein Wort mehr, Freundchen! Kein Wort!“ rief der Rath dessen Begier noch höher stieg, als der Verkäufer so unentschlossen schien. „Bin der Rath Heimberger! Kann's bezahlen! Nur heraus mit der Forderung!“

„Ja, Herr Rath, unter sechstausend Thaler, das sehen Sie ein —“

„Abgemacht, Freundchen! Abgemacht!“ rief der Rath schnell. „Sollen sie haben, die sechstausend. In einer Stunde bin ich wieder hier und bringe das Geld. Ihr

Wort darauf, daß Sie das Bild keinem Anderen überlassen."

„Der Handel ist abgemacht, mein Wort darauf!" entgegnete Theobaldi; und spornstreichs rannte der Rath davon. Lächelnd schaute ihm Herr Theobaldi nach.

Als Rath Heimberger zurückkehrte, fand er eine ziemliche Anzahl sogenannter Kunstkenner um das Bild versammelt, die es von allen Seiten betrachteten, bewunderten, ganz in Entzücken verloren schienen, und den glücklichen Käufer des Gemäldes mit unverhehltem Neide betrachteten. Der Rath glühte vor Hast und Eifer. Er riß ein Packet aus der Tasche, das er so eben von seinem Banquier geholt hatte, öffnete es, und langte eine hübsche Anzahl Tresorscheine heraus, die er vor den Augen der Versammelten dem Herrn Theobaldi aufzählte.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und ein stattlicher alter Mann trat herein, begleitet von unserem Freund Heyse, dem eine mühsam verhaltene Fröhlichkeit aus den Augen blitzte. Der erwähnte alte Herr trat vor das Gemälde und schien es mit scharfem Blicke zu prüfen. Während dies geschah, strich Herr Theobaldi sein Geld ein, und war im nächsten Augenblicke verschwunden. Freudestrahlend betrachtete jetzt auch der Rath das vermeintlich so herrliche Bild, dessen glücklicher Besitzer er war.

„Soll dieß der Lukas von Leyden sein, von dem in der heutigen Zeitung die Rede ist?" fragte jetzt der mit Freund Heyse gekommene alte Herr mit einem spöttischen Lächeln.

„Gewiß ist er's!" rief Rath Heimberger stolz und warf sich in die Brust. „Ist der Lukas von Leyden, muß es

wissen, habe ihn um baare sechstausend Thaler angekauft!"

„So?!" entgegnete der alte Herr ruhig. „Dann hat man Sie um fünftausend, neunhundert und neunzig Thaler geprellt. Diese elende Copie, der man einen täuschenden Anstrich von Alterthum gegeben hat, ist kaum zehn Thaler werth!"

Heimberger wurde blaß und roth und wieder blaß. „Beweisen Sie das, Herr!" schrie er. „Beweisen Sie's!"

„Soll sogleich geschehen", erwiederte der alte Herr. Und mit kaltblütiger Ruhe, aber mit der eminentesten Sachkenntniß deckte er den Betrug so schlagend auf, daß Keiner der Anwesenden mehr daran zweifeln konnte.

„Ein anderer Beweis, daß Sie betrogen sind, mein Herr, ist der Umstand, daß sich der echte Lukas von Leyden, von dem die Zeitungen so viel berichtet haben, bereits seit acht Tagen in der Gallerie des Prinzen F. befindet. Ich, der Director Hölder, habe ihn angekauft."

Der Rath war, wie vernichtet! Er, der sich für einen so großen Kenner hielt, war so kläglich überlistet und um eine so bedeutende Summe betrogen worden! Er stand da, wie ein Bild des Leidens, wie eine steingewordene Bildsäule, und fast eine ganze Minute verging, ehe er wieder zu sich kam.

„Wo ist der Halunke, der Theobaldi?" schrie er. „Der Kerl hat mich betrogen und muß das Geld wieder herausgeben! Wo ist er? Wo?"

Ja, wo war er? Herr Theobaldi war weg, verschwunden, wie ein Hauch!

„Faßt Euch, Heimberger", sagte jetzt Freund Heyse gemüthlich. „Euer Geld ist nicht verloren. Mein verehrter

Gönner, der Herr Director Hölder, las kaum den Artikel in der Zeitung, so wußte er auch, daß hier ein Betrug geübt werden sollte, und traf mit mir die nöthigen Vorsichtsmaßregeln, damit der Spitzbube Theobaldi nicht entwischen könne. Wir haben ihn, Alter, und Eure Sechstausend sind gerettet."

„In der That erschien auch kaum eine Minute später ein Livreebedienter des Direktor Hölder, und brachte das Sümmchen, welches man dem Betrüger glücklich abgejagt hatte.

„Was soll nun mit ihm geschehen?" fragte der Diener. Er sitzt bei uns in sicherem Gewahrsam."

„Gehängt, an den Beinen aufgehängt muß der Schurke werden!" zeterte der Rath mit plötzlich ausbrechendem Grimm, welchen die Beschämung über seine Leichtgläubigkeit erweckt haben mochte. „Schickt auf die Polizei, sperrt den Menschen ein, und —"

„Halt, Verehrtester", unterbrach den Wüthenden der Direktor Hölder — „lassen wir den armen Teufel laufen, da ihm ja glücklicher Weise der Betrug nicht gelungen ist."

Ein Wink an den Diener genügte, diese Entscheidung sofort in Vollzug zu setzen, und der Direktor wendete sich nun an den Rath, dessen noch immer grollenden Zorn er bald zu verscheuchen wußte.

„Unser Freund Heyse hat mir von Ihren Gemälden erzählt", sagte er. „Dürfte ich die Schätze nicht einmal in Augenschein nehmen?"

„Gewiß, Herr, können Sie das", sagte der Rath, in dessen Innerem eine merkwürdige Revolution vorging. „Sehen Sie sich die Bilder an, und, wenn es wahr ist, was die Zeitungen berichten, daß Sie nämlich eine Kunst-

reise machen, um die Gallerie des Prinzen F. zu bereichern, so — kaufen Sie mir die ganze Geschichte ab!"

„Heimberger! Menschenkind!" schrie Heyse — „ist das Euer Ernst!"

„Mein Ernst, mein vollkommener Ernst!" entgegnete der Rath. „Mag nichts mehr von den Bildern wissen! Müßte immer an meine heutige Blamage denken, so oft ich sie ansehe. Fort damit! Ein Mal blamirt und nie wieder!"

„Heimberger, so wahr ich lebe", rief Heyse, — „jetzt sprecht Ihr, wie ein vernünftiger Kerl! Kommt her, und laßt Euch umarmen, altes Haus! Habe Euch schon immer gesagt, daß Ihr Euer Pfeifchen zu theuer bezahltet, und freut mich nun um so mehr, daß Ihr endlich zur Erkenntniß kommt!"

Heimberger lächelte ganz verlegen, er wußte nicht, sollte er die Worte Heyse's für einen Lobspruch oder eine Grobheit nehmen. Ehe er über diesen Punkt aber zur Entscheidung kommen konnte, nahm ihn der Direktor Hölder unter den Arm und drängte ihn zum Saale hinaus, indem er sagte: „Will sie mir ansehen, die Bilder, und wenn sie gut sind, so bin ich der Mann dafür, sie zu kaufen. Vorwärts marsch!"

Eine Woche später sah man in Heimbergers Hause kein Gemälde mehr, als nur das Gemälde häuslicher Glückseligkeit, welche aus den Augen der Frau Räthin strahlte. Der Direktor hatte den Kauf abgeschlossen, und obgleich der Rath, wie vorauszusehen war, eine beträchtliche Summe dabei verlor, da sich unter den Bildern, die er alle für Originale gekauft hatte, auch manche Sudelei befand, so löste er doch ein hinlängliches Kapital daraus, daß er heiter lächelnd zu seiner Frau sagen konnte: „Höre

du, theuer freilich habe ich mein Pfeifchen bezahlen müssen, aber doch nicht allzu theuer, wenn ich die gemachte Erfahrung mit in Anschlag bringe. Werde mir kein Pfeifchen wieder anschaffen!"

Hatte fortan einen ordentlichen Abscheu vor Gemälden, der Heimberger.

„Aber wie ist's Ihnen nur gelungen, bester Freund, meinen Mann so vollkommen umzuwandeln?" fragte ein Paar Tage später die Räthin den alten Special Heyse.

„Ganz einfach, durch einen kleinen, in diesem Falle gewiß erlaubten Betrug", lautete die Antwort. „Der Direktor war gleich für meine Pläne gewonnen, und ein altes Bild bald in meiner Rumpelkammer aufgefunden. Den Herrn Theobaldi mußte ein Diener des Direktors spielen, mit falschem Haar und Bart, und so gelang es denn ohne viele Mühe, wieder in den Besitz der Sechstausend zu kommen. Die Sache ist einfach, Frau Räthin! Als wir unseren Plan entwarfen, sahen wir voraus, daß der Verlust einer so großen Summe unserem Freunde die Augen öffnen und ihn in der Folge vorsichtig machen würde. Daß es gelang, ihn so plötzlich und so völlig umzuwandeln, ist freilich ein Glückszufall, auf den wir nicht rechnen konnten."

Und der doch ganz natürlich eintreffen mußte", sagte die Räthin. „Mein guter Mann liebte freilich sein Pfeifchen, aber doch noch mehr sich selbst. Das Pfeifchen war die Veranlassung, daß seine Eitelkeit verletzt wurde, indem er sich vor aller Welt so schmählich hinter's Licht führen ließ, und nun war's aus. An dem theuer bezahlten Pfeifchen hatte er sich die Nase verbrannt, und — Sie wissen ja, Freund Heyse — gebranntes Kind scheut's Feuer! — Uebrigens, meinen herzlichen, innigen Dank für Ihren Beistand . .

Freund Heyse hörte sie nicht mehr. Als die Frau Räthin sich zu bedanken anfing, machte er eine abwehrende Bewegung, dann einen Satz nach der Thür, und — fort war er.

Wenn's doch einem Jeden, der sein Pfeifchen zu theuer bezahlt, eben so ginge, wie dem glücklich kurirten Heimberger!

Geschichtchen von der Courage.

Mit der Courage ist's ein eigen Ding. Manchmal ist's gut, wenn sie der Mensch hat, und manchmal wiederum ist's gut, wenn er sie nicht hat. Warum? Weil eben nicht Jeder weiß, die Courage am rechten Flecke und auf die rechte Weise zu gebrauchen. Zum Exempel:

In Hamburg wohnte einmal, und es ist noch gar nicht so sehr lange her, ein junger Kaufmann, Namens — aber halt, Namen thun nichts zur Sache, und es kann Euch gleich sein, ob ich den rechten nenne, oder einen falschen, also wir wollen ihn Fridolin nennen. Der war, was man einen lustigen Burschen nennt, lebte flott in den Tag hinein, wußte allezeit, wo es den besten Champagner und die frischesten Austern gab, lag halbe Tage lang auf dem Billard oder auf der Kegelbahn, machte auch des Abends wohl mit guten Freunden ein Spielchen, von dem die Polizei nichts erfahren durfte, und trieb das so lange, bis sein Vater starb, der seine Börse immer reichlich mit Gelde gespickt, und ihm manchen unbesonnenen, thörichten und leichtsinnigen Streich nachgesehen hatte. Denn Fridolin war sein einziger Sohn, und manchmal ist die väterliche Liebe blind.

Fridolin war kein verderbter und schlechter, sondern nur ein

leichtsinniger Mensch, wie es deren Tausende giebt. Der Verlust seines Vaters öffnete ihm die Augen über sein bis dahin ziemlich nutzlos vergeudetes Leben, und zum ersten Male, seit er geboren wurde, nahm er sich ernstlich des Geschäftes an, welches bis dahin sein Vater geleitet hatte. Er sah die Handlungsbücher durch, rechnete, verglich, schrieb, und wurde mit Schrecken gewahr, daß ihm der Selige keineswegs ein so großes Vermögen hinterlassen hatte, als er bis dahin geglaubt haben mochte. Bei alledem nährte das blühende Geschäft seinen Mann und auch wohl seine Frau, heißt das, wenn es fernerhin, wie es sich ziemte, mit Fleiß und Achtsamkeit betrieben wurde.

Fridolin war bald entschlossen. Er that sein bisheriges Leben wie ein altes Kleid von sich und zog ein neues an, das ihm, wie es zu gehen pflegt, anfänglich recht unbequem saß, und ihn hier zwickte und da drückte, vielleicht ärger, als er gedacht hatte. Gleichwohl, man gewöhnt sich am Ende an Alles, an das Gute sowohl, wie an das Schlimme, und Fridolin gewöhnte sich also auch an sein neues Kleid. Anstatt sich den Tag über in Wirthshäusern und Café's umherzutreiben, saß er wie angenagelt vor seinem Pulte im Comtoir und arbeitete, als ob seiner Seele Heil und Seeligkeit davon abhinge. Die Nähte im neuen Kleide weiteten, die Falten glätteten sich, und was ihn anfänglich zwickte und drückte, das wurde ihm bald so bequem, wie ein alter Schlafrock, von dem man sich eben so ungern trennt, wie von einem alten Freunde.

Eine einzige Falte nur blieb und wollte sich durchaus nicht dem neuen Menschen anpassen. Der Schneider mußte es dabei wohl versehen haben. Am Tage merkte Fridolin wenig davon, aber des Abends, wenn der Laden geschlossen wurde, wenn die Arbeit gethan und jedes Geschäft be-

sorgt war, da fing es an, ihn zu quälen. Da saß er daheim in den schönen Zimmern des schönen Hauses, das sein Vater ihm hinterlassen hatte, dehnte sich auf dem weichgepolsteren Sopha, dachte über sein früheres und über sein jetziges Leben nach, las auch wohl in einem unterhaltenden Buche, und empfand bei alledem doch immer die grausamste Langeweile. Viel lieber hätte er in einem schwarzgeräucherten Gastzimmer gesessen, wie er's von früherher gewohnt war, als in den hohen Zimmern mit den bequemen Möbeln und den schönen Gemälden mit den goldenen Rahmen, und den hohen Spiegeln, die von der Decke bis zur Erde reichten; aber — er fühlte wohl, daß sein neues Kleid nicht mehr recht in die alte Gaststube paßte und darum blieb er lieber daheim und meinte: „Ei nun, die Falte wird sich auch schon glätten.“

Aber sie glättete sich nicht, sondern preßte und drückte ihn mit jedem Tage mehr.

Und eines Abends, es war im Spätherbste und draußen regnete es und stürmte, daß die Fenster klirrten, da war ihm so unbehaglich zu Sinne, daß er ganz verdrießlich sein Buch, in dem er las, auf die Seite warf, sich in die Sophaecke drückte, vor lauter Aerger die Augen zumachte, und sogar die feine Havanna-Cigarre ausgehen ließ, was ihm sonst nicht häufig begegnete, denn das Rauchen war jetzt eigentlich sein liebster Zeitvertreib.

„Blitz noch einmal!“ rief er endlich und sprang auf, und man sah's an seinem hellen Gesichte, daß ihm ein guter Gedanke gekommen sein mußte, — „so geht's. Ich muß einen Schneider, oder vielmehr eine Frau Schneiderin zu Hilfe rufen, die mir den neuen Rock vollends bequem macht und die letzte quälende Falte mit leichter Hand wegbügelt!“

Gedacht, gethan, Fridolin sah sich um unter den Töchtern des Landes, oder besser, der Stadt, und es dauerte nicht gar lange, so schaute er nur noch auf eine Einzige, die ihm ausnehmend wohl gefiel. Da war die Falte auf einmal weg. Entweder er war des Abends bei ihr, und es war ihm so wohlig zu Muthe, als einem Fisch in der klaren, kühlen Fluth, oder er saß daheim und dachte an sie, und wiederholte jedes Wort, das sie zu ihm gesprochen, und da ging ihm auch die Zeit so schnell hin, daß er kaum mehr wußte, was Langeweile war. Kein Vierteljahr dauerte es mehr, so saß die schöne, die gute und liebe Marie des Abends neben ihm auf dem Sopha, und Fridolin meinte, nun sie sein Weibchen geworden sei, wäre ihm der neue Rock ganz bequem und gerecht, und würde wohl auch so bleiben.

Er blieb aber nicht so. Warum? Weil sich außer der schönen Marie noch andere Schneider einfanden, die an dem Rocke mancherlei zu tadeln wußten und dem Fridolin einredeten, die Frau Schneiderin verstände ihre Sache lange nicht so gut, als er sich einbilde. Sie lockten und scherzten und spotteten, und sagten: „Du bist ein langweiliger Kerl, Fridolin! Als du noch um deinen Vater trauertest, da ließen wir's gelten, aber jetzt mußt du wieder ein munterer Gesell werden. Heute Abend gehst du mit uns. Frisoni hat köstliche Austern, sein Champagner ist der beste, und im Hinterzimmer, du weißt schon — na, du gehst mit, alter Junge!"

Fridolin wußte wohl, was im Hinterzimmer Seiner wartete. Da saß der König Pharao und regierte in stiller Heimlichkeit sein Reich; denn wenn er sich hätte blicken lassen, so hätte die Polizei die höllische Majestät ohne viel Umstände über die Grenze transportirt. Fridolin sagte:

„Freunde, ich gehe nicht mit Euch. Mir ist daheim ganz wohl, und ich brauche weder Eure Austern, noch Euren Champagner, noch Euer Hinterzimmer. Das meinige ist mir gut genug, und meine Königin Marie ist mir lieber, als Euer König Pharao.

Da lachten die guten Freunde.

„Der Fridolin hat keine Courage", spöttelten sie, — „er fürchtet sich vor seiner Frau. O Traurigkeit, o Herzeleid, wenn ein Mann nicht so viel Courage hat, das Regiment in seinem Hause zu führen! Pantoffel, dir leb' ich, dir sterb' ich!"

So sprachen sie und lachten und spotteten und höhnten, bis der Fridolin endlich unwirsch wurde und rief: „Ich will Euch zeigen, ob ich Courage habe oder nicht. Holt mich nur ab, und ich gehe mit."

Und der Fridolin hatte die Courage und ging mit. Ein Mal, zwei Mal, endlich in der Woche sieben Mal! Er hatte die Courage und trotzte den sanften Bitten seiner Marie, trotzte ihrem Kummer und trotzte ihren rothgeweinten Augen.

Aber nun, was brachte ihm seine Courage ein?

Weiter nichts, als den alten Rock, den er schon ganz abgelegt zu haben meinte, und mit ihm Kummer, Sorge und häuslichen Unfrieden. Mit seinem Handel ging's den Krebsgang und das Elend kam hinterdrein.

Wär's nun nicht besser gewesen, er hätte keine Courage gehabt? — „Freilich", sagt Ihr, „wär's besser gewesen!" — Aber ich sage: „Nein, an der Courage liegt's nicht, sondern daß der Fridolin nicht am rechten Fleck die Courage gehabt hat, daran liegt's! Er hätte sollen die Courage haben, seinen guten Freunden zu antworten: „Gebt Euch weiter keine Mühe mit Eurem Spott und Hohn. Versteht

Ihr, an Courage fehlt's mir nicht, denn ich fürchte mich nicht vor Euch, und Eure Redensarten kümmern mich keinen Pfifferling. Ich liege hier gut, und wer gut liegt, soll sich nicht wälzen. Geht mit Gott und thut, was ihr nicht lassen könnt. Meine Marie ist ein Schatz, wie ich ihn mein Lebtage nicht vom König Pharao gewinne."

So hätte er reden sollen, und dann hätte er die Courage am rechten Fleck gehabt, und wäre Alles gut gegangen. Item: Zum Bösen und Unrechten soll man keine Courage haben, wohl aber allezeit zu dem, was gut und recht ist. Das merke, wen's angeht.

Da fällt mir aber noch ein Spaß ein, wo Einer wirklich keine Courage hatte, und darum viel Angst ausstehen mußte. Die Geschichte ist nicht gar lang und darum will ich sie noch erzählen.

Ein Bekannter von einem guten Freund von mir ritt einstens von der Messe heim, wo er seine Sach' gut verkauft hatte, denn er war auch ein Kaufmann, wie der Fridolin, und handelte mit Allerlei, was uns weiter nichts angeht. Er ritt ein gutes Pferd, das ihn leicht davon trug, ob er gleich eine schwere Geldkatze um den Leib und einen wohlgefüllten Mantelsack hinter sich auf den Sattel geschnallt hatte. Gegen Abend kam er in einer unbekannten Gegend vom rechten Wege ab. Mochte wohl an seine Speculationen oder an Weib und Kind daheim gedacht haben, wie die sich freuen würden, wenn er nun heimkäme und die Geldkatze voll blanken Silbers und Goldes vor ihren sehenden Augen auf den Tisch ausschüttete. Als die Nacht hereinbrach, wurde ihm bang, wie's wohl manchem andern Mann auch begegnet wäre, wenn er sich so ganz allein auf einer öden Haide gesehen hätte, ganz allein mit seinem vie-

len Gelde, sage ich, und auf einer Haide, sage ich, von der allerlei gemunkelt wird, und das nicht viel Gutes. Angst und bang wurde ihm, denn Courage hatte er nicht viel, und brauchte auch nicht viel, weil er ein friedlich Geschäft trieb, wo's keinen Kampf und Streit giebt, außer mit Worten, die nur manchmal in die Seele, aber nimmermehr in's Fleisch einschneiden.

Er hielt sein Rößlein an, schaute verlegen umher, und riß seine Augen auf, so weit er konnte, damit seinem Blick nicht etwa die Thurmspitze irgend einer Stadt, die allenfalls in der Nähe liegen könnte, entgehen möchte. Aber er sah nichts. Ringsum war eben nur Haide und Moor, und rechts drüben ein finsterer Wald, der dem Kaufmanne gar nicht gefiel. Denn wie viele Bösewichte konnten da nicht drin stecken! Aber was half das Zögern? „Auf der Haide kannst du nicht bleiben", dachte er, „Vielleicht läßt dich der Himmel ein Obdach finden, wo du gar keines vermuthest. Willst das Pferd gehen lassen, wohin es mag; denn solch' ein Thier ist oft gescheidter, wie mancher Mensch."

Gedacht, gethan. Er legte dem Rößlein die Zügel auf den Hals, schnalzte mit der Zunge und ließ das Thier seinen Weg suchen, so gut es konnte. Das Rößlein trabte fort, immer fort. Die Nacht brach immer finsterer herein, schwere Wolken bedeckten den Himmel, so daß kein Sternlein hindurchschimmerte, und es wurde so dunkel, daß man keine Hand mehr vor Augen sehen konnte. Das Rößlein trabte aber immer zu, immer zu, und auf einmal blitzte von Weitem her ein Licht durch die Finsterniß. Das war dem Kaufmanne ein rechter Trost. Aber nicht lange. Denn konnte das Haus nicht eine Räuberherberge sein? Wenn es nicht angefangen hätte, zu regnen, und bald wie mit

Wolden vom Himmel zu gießen, er hätte in seiner Furcht am Ende lieber auf freiem Felde campirt, als sich der Gefahr ausgesetzt, in einem ganz wildfremden, einsam auf öder Haide gelegenen Hause ein Obdach zu suchen. Aber das Wetter war gar zu ungestüm. Der Wind riß ihm fast den Mantel vom Leibe, der Regen drang ihm kältend bis auf die Haut, daß er vor Frost schauderte, und da meinte er denn, Gefahr sei immerhin besser, als Gewißheit. Im Freien nämlich wäre er gewiß umgekommen, das Haus aber konnte doch möglicherweise eine gute und sichere Herberge sein.

Es dauerte noch etwa eine Viertelstunde, da blieb sein Rößlein vor der Thür stehen und wollte nicht weiter. Er stieg ab, klopfte an die Thür und wartete mit zagendem Herzen, daß ihm aufgethan würde. Dauerte auch nicht lange, so tappte es drinnen auf der Hausflur, und ein Kerl kam heraus mit einer Laterne, die er dem Kaufmanne gerade vor die Nase hielt.

„Was giebt's?" fragte er.

Der Kaufmann wäre am liebsten wieder aufgesessen und davon geritten, denn es grauste ihm vor dem Kerl mit seinem rothen Barte und seinen blitzenden Augen und seiner rauhen, barschen Stimme, die gar nicht freundlich und einladend klang. Aber was sollte er machen? Da er A gesagt, mußte er auch B sagen, und — das Wetter wurde immer ungestümer.

„Ein Reisender", stammelte er unsicher und furchtsam.

„Nun denn, herein in's Haus, ob's gleich schon voll ist oben und unten; in solchem Unwetter jagt man keinen Christenmenschen von der Thür, besonders auf der Haide, wo es auf Meilen Weg's kein Quartier mehr giebt. Immer herein, Mann! Warum zögert Ihr noch?"

„Mein Pferd, ich kann es doch nicht mit in's Haus nehmen", sagte unser Freund.

„Ja so, da habt Ihr Recht", erwiederte der Mann. „Gebt her den Zügel und nun geht in's Haus, derweil ich das Thier in den Stall bringe."

Ohne viele Umstände nahm er dem Reisenden die Zügel aus der Hand, schob ihn durch die Thür in das Haus hinein und tappte seitwärts über den Hof dem Stalle zu. Der Kaufmann stand da in der finstern Hausflur und zitterte vor Furcht am ganzen Leibe, denn es war stockfinster, und wie leicht konnte ihn nun nicht Einer hinterrücks niederschlagen, ohne daß er's nur merkte. Und dazu, sein wohlgefüllter Mantelsack! „Wenn den der Rothhaarige untersucht", dann ist's mit dir aus. Solche schöne Kleider findet man nicht alle Tage auf der Straße, und wenn sie ihm gefallen und er bringt dich um, wer weiß dann von dir?" Es wurde ihm immer bänger und unheimlicher, und er ging nicht von der Stelle, bis der Knecht, der mittlerweile das Pferd besorgt und ihm Futter vorgeworfen hatte, wieder aus dem Stalle kam.

„Potz Donner und Strahl, Mann!" rief er, als er unseren zitternden Freund noch im Hausflur erblickte. „Was thut Ihr noch da?"

Der Kaufmann fuhr zusammen, drehte sich um, und wäre vor Schrecken beinahe zu Boden gesunken, als er seinen Mantelsack auf der Schulter des Rothhaarigen erblickte. Der aber nahm wenig Notiz von seinem blassen Gesicht, sondern schob ihn voran in die Stube hinein, wo an einem viereckigen, eichenen Tische eine alte Frau saß, vor sich ein Licht, das seinen matten Schimmer auf die vergilbten Blätter einer alten Hauspostille warf, und auf der Nase einen Quetscher, über den sie hinweg lugte, um dem zögernd

eintretenden Gaste den Willkommen zu bieten. Außer ihr saßen noch ein paar Männer im Gemach; ein Hausirer, der aus einer kurzen Pfeife dampfte, als wollte er die ganze Stube einräuchern; ein Jäger mit langem Schnurrbart, Büchse und Hund, welcher letztere grimmig knurrte und anschlug, als der Kaufmann hereintrat; und ein Fuhrmann in blauem Kittel, welcher sein einfaches Abendbrod verzehrte: eine Suppe und ein Stück Fleisch, dessen Duft dem Kaufmanne lieblich in der Nase kribbelte.

„Nun setzt Euch", sagte der rothhaarige Hausknecht, nachdem er den Mantelsack neben der Thür auf die Erde geworfen hatte. „Da neben der Frau ist noch ein Platz, und wenn Ihr essen wollt, so sagt's. Macht's Euch aber erst bequem, thut die schwere Geldkatze ab und gebt sie der Frau in Verwahrung, und dann erzählt uns, wie Ihr in dunkler Nacht daher gekommen seid."

„Wie der Hausknecht von der Geldkatze sprach, fuhr's dem Kaufmanne wieder in alle Glieder. „Der Teufelskerl hat's auf mich gemünzt", dachte er; „Gott sei meiner armen Seele gnädig. Aber du willst dich doch hüten, freiwillig dem Schurken Alles in die Hände zu geben!

So sagte er denn: „Die Geldkatze ist nicht so schwer, will sie lieber behalten. Gebt mir einen Bissen Fleisch und einen Trunk dazu, und dann zeigt mir meine Schlafkammer, denn ich bin müde."

„Wie Ihr wollt, erwiederte der Hausknecht gleichmüthig, und ging hinaus in die Küche, von wo er bald mit einer dampfenden Schüssel und einem mächtigen Kruge schäumenden Bieres zurückkehrte, welches Beides er schweigend vor den Kaufmann hinsetzte. Der aß ein paar Bissen, trank einen Schluck Bier dazu, und sagte kein Wort. Sah sich auch nicht viel um, denn es war ihm ganz un-

heimlich zu Muthe. Keiner redete ihn an; der Krämer plauderte leise mit dem Jäger; die Wirthsfrau las eifrig in der Postille, der Fuhrmann ließ sich's so wohl schmecken, daß er den Mund nur öffnete, wenn er einen guten Bissen hineinschob, und der Rothhaarige setzte sich still in den Schatten des großmächtigen Kachelofens, der beinahe eine ganze Seitenwand des geräumigen Zimmers einnahm.

Der Kaufmann hatte kaum nothdürftig seinen Hunger gestillt, so stand er auf und sagte: „Nun will ich zu Bett!"

Alsobald kam der Rothhaarige herbei, zündete einen Kienspahn am Lichte an, und winkte dem Gaste zu folgen.

„Euer Bett ist gut, aber das Schlafgemach wird Euch nicht sonderlich gefallen", sagte er. „Es ließ sich aber nicht anders einrichten, denn in zwei Kammern schlafen schon Gäste, und die übrigen sind von den Männern unten in Beschlag genommen. Aber wenn erst die Augen zu sind, kann's Einem gleich sein, wo man liegt, wenn nur das Bett weicher ist, als wie eine Soldatenpritsche."

Es ging eine Stiege hinauf, dann in einen schmalen, räucherigen Gang, und dann rechts in eine dunkle, kleine Kammer. Da stand das Bett, aber sonst kein Möbel mehr drin, als nur noch ein Stuhl, der ein wenig wackelte, weil er nur drei Beine hatte. Auch sah man kein Fenster, und kalt war's auch in dem Zimmer, daß dem Kaufmanne ordentlich die Haut schauerte.

„Ihr müßt fürlieb nehmen", sagte der Rothhaarige, und steckte den brennenden Spahn in eine Spalte der Wand. „Es ist halt nur für Eine Nacht. Ich wünsche Euch geruhsamen Schlaf."

Bei diesen Worten tappte er wieder fort, und ließ den

Kaufmann mit seinen Gedanken und Empfindungen, die eben nicht die lieblichsten waren, allein.

„Ein echtes Mordloch!“ seufzte der. „Kein Ausgang, als nur durch die Thür! Und da werden die Halunken wohl Wache halten!“

Er nahm den Spahn, leuchtete umher, und sah nichts, als um sich her die nackten Wände, und über sich, oder vielmehr über dem hohen Bette eine Reihe Schinken und Würste, die friedlich neben einander hingen und durchaus nicht gefährlich aussahen.

„Nun, mit dem Verhungern hat's keine Noth!“ seufzte der Kaufmann, — „aber . . .“ er sprach seine Gedanken nicht aus, sondern ging zur Thür, die er fest zu schließen versuchte. Jedoch das war vergebliche Mühe, denn er fand kein Schloß daran, sondern nur einen Riegel, der von außen wie von innen geschlossen und geöffnet werden konnte. Wieder seufzte er tief und dachte: „es ist um dich geschehen!“ — „Doch“, setzte er flüsternd hinzu, „die Geldkatze will ich wenigstens vor ihnen verstecken, so gut ich kann.“

Er schnallte sie ab, legte sie unter das Kopfkissen, zog dann seine Stiefel aus, und warf sich angekleidet auf's Bett. So lag er lange und konnte vor Sorge und Kümmerniß nicht einschlafen. Endlich, als doch die Müdigkeit Gewalt über ihn erhielt, und er eben im Begriffe war, Welt und Schicksal und Angst im Schlummer zu vergessen, schreckte er wieder auf. Mächtige Schläge donnerten gegen die Hausthür, Pferdegetrappel ließ sich hören, und im Hause, wo schon Alles still war, wurde es wieder lebendig.

„Jetzt kommen die Räuber aus dem Walde und nun geht's über dich her!“ war der erste Gedanke des hasenfüßigen Kaufmann's.

Er richtete sich im Bett auf und horchte, während er zugleich überlegte, ob er nicht lieber mit der Geldkatze sein Heil unter dem Bett suchen sollte. Aber das hätte ihm ja doch nichts genützt, denn wenn die Räuber ihn suchten, so würden sie ihn trotz Vorsicht auf der Stelle gefunden haben. So blieb er denn liegen, und sein Herz fing wieder an, ruhiger zu schlagen, als Minute nach Minute verging, ohne daß er gestört worden wäre. Endlich wurde es wieder ganz still im Hause, und der Kaufmann legte sich von Neuem auf's Ohr und versuchte wieder einzuschlafen, indem er dachte: „Hast den Leuten am Ende doch wohl Unrecht gethan!"

Aber nein! Wie ein electrischer Schlag fuhr es durch seine Glieder! Er hörte, wie unten die Thüre geöffnet wurde, wie Jemand der Treppe zuschlich, sachte, sachte hinaufstieg, in den Gang trat, und mit fast unhörbaren Schritten sich seinem Schlafgemach näherte. Der Athem blieb dem armen Kaufmanne schier stehen; er schnappte nach Luft; er hörte sein Herz pochen; der Angstschweiß drang aus allen seinen Poren, und er zitterte wie Espenlaub.

„Gott im Himmel, steh' mir bei!" betete er bei sich. „Jetzt kommen die Schurken und schlachten dich ab!"

Und richtig, es kam näher und näher, immer auf den Zehen und mit der größten Vorsicht, damit kein Ohr das Geräusch der schleichenden Tritte bemerken möge. Und jetzt — es stieß dem Kaufmanne schier das Herz ab — jetzt raschelte es an der Thür, an seiner Thür, und leise, leise ging sie auf, und ein schwacher Lichtschimmer drang herein und dann folgte die große, breite Gestalt des rothhaarigen Hausknechts, die sich halb durch die Thür hereinbog, und spähend die Laterne emporhob, um zu schauen, ob der Gast

in Schlummer versunken oder vielleicht noch wach sei. Der Kaufmann rührte sich nicht; die Angst hatte ihn dermaßen gelähmt, daß er nicht einmal mehr Herr über seinen kleinsten Finger war, und nur ein wenig zu blinzeln vermochte. Mit halbgeschlossenen Augen lag er da, der Angstschweiß rieselte von seiner Stirn und von seinem Leibe herunter, und er hielt den Athem an, voller peinlicher Todesfurcht den Anfall erwartend, der nun gewiß erfolgen mußte, um ihm Gut und Leben zu rauben.

Der Rothhaarige nickte und murmelte sachte vor sich hin: „er schläft; da kann ich's wohl wagen."

Der Kaufmann dachte dazu: „ihn umzubringen", und meinte damit sich selber, und es wurde ihm immer kläglicher zu Muthe. Ein courageuser Mann wäre aufgesprungen und hätte gefragt, „was giebt's?" und hätte sich dann, wenn es wirklich an's Leben gegangen wäre, muthig bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigt. Aber so viel Courage hatte unser Freund nicht. Er lag mäuschenstill und schnaufte kaum, und seine Glieder waren ihm wie von Blei.

Und herein schlich der Rothhaarige, so sachte, als ob er auf Strümpfen ginge, und in seiner linken Hand trug er die Laterne, und in der rechten ein scharfes, blank geschliffenes Messer, und so kam er geradeswegs auf des Kaufmanns Bett zu, vorsichtig Sorge tragend, daß der Lichtschimmer nicht auf das Gesicht des schlummernden Gastes falle, der leichtlich davon aufgeweckt werden konnte.

„Jetzt ist's Mathäi am letzten!" dachte der Kaufmann. „Gott sei meiner armen Seele gnädig und erbarme sich meiner unschuldigen, unerzogenen Würmer!"

Und jetzt stand der Rothhaarige am Bett, und hob sachte die Laterne auf, ließ einmal das Licht derselben über

den Schlafenden gleiten, und nickte grinsend mit dem Kopfe, als ob er sagen wollte: „Alles gut! Nun giebt es leichtes Spiel.“

Der Kaufmann lag still, stockstill, als wenn er schon todt sei, ob er gleich mit einem halben Viertels-Seitenblick Alles, selbst das abscheuliche Grinsen des verruchten Banditen gesehen hatte. Mit seiner Courage war's ganz aus, und geduldig, wie ein Lamm auf der Schlachtbank, erwartete er den mörderischen Todesstoß.

Der Rothhaarige zögerte noch ein wenig und blickte scheu im Zimmer umher. „Herr Gott“, dachte der Kaufmann, „du rührst vielleicht sein blutgieriges Herz!“ — aber nein. Der Rothhaarige leuchtete unter's Bett, zog eine kleine Fußbank hervor, stellte sie sachte neben das Bett hin, stieg darauf, und blickte dann wieder mit einem scheußlichen Grinsen auf den armen Kaufmann nieder. „Der Kerl macht sich's bequem“, dachte dieser. „Das Bett ist hoch, und um mich nicht zu fehlen, steigt er auf die Bank. Schurke verdammter!“

Wenn er hätte schreien können, jetzt hätte er geschrieen, denn langsam, immer noch den Blick auf den schlafenden Gast gerichtet, hob der Rothaarige sein scharfes, blankes Messer auf, sah dann auf die funkelnde Klinge, wieder auf den Gast, wieder auf's Messer, und jetzt — jetzt rischte der Stahl nieder, und mit einem gellenden Schrei fuhr der arme Kaufmann in die Höhe. Der Mörder taumelte; die Fußbank stürzte um, das Licht der Laterne erlosch am Boden, und eine Weile blieb Alles ruhig.

„Donnerwetter, Herr, wie könnt Ihr einen so erschrecken“, brummte dann der Rothhaarige, langsam aufstehend. „Nun muß ich doch wieder hinunter und Licht holen!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, trabte er fort. Nach

wenigen Minuten kehrte er zurück und vollbrachte sein Werk, das heißt, schnitt mit dem mörderischen Messer eine Schlackwurst ab, deren eine ansehnliche Zahl über dem Bette des erschrockenen Gastes hing. Jetzt lachte dieser und die verlorene Courage stellte sich wieder ein.

„Hätte ich gewußt, was Ihr wollt", sagte er zum Rothhaarigen, „so hätte ich Euch nicht so erschreckt."

Der Rothhaarige entschuldigte sich wegen der Störung, meinte, er sei nur so sachte geschlichen, um den Gast nicht aufzuwecken, hätte aber in die Kammer gehen müssen, weil noch hungrige Gäste angekommen seien, deren Einer Appetit auf Wurst gehabt.

Der Kaufmann war froh, daß Alles gut abgelaufen war; er schenkte beim Abschiede dem Rothhaarigen ein gutes Trinkgeld und nahm sich vor, in Zukunft mehr Courage zu zeigen. Ich weiß nicht, ob er's wirklich gethan hat.

Aller Anfang ist schwer.

Das weiß ein Jeder, der seine fünf Sinne beisammen hat, daß er anfangen muß, wenn er ein Geschäft, sei's groß oder klein, wichtig oder nicht wichtig, zu einem gedeihlichen Ende bringen will; aber wie er seine Sache anfangen muß, das weiß nicht ein Jeder, ob er's gleich denkt, und darum werden so viele Dinge in der Welt nicht zu Ende geführt, bloß weil sie nicht auf die rechte Weise angefangen wurden. Sagt ja doch schon ein altes, gutes deutsches Sprichwort: „Aller Anfang ist schwer", und ein Jeder von Euch kennt das Sprüchlein, aber nicht ein Jeder von Euch hat so recht darüber nachgedacht, denn sonst wäre er nicht zu so manchem Schaden gekommen, und hätte noch manchen Thaler in der Tasche, und manchen Vorwurf weniger auf dem Gewissen, der ihn jetzt ärgert und quält und drückt, weil er's eben nur im Anfange versehen hat.

„Also aller Anfang ist schwer"; heißt das, aller Anfang zum Guten; denn mit dem Bösen geht's leicht, wie mir Mancher zugestehen wird, der zu tief in's Glas zu sehen pflegt, oder das Karten- und Würfelspiel lieber hat, als fleißiges Arbeiten. Das Sprichwort sagt die Wahrheit, aber kein Ding in der Welt ist so schwer, daß sich's nicht

vollbringen ließe, wenn man nur recht ernstlich will, und den schweren Anfang auf die rechte Weise und beim rechten Ende anfängt. Dann sind Anfang und Ende beisammen, ehe man's denkt.

Welches ist nun aber in allen Stücken die rechte Weise, anzufangen? — Gelt, auf die Frage eine richtige Antwort zu finden, das ist nicht so leicht; aber doch, wir wollen sehen, daß wir dem Dinge auf den Grund kommen, und da brauchen wir ihm denn nur recht herzhaft zu Leibe zu gehen.

Wenn man in der Welt ein recht wichtiges Geschäft vor hat, bei dem man sich nicht in allen Stücken selber Rede und Antwort und Auskunft geben kann, so freut's Einen in der Seele, wenn Einem ein treuer Freund zur Seite steht, dem man sein Herz öffnen kann, und von dem man weiß, daß er immer den Nagel auf den Kopf trifft. Zu solchem Freunde geht man hin, und sagt allenfalls so zu ihm: „Mein Lieber, ich habe Dies oder Jenes zu vollbringen, weiß aber nicht recht, wie ich's am Besten angreifen soll, und darum komme ich zu dir, damit du mir einen weisen und treuen Rath geben mögest.“ Wenn's ein wahrer Freund ist, so läßt er Einen nicht im Stich, sondern giebt seinen Rath nach bestem Wissen und Vermögen. Item, da wird Einem das Herz leicht, und das Auge klar, und der Kopf hell, und mit frohem Muthe geht man an's Werk, denn der treue, verständige und wohlmeinende Freund hat's ja gut geheißen.

„Ja, aber wer hat immer solchen Freund, dem man Alles sagen möchte?“ fragt Ihr. Es ist Manches nicht schlecht und nicht unrecht, und doch theilt man's nicht einmal gerne dem Bruder, viel weniger denn einem Andern mit. Und ein guter Freund, was man so recht einen gu-

ten Freund nennen kann, der ist ein wahrer Vogel Phönix in dieser Welt, und wird nur selten gefunden. Also schaff' uns erst den Freund, und dann wollen wir weiter reden. Aber es wird dir wohl schwer fallen, die Nuß da aufzuknacken!" — Fehlgeschossen, Freunde" sage ich. „Ihr Alle habt einen solchen Freund, Alle mit einander, und er wohnt Euch so nahe, daß ihr Euch allezeit mit ihm berathen könnt. Und wenn Ihr wissen wollt, wer er ist, so will ich's Euch entdecken: Es ist unser lieber Herr Gott droben im Himmel, und es ist kein Freund in der Welt, der's treuer mit Euch meinte, und Keiner lebt, der Euch weiseren Rath ertheilen könnte, als Er, und Keiner ist, dem Ihr freudiger Alles sagen könntet, als Ihm; denn Er weiß ja ohnehin schon alle Eure Gedanken, und die versteckteste Falte in Eurem Herzen liegt so klar vor ihm, wie wenn die helle Mittagssonne hinein scheinen thäte."

Also der Freund ist da, und wird Keiner von Euch sagen, daß er einen Besseren hätte, und darum, wenn Ihr Rath und Beistand braucht, so fragt Ihn darum, diesen Freund, und fanget nichts an, dessen Gelingen Euch am Herzen liegt, als mit Gott. Das heißt, geht allein in Euer Kämmerlein, und dann macht Euch recht gegenwärtig, daß der allwissende Freund bei Euch ist, und dann legt Ihm im Geiste Eure Sache vor, und dann, wenn er Euch nicht durch eine untrügliche Stimme in Eurem Herzen „Halt!" zuruft, dann könnt Ihr sicher sein, daß Eure Sache gut ist, und habt den Anfang mit Gott gemacht. Und das ist ein guter Anfang, sollte ich meinen, bei dem das Ende nachher kaum schief gehen kann, besonders, wenn Ihr den Freund, der Euch allerwegen hin begleitet, noch recht oft zu Rathe zieht.

Jetzt also, wenn du dich mit deinem Freunde berathen

haſt, ob Du überhaupt deine Sache anfangen kannſt, jetzt mußt du vor allem Uebrigen mit dir ſelbſt zu Rathe gehen, und mußt dich fragen: „Biſt du auch der Mann dazu, das recht zu vollbringen, was du als recht erkannt und eingeſehen haſt?"

Da ſagt auch ein altes Sprichwort: „Selbſt iſt der Mann!" was ungefähr ſo viel bedeuten will, als wie: „Du darfſt dich nicht auf Andere verlaſſen, denn wenn du das thuſt, biſt du verlaſſen genug; du mußt mit deinen eigenen Augen ſehen, mit deinen eigenen Ohren hören, und dann wird Alles gut gehen, was du auch anfangen magſt." — Ei ja; heißt das, wenn der Mann ein rechter Mann iſt! Da ſitzt der Haken. Denn wenn er das nicht wäre, ſo würde ihm ſein Selbſthören und ſein Selbſtſehen, und alle ſeine Mühe nichts helfen und nichts nützen, und er würde eben nur Waſſer mit dem Siebe ſchöpfen, was eine ganz vergebliche und ganz unnütze Arbeit iſt, wie Jedermann weiß. Alſo: erſt muß man ein rechter Mann ſein, der der Sache gewachſen iſt, die er anfangen will, und wenn er's nicht iſt, ſo muß er halt zunächſt bei ſich ſelber anfangen, damit er's werde.

Zum Exempel. Ich hatte einen guten Bekannten, der war in vielen Stücken ein rechter Mann, und nur in einigen, da haperte es, und in Einem nun ganz beſonders. Und zwar, er war über die Maßen heftig und aufbrauſend, wenn nicht gleich Alles nach ſeinem Kopfe ging. Jetzt, der Mann nahm ein Weib, zum Glück ein gutes, ſanftes und nachgiebiges Weſen, das ſeine Schwäche wohl kannte, und vernünftig genug war, ſie zu ſchonen. Und da gab es denn eine glückliche Ehe. Der Himmel ſegnete das Paar mit Kindern. Erſt kam ein Mädchen, dann ein Knabe, dann wieder ein Mädchen. So lange die Kinder klein wa-

ren, kümmerte sich der Mann nicht viel um ihre Erziehung, indem er mit Recht meinte, seine Kinder wären bei der zärtlichen und achtsamen Mutter ganz in den besten Händen. Was geschah aber, als die Kleinen größer wurden?

„Halt", sagte der Mann, „jetzt will ich anfangen, zu erziehen, und du wirst dein Wunder sehen, Frau!"

Also erst fing er an, den beiden Aeltesten Lesen und Schreiben beizubringen, denn er meinte, er könnte das wohl und sei gescheidt genug dazu, und das Geld für den theuren Lehrer brauche nicht umsonst zum Fenster hinausgeworfen zu werden.

Er hätte auch ganz Recht gehabt, wenn er nur nicht vergessen hätte, das Ding am rechten Ende anzufangen, nämlich bei sich selber. Nun, die Kinder waren nicht auf den Kopf gefallen, und zeigten den besten Willen. Aber gut Ding will Weile haben, und jeder Mensch macht seine Fehler, und besonders ganz kleine Menschen, die noch nicht einmal recht wissen, was sich gehört und was nicht. Also die Kinder begingen dies und jenes Versehen, capirten nicht so schnell, wie der Vater gehofft hatte, vergaßen auch wohl einmal, was er ihnen erst den Tag vorher recht fest eingeprägt zu haben glaubte, und nun war's aber mit der Erziehung aus. Der Herr Papa wurde heftig, donnerwetterte die Kleinen an, theilte hie und da Ohrfeigen aus, und schüchterte sie dermaßen ein, daß sie verdummten, und rein weg auch gar nichts mehr lernten, weil sie vor lauter Angst nicht mehr aufmerken konnten.

„Die Schwindsucht könnte man sich über die Racker an den Hals ärgern!" rief der Herr Papa aus. „Man mag mit ihnen anfangen, was man will, sie begreifen nichts und wenn man sie mit der Nase darauf stuppt.

Die verständige Mutter wußte wohl, wo der Hase im

Pfeffer lag, und dachte: „Ja, lieber Mann, ehe du bei den Kindern den Anfang zur Erziehung machtest, hättest du bei dir selbst den Anfang machen, und dir deine Heftigkeit und Ungeduld abgewöhnen sollen." Das dachte sie, aber hütete sich wohl, es zu sagen. Sie sprach: „Quäle dich nicht länger mit den Kindern, lieber Mann. Uebertrage Dein Geschäft einem Lehrer, bis sie über die ersten Anfangsgründe weg sind, und so das Schwerste überstanden haben. Nachher hast du weniger Mühe und den Kindern wird's auch leichter."

Der Mann gab recht gerne nach, und späterhin, als er sah, daß die Kleinen bei dem sanften und geduldigen Lehrer recht gedeihliche Fortschritte machten, merkte er schon, was seine Frau schon lange wußte. Der Fehler steckte nicht in den Kindern, sondern in ihm selber.

Also, man soll anfangen mit Gott und mit sich selbst.

Aber das reicht noch nicht ganz aus. Man soll auch in allen Stücken bedenken, ob man das Angefangene wohl zu Ende führen kann. An dieser Klippe ist schon mancher gescheitert, der sonst den besten Willen und die besten Absichten hatte. Da baut Der oder Jener ein großes Haus, und führt es stattlich in die Höhe, und deckt wohl gar ein kupfernes Dach darauf, damit es den Leuten recht herrlich in die Augen fällt, wenn es von der Sonne beschienen wird. Aber auf einmal, wenn es an den innern Ausbau geht, so findet er, daß sein Seckel leer ist, und daß er bis auf den Boden reichen kann, ohne nur an einen einzigen Groschen anzustoßen. Was nützt ihm nun der herrliche Anfang, da er ihn nicht zum Ende führen kann? Also, er muß entweder die vier Wände verkaufen und erleidet großen Verlust, oder er muß Schulden machen, und dann

lernt er das Sprüchwort kennen: „Borgen macht Sorgen!“ Und Sorgen verbittern das Leben, und färben das Haar grau vor der Zeit, und wandeln leicht einen frohherzigen, lustigen Menschen in einen mürrischen Griesgram um, wie das Jeder weis, der es schon an sich selber oder an Andern erfahren hat.

Item, bevor du anfängst, bedenke das Ende, und du wirst dabei besser fahren, als wenn du blind in den Tag hinein wirthschaftest.

Wenn ich noch mehr Beispiele herzählen wollte, so könnte ich vielleicht gar kein Ende finden, denn es giebt deren beinahe so viele, wie Menschen auf der Erde gelebt haben und noch leben. Keiner ist jemals vom Weibe geboren, der es nicht einmal mit dem Anfang versehen hätte, und darum brauchst du dich nicht zu grämen, lieber Leser, wenn es dir ein oder's andere Mal auch passirt ist. Aber hüten wollen wir uns in der Folge, und wollen nimmer das Sprüchlein vergessen:

„Fang' an mit dir, dem End', und Gott,
‚Dann kommst du nimmermehr in Noth.

Bete und arbeite.

Diese beiden Worte werden gar häufig im Munde geführt, und es paßt auch gewiß Nichts in der ganzen Welt besser zusammen, als gerade Beten und Arbeiten. Aber wie's so geht, der Eine versteht das Sprüchlein auf diese Weise und der Andere auf jene, und sind nur Wenige, die es recht verstehen. So kommt's, daß durch Mißverstand selbst die besten Sprüchlein oft Unheil in die Welt bringen. Der Eine meint, Beten sei die Hauptsache, und stützt sich auf das Wort des Heilandes: „Bittet, so wird Euch gegeben (Matth. 7, 7)" und vergißt dabei ganz, daß auch geschrieben steht: „Arbeitet mit Euren Händen, wie wir Euch geboten haben (1. Thess. 4, 11)."

Und Solches ist nicht das richtige Verständniß, wie mich mehr als ein Mal die Erfahrung überzeugt hat. Da war mir, zum Exempel, ein Mann bekannt, der sein gutes Auskommen mit Weib und Kind hatte, so lange er seine Hände rührte, und thätig und fleißig arbeitete. War seines Handwerks ein Schuhmacher, und wohnte in einer kleinen Stadt. Jetzt auf einmal kommt's über den mit unmäßig großer Frömmigkeit. Waren ihm fromme Traktätlein und dergleichen in die Hände gefallen, und war von der Krankheit der Leute angesteckt worden, welche meinen, das einzige

Heil in der Welt sei nur im Gebet zu suchen, und wenn sie nur erst ihr sündhaftes Wesen recht erkannt hätten, so werde ihnen der liebe Gott ganz ohne Weiteres die gebratenen Tauben in's Maul fliegen lassen. Also der Mann ließ Knieriemen und Leisten liegen, wo sie lagen, und anstatt seine Hände tüchtig zu rühren, faltete er sie fleißig, und hob sie zum Himmel auf, schlug an seine Brust, rief: „ich bin ein großer Sünder!" hielt sich aber dabei doch für viel besser, als andere Leute, die, anstatt den Zustand der Gnade zu suchen, von Früh bis in die Nacht arbeiteten, um auch das tägliche Brod für die Ihrigen zu verdienen.

Im Anfange fuhr der Mann nicht übel dabei, denn es gab noch mehr Fromme im Städtchen, die sich des neuen bekehrten Bruders freuten, und Geld genug hatten, ihn zu unterstützen, als nach und nach trotz des vielen Betens der Mangel mit hohlem Auge durch die trüben Fensterscheiben in die verlassene und verödete Werkstätte lugte. Der Eine lieh dem frommen Manne zehn Thaler, der Andere fünfzig, der Dritte hundert, und das brachte mehr ein, als der Hände Arbeit. Der Schuster fühlte sich auf einmal von der edelsten Theilnahme für seine Nebenmenschen beseelt. Der Geist der Bekehrung kam über ihn, und wenn er nicht betete, so ging er von Haus zu Haus, predigte Bekehrung von den Sünden, und brachte den Leuten Tractätlein und Gebetlein, damit auch sie das Heil erlangen möchten, wie er selber. So unermüdlich war er in diesem Werke, so eifrig in seinem Thun, daß ihn bald die Leute, welche sein Treiben mit unbefangenem Auge ansahen, den Galoppschuster nannten, eben, weil er so unermüdlich Straße auf, Straße ab gallopirte, um dem brünstigen Verlangen

seines Herzens, seine Nebenmenschen mit der Botschaft des Heils zu beglücken, Genüge zu thun.

Was war nun das Ende vom Liede? Der Galoppschuster, der sich früher einer ansehnlichen Kundschaft erfreut hatte, verlor dieselbe. Seine frommen Gönner, die ihn beim Beginn seiner frommen Laufbahn mit Geld unterstützt hatten, verschlossen ihren Geldkasten, da sie sahen, daß Beten allein doch kein sicheres Einkommen abwirft, und daß sie also auf Rückzahlung der geliehenen Gelder keineswegs rechnen konnten. Ferner: als die Obrigkeit des Städtchens merkte, daß bei dem Beginnen des neuen Apostels nichts wie Unheil herauskam, that sie einen Machtspruch und verbot dem frommen Manne ein für alle Mal, Tractätlein zu spenden und die Leute zu bekehren, was ohne Zweifel sehr vernünftig und lobenswerth von der Obrigkeit war. Der Galoppschuster aber, als er durch diese Erfahrung überzeugt war, daß Beten und Arbeiten besser sei, als Beten allein, suchte seinen Knieriemen und seine Leisten wieder aus dem Winkel vor, und wollte sein Geschäft treiben, wie in früheren, besseren Zeiten. Aber es war zu spät! die Kunden kamen nicht so schnell wieder, wie sie sich verloren hatten, und aus dem Galoppschuster wurde ein Flickschuster, der sich noch heut zu Tage kümmerlich genug behelfen muß.

Item, der Schuster hatte den Spruch: „Bete und arbeite", falsch verstanden.

Mit dem Arbeiten allein ist's aber eben so wenig gethan, wie mit dem Beten allein, obgleich man sich im Aeußern doch besser dabei stehen würde, wie der Galoppschuster. Aber: wo keine rechte Gottesfurcht ist, da ist auch kein rechter Segen, und, wo nicht gebetet wird, da ist auch keine

rechte Gottesfurcht. Wer arbeitet, verdient Geld, wer aber arbeitet ohne zu beten, der bringt's auch leicht wieder durch. Warum? Wer am Morgen seine Gedanken zu Gott erhoben hat, das heißt, so wie sich's geziemt, mit einem vertrauenden, dankbaren und kindlichen Herzen, dem wird's nicht einfallen, Abends nach vollbrachter Arbeit in's Wirthshaus zu gehen, um da seinen Verdienst zu verprassen, anstatt, wie sich's für einen braven Hausvater geziemt, daheim bei den Seinigen zu bleiben, und in stiller, friedlicher Glückseligkeit die Früchte seiner Arbeit zu genießen. Es wird ihm nicht einfallen, sage ich, denn sonst könnte er ja am nächsten Morgen seine Gedanken nicht zu Gott erheben, so wie sich's geziemt, nämlich mit einem vertrauenden, dankbaren und kindlichen Herzen. Oder meint Ihr, er könnte es? Ich meine nicht, und darum halte ich's mit dem Sprüchlein:

„Arbeite früh und spät,
„Mit Gott und mit Gebet."

Wer das thut, der versteht, was es heißen will, bete und arbeite, und kurios müßt's kommen, wenn er nicht seine Rechnung dabei fände im Himmel und auf Erden.

Alles mit Maaßen.

Ein wackerer deutscher Dichter, den gewiß Viele von Euch schon kennen gelernt und lieb gewonnen haben, der Rückert nämlich, hat einmal folgendes Verslein gedichtet, das mir so recht aus der Seel herausgeschrieben ist:

„Gäben wir die Hälfte dessen,
Was wir, krank uns machend, essen,
Denen, die macht Mangel krank,
Könnten wir und sie gesunden,
Und uns für die guten Stunden
Gegenseitig sagen Dank."

„Freilich wohl", wird Mancher ausrufen, „aber wo soll ich gerade den Armen finden, den der Mangel krank macht."

Halt da, so ist's nicht gemeint, und so sollst du mir auch nicht entschlüpfen, lieber Leser, sondern du sollst mir hübsch bei der Stange bleiben. Vom Wohlthun und Mittheilen wollen wir gegenwärtig nicht plaudern; das ist ein Kapitel für sich, und wir werden schon ein andermal darüber sprechen, wenn dir's sonst recht ist. Vor der Hand haben wir's nur mit der Mäßigkeit zu thun, und zwar specialiter mit der Mäßigkeit im Essen und Trinken, die ein recht wichtiges Kapitel in unserem Lebensbuche ist, sintemal die Gesundheit des Leibes und der Seele vorzugsweise davon abhängt.

Wenn man so manches Mal mit ansieht, was mancher Mann, auch manches Weiblein, den Tag über an Speise und Trank von der Erde vertilgt, so möchte man die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen und voller Schrecken ausrufen; „Wie ist's nur möglich, daß ein einziger Mensch mit seinem einzigen Magen das Alles verdauen kann!" — Ganz unglaublich ist es, was auf diese Weise dem Körper zugemuthet wird, notabene wenn man bedenkt, mit wie Wenigem derselbe vollkommen zufrieden gestellt ist. Ich habe Männer und Frauen gekannt, ja ja, auch Frauen und die sogar vorzugsweise, die meinen, Unmäßigkeit im Essen thue der Gesundheit keinen Schaden, nur das Trinken mache ihn siech und hinfällig. Ja, mitunter glaubten sie gar, sie müßten recht viel essen, um recht stark und kräftig zu werden, um eine gewisse angenehme Körperfülle zu bekommen, um die mageren Arme zu runden, und um das blasse, eingefallene Gesicht ein Bischen vollwangiger und rothbäckiger zu machen. Da aßen sie denn fleißig darauf los, und die Zähne mußten kauen den ganzen lieben, langen Tag, und der Magen sollte verdauen früh und spät, und es kam halt nichts heraus dabei, als daß die mageren Leute noch immer magerer wurden, und die blassen Wangen noch immer gelber und blässer und eingefallener. Natürlich! denn es kommt ja nicht darauf an, wie viel der Mensch ißt, sondern darauf, „wie viel er wirklich zu verdauen und in gesunden Nahrungsstoff zu verwandeln im Stande ist. Da giebt's denn nun bald Magenschmerzen, bald Leibschmerzen, bald Kopfschmerzen, und der Vielfraß wird eben nicht gesund, er mag noch so viel Doktores gebrauchen und noch so viel Arzneien verschlucken.

Es ist in diesem Bezug mit dem Menschen, wie mit einer Pflanze. Gebt Ihr dieser einen gar zu nahrhaften,

fetten, und wohlgedüngten Boden, so geht sie zu Grunde, obgleich Ihr meintet, sie werde recht kräftig und üppig emporschießen, und Euer Auge und Eure Nase mit lieblichen Farben und süßem Wohlgeruche erquicken. Gebt ihr einen magerern Boden und weniger Dünger, und sie wird gedeihen. Ebenso: gebt Eurem Körper weniger und einfache Nahrung, und Ihr werdet den Vortheil haben, gesund zu sein und weder Arzt noch Apotheke zu gebrauchen. Fragt einmal einen gescheuten und aufrichtigen Doktor, von welcher Ursache sich die meisten Krankheiten herschreiben? Kopf und Kragen setze ich zum Pfande, er antwortet: von zu vielem und zu leckerem Essen.

Ihr mögt's glauben oder nicht, aber ich behaupte, daß die Menschheit im Allgemeinen genau mit der Hälfte der Speisen, die sie genießt, sich nähren und erhalten kann. Folglich ißt sie doppelt so viel, als nothwendig ist, und folglich muß die Gesundheit darunter Schaden leiden. Das ist ein Satz, den mir keiner über den Haufen stoßen soll, wäre er auch noch so gelehrt. Mancher lacht vielleicht, der zum Kaffee sein Weißbrödtchen genießt, dann, ein Paar Stunden später, sich zum Frühstück setzt, und seinen Schinken oder seine Schlackwurst versucht, dann zum Mittagstische geht, und sich die Herrlichkeiten der Welt ein wenig näher rückt, dann wieder sein Täßchen Kaffee verschluckt, um die Verdauung zu befördern, dann sein Vesperbrod in Behaglichkeit zu sich nimmt, und endlich zum Abend sein Cottelet oder Beefsteak mit Kartoffeln bezwingt. Mancher lacht, wie gesagt, und denkt, „das muß ich haben, mein Körper verlangt's!" Aber prost Mahlzeit, versuch's einmal, lieber Freund, ob du nicht von der Hälfte dessen leben kannst, was du alltäglich zu dir nimmst. Wenn du's ernstlich meinst, und nach und nach abknappst, anstatt auf ein-

mal deine Gewohnheit über den Haufen zu stoßen, wirst du wohl merken, daß ich recht habe, und wirst mir auch recht geben. Versuch's! ruf' ich dir zu; und wenn du dich nachher nicht doppelt so wohl und kräftig und gesund fühlst, so sollst du mich Hans heißen, und ich will hiermit im Voraus mich des Rechts begeben, dich injurialiter vor Gericht zu belangen.

Es giebt ein merkwürdiges Beispiel von einem Manne, der durch übermäßiges Essen und Trinken in den besten Jahren schon seine Gesundheit so völlig zerrüttet hatte, daß man jeden Tag seinem Ende entgegen sah, und der nachher doch noch über hundert Jahre alt wurde, bloß, weil er sein Schlemmerleben aufgab und zu einfacher und mäßiger Kost zurückkehrte. Der Mann hieß Cornaro, und Mancher wird den Namen und die Bewandniß, die es damit hat, schon kennen. Thut aber nichts; es wird ihm nicht schaden, wenn er die Geschichte noch einmal hört, und Euch Anderen kann's nur Nutzen bringen. Auch ist die Geschichte nur kurz.

Also:

„Dieser Cornaro war ein ausnehmend reicher Mann und dabei ein Leckermaul, wie kaum ein zweites in der Welt zu finden. Die Geschichte erzählt, daß er lieber Gansleberpasteten und gebratene Kapaunen nebst Austern, Caviar und anderen Herrlichkeiten verzehrt habe, als ein Stücklein guten Brodes und einen Teller voll Gemüse; und nicht allein das, — denn das wäre gar so schlimm nicht, und ich kenne Leute, die in diesem Punkt eben nicht besser sind, als Er — also, sie erzählt nicht allein das, sondern sie berichtet auch, daß er von allen jenen Leckereien in solchem Uebermaße gegessen habe, wie es eben nur ein ausgemachter Schlemmer im Stande ist. Die natürliche Folge da-

von war, daß der reiche Herr Cornaro schon in seinem fünf und zwanzigsten Jahre an hartnäckigen Magenübeln litt, die sich mit jedem Jahre steigerten, ihm Gicht und Fieber nebst allerlei anderen Krankheiten zugezogen, und ihn so hinfällig machten, daß er kaum mehr gehen oder stehen konnte. Cornaro wußte, und lernte es immer mehr aus Erfahrung, daß Gesundheit ein ganz unschätzbares Gut sei. Er ließ die berühmtesten Aerzte kommen, versprach ihnen Tausende, wenn sie ihn von seinen Krankheiten befreien würden, leerte Medizinflaschen zu Dutzenden aus, und wurde dabei immer kränker, immer elender, immer hinfälliger. Die Herren Doktores strichen schmunzelnd ihre Goldstücke ein, aber helfen konnte ihm Keiner, weil der reiche Herr Cornaro seine Köche noch besser besoldete, als selbst die gelehrten Gesundheitsräthe. In der geräumigen Küche Cornaro's ging das Feuer nicht aus weder bei Tag noch bei Nacht, in seinem Speisesaale standen immer die Tische gedeckt, und auf den Tischen dampften früh und spät die silbernen Schüsseln, die nicht mit Armensünderbrodte und Spitalsuppen angefüllt waren. Herr Cornaro verschluckte seine Medizin, und hielt sich dann wieder an seine Leckerbissen, und trieb das abwechselnd Tag für Tag, jahraus, jahrein. Und dabei sah er jeden Tag erbärmlicher aus, und wer ihn so an seiner reichbesetzten Tafel sitzen sah, hager, gelb, hohläugig, ein wahres Bild der Leiden, der gab ihm kein Jahr mehr zu leben, schüttelte auch wohl den Kopf und meinte, Freund Hain habe ihn schon bei seinem spärlichen Haare gepackt und werde ihn über Nacht in die Grube ziehen.

Herr Cornaro litt unsäglich, und all sein Gold, das er mit vollen Händen umherstreute, verschaffte ihm keinen einzigen frohen Augenblick. Natürlich! denn froh kann der Mensch nur sein, wenn er gesund ist.

Eines Tages, es schien mit ihm wirklich Matthäi am letzten, lag er in seinem weichen Lehnstuhle vor seinem Speisetische, und blickte mit matten, schon halb erstorbenen Augen auf die Herrlichkeiten, die sich vor ihm ausbreiteten, und die er mit seinen abgestumpften Sinnen nicht mehr genießen konnte, und seufzte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. „Es ist aus," sagte er dann, „ich fühle schon, wie der Tod nahe tritt, und sich die Seele vom Leibe trennt!"

Diese Worte vernahm ein junger Arzt, der schon längst die Wurzel aller Uebel des Herrn Cornaro erkannt hatte, und sprach kopfschüttelnd: „Wenn Ihr guten Rath annehmen wolltet, Herr, könntet Ihr noch manches Jahr leben, und fröhlich Eures Lebens Euch freuen!"

Herr Cornaro horchte hoch auf, sah den jungen Menschen mit großen Augen an, und fragte: „Wie meint Ihr das, mein Lieber?"

„Ich meine," antwortete der junge Doktor, „wenn Ihr Euch meiner Leitung anvertrauen, und mir pünktlich gehorchen wollt, so vermesse ich mich, Eure Gesundheit wieder herzustellen, und Euch so frisch und kräftig zu machen, wie Ihr jetzt welk und siech seid! Aber freilich, es wird Euch schwer ankommen, und ein recht kräftiger Entschluß gehört dazu."

Herr Cornaro, der deutlich einsah, daß es im Sturmschritt mit ihm zu Ende ging, dachte bei sich selbst, es sei kein Opfer zu groß, daß er es nicht dem Leben und der Gesundheit willig und freudig bringen mögte, denn, so nahe am Grabe, klammerte er sich mit doppelter Sehnsucht an das Leben an. Zu verlieren war nichts mehr, aber möglicher Weise das Höchste im Leben zu gewinnen, nämlich das Leben selbst.

„Sprecht," sagte er. „Mein Ehrenwort darauf, daß ich Euch gehorsam folgen will."

Der junge Doktor lächelte recht vergnügt. „Gut denn, Herr", sagte er, „mein Ehrenwort darauf, daß ich Euch zu einem gesunden Manne machen will. Fort jetzt denn vor allen Dingen mit den Arzneiflaschen und Latwergen, mit den Brechmitteln und Purganzen, und Alles auf dem kürzesten Wege, nämlich zum Fenster hinaus!"

Und die Arzneiflaschen flogen, daß es eine Freude war, klirrten auf das Straßenpflaster nieder, und ergossen ihren trüben und stinkenden Inhalt in die Gossen und Pfützen, wo er so recht eigentlich hingehörte. Die Leute, so vorübergingen, meinten, der Herr Cornaro sei närrisch geworden, denn er griff selber wacker mit zu, und schleuderte mit eigener Hand manches Apothekergebräu zum Fenster hinaus, was ihm immer so ganz besonders und vorzugsweise zuwider gewesen war.

„Was nun weiter?" fragte er den jungen Doktor. „Der Anfang gefällt mir wohl. Habe Zeit meines Lebens das Schandzeug nur mit Ekel hinunter gewürgt."

„Denkt an Euer Ehrenwort, Herr Cornaro", erwiederte der junge Arzt. „Denn Allem, was Euch bis dato wohl geschmeckt und behagt hat, soll es jeht nicht besser ergehen, als den Medizinflaschen."

Und er rief ohne Umstände die Dienerschaft herbei, hieß sie die dampfenden Schüsseln von der Tafel wegtragen und gab den strengen Befehl, alsbald und ohne alles Zögern die Mundköche des Herrn Cornaro herbeizurufen. Und als die Köche ganz bestürzt heran kamen, sagte er: „Die sind es, Herr Cornaro, welchen Ihr alle Eure Leiden und Krankheiten zn verdanken habt. Zahlt ihnen gefälligst ihren Lohn aus, und dann, marsch mit ihnen aus dem Hause zur

Nimmerwiederkehr!" — Herr Cornaro zögerte, denn seine Köche fortzuschicken, die ihres Gleichen in der Welt nicht hatten, das fiel ihm doch gar zu schwer. Aber — die Angst vor dem Tode, das gegebene Ehrenwort, und der strenge Blick des jungen Arztes entschied. „Fort mit Euch, Leute!" sagte er halb launig, halb traurig, und gab ihnen reichlichen Lohn und ärndtete dafür das Lob seines Doktors.

„Recht so", sagte der, „jetzt seid Ihr so gut wie gerettet, Herr! Jetzt nur noch Ausdauer und Willenskraft."

Und Herr Cornaro war klug genug, dem Rathe seines jungen Freundes zu folgen. Die äußerste Mäßigkeit trat an die Stelle der bisherigen Schwelgerei, und zum Erstaunen aller Welt lebte der Todes-Candidat, dessen Ende jeden Tag erwartet wurde, von Neuem auf, und seine Gesundheit kräftigte sich mit jeder Woche. Magenübel, Gicht, Fieber, Alles, was ihn gepeinigt hatte, schwand dahin; das Auge ward wieder klar und hell, die Wangen rötheten sich, die schlaffen Muskeln spannten sich an, und Cornaro, der elende Siechling, ward ein Bild der Kräftigkeit und Gesundheitsfülle. Und die Kraft, welche dies Wunder bewirkt hatte, war nur, aber auch nur allein seine strenge Enthaltsamkeit. Cornaro genoß nur die einfachsten Speisen, und nie mehr, als täglich acht bis zehn Loth. Und bei diesem geringen Quantum von Lebensmitteln erreichte er, der schon mit einem Fuße im Grabe stand, ein Alter von hundert und vier Jahren, und genoß einer ununterbrochen guten Gesundheit. In seinem fünf und neunzigsten Jahre schrieb er von sich selbst: „Ich bin gesund und wohlauf, wie man es mit fünf und zwanzig Jahren ist; ich schreibe täglich sieben bis acht Stunden; die übrige Zeit gehe ich spazieren, unterhalte mich, oder wohne einem Concerte bei. Ich

bin heiter; Alles, was ich esse, schmeckt mir. Meine Phantasie ist lebhaft, mein Gedächtniß stark, mein Urtheil gut, und, was in meinem Alter Verwunderung erregt, meine Stimme ist stark und wohlklingend.

Wer möchte seinem Bespiele nicht folgen?! Lasset uns mäßig sein, Freunde, und der Lohn, ein heiteres Gemüth und ungestörte Gesundheit, wird unserer Tugend auf dem Fuße folgen.

Der Mann, der Alles anfängt.

„Also zweitausend Thaler, lieber Herr Nachbar? Nun, sie stehen Ihnen zu Diensten, werde gleich dem Kassirer Anweisung geben, nach Ihrem Gefallen auszuzahlen; — aber, Herr Nachbar, zu was, wenn man fragen darf, wollen Sie denn das hübsche Capitälchen anwenden?" „Das ist kein Geheimniß, Herr Sauer", entgegnete auf diese Worte des alten, freundlichen, reichen Banquiers der junge Tuchfabrikant Ernesti. „Ich will neben meiner Fabrik noch ein kleines Produktengeschäftchen anfangen. Auf meinen Reisen, die ich ja doch machen muß, hör' ich und seh' ich Mancherlei, was mancher andere Mann nicht sieht, und schlage dann immer zwei Fliegen mit einer Klappe, wenn ich auf Einer Reise immer zweierlei Geschäftchen mache!" — „Hm! Hm!" brummte Herr Sauer, und wiegte bedächtlich den Kopf auf den Schultern — „das Ding hört sich gut an, der Productenhandel ist nicht übel, es giebt Zeiten, wo sich ein Heidengeld darin verdienen läßt, und doch — hm, Herr Nachbar, wie wär's, wenn wir ein Stündchen um die Stadt herumspazierten? Mit den Geschäften sind wir ja wohl alle Beide für heute fertig, und der Abend scheint mir recht mild und warm. Ich möchte einen Athemzug frische Luft schöpfen und Ihnen nebenbei ein Geschicht-

chen erzählen, das ich, so zu sagen, mit erlebt habe. Wär's Ihnen gefällig?" „Viel Ehre, viel Ehre, werther Herr Sauer", erwiederte der junge Fabrikherr und verneigte sich tief. „Nun, so gedulden Sie sich nur ein Augenblickchen, Herr Nachbar — will nur Hut und Stock holen, und bin gleich wieder da." —

Fünf oder zehn Minuten später spazierten die beiden Männer durch die schattigen Anlagen, welche die Stadt umgeben — Herr Sauer still und nachdenklich, Herr Ernesti mit hoch erhobenem Haupte und lächelndem Angesicht, gleichsam stolz darauf, daß er an der Seite eines Mannes einhergehen durfte, den alle Welt hochschätzte und verehrte, wie wenig andere Bürger der Stadt. Plötzlich blieb Herr Sauer stehen, räusperte sich und sagte: „Ja, ja, Herr Nachbar, ich will Ihnen die Geschichte erzählen. Es ist freilich am Ende nur eine sehr alltägliche und einfache Geschichte, aber wer drüber nachdenkt, mag wohl eine recht nützliche Lehre daraus ziehen. Sehen Sie, da wohnte vor ein zwanzig oder dreißig Jahren ein Mann hier, dem es in vielen Dingen glückte, wie Keinem, war dabei ein aufgeweckter, heller, speculativer Kopf, thätig und geschäftig früh und spät, legte nie die Hände in den Schooß, und schien recht tüchtig was vorwärts zu bringen; Karl Holderlin hieß er. Ich kannte ihn ganz genau, war mit ihm in die Schule gegangen, nachher als Lehrjunge in ein und demselben Handelsgeschäfte gewesen mit ihm, und hatte ihn da so gründlich kennen gelernt, daß ich, trotz aller Eigenliebe, mir eingestehen mußte: der Holderlin ist klüger und gescheuter, als du. Will nun freilich nicht viel sagen, das — gleichwohl, es war immer Etwas! Habe ich doch ein sorgenfreies Alter, während der arme Holderlin — nun, Sie werden ja hören, was mit ihm geschah. Also, wie

gesagt, der Junge lief mir überall den Rang ab, und Alles schien ihm nur so spielend von der Hand zu gehen, während ich mit allem Fleiß, aller Mühe und Ausdauer hinter ihm zurückblieb. Unser Principal war keineswegs unfreundlich gegen mich, aber an dem Holderlin hatte er, wie man so zu sagen pflegt, seinen ganzen Narren gefressen. „Du bist ein guter, fleißiger Bursch", pflegte er mir zu sagen — „aber Karl" — und dabei klopfte er meinem jungen Kameraden auf die Schulter — „Karl wird dich dereinst weit überflügeln und Dich hinter sich lassen, wie der Adler den Pinguin." Nun, die Wahrheit zu sagen, ein wenig verdroß es mich doch, daß Holderlin mir so sichtlich und offenbar vorgezogen wurde, aber mit dem Jungen selber blieb ich immer gut Freund, er ließ mich nie fühlen, daß er mir überlegen sei, — im Gegentheil, sein Herz war so gut, sein Gemüth so weit entfernt von allem Uebermuth, daß er durch tausend kleine Gefälligkeiten, die er mir bei jeder Gelegenheit bezeigte, recht deutlich merken ließ, wie ihn die Lobsprüche unseres Principals viel eher verlegen und wohl gar demüthig, als stolz, anmaßend und übermüthig machten. Wahrlich ein recht lieber, guter Junge war er! Item, die Zeit verging und aus den Knaben wurden mit den Jahren Männer. Holderlin ging nach Frankreich und England, von da nach Amerika und lange Zeit kam er mir ganz aus dem Gesicht. Plötzlich erschien er wieder in unserer Stadt und suchte mich auf, der ich keine Versuchung und auch keine Gelegenheit gehabt hatte, mich in der Welt weiter umzusehen. Ich kannte ihn erst nicht wieder. Ein schöner, stattlicher Mann war aus ihm geworden; seine Augen hell und klar, seine Wangen blühend, seine Gestalt schlank und kräftig, jede seiner Bewegungen voll unbeschreiblicher Anmuth. Ein entfernter Verwandter

von ihm war kinderlos gestorben und hatte ihn zu seinem Erben eingesetzt. So stand ihm ein hübsches Capital zu Gebot, und er ging damit um, es zur Eröffnung eines eigenen Geschäftes in seiner Vaterstadt anzuwenden; wollte mich darüber um Rath fragen und nebenbei die alte Bekanntschaft wieder erneuern. „Mann", sagte ich zu ihm, „kein besseres Geschäft hier, als ein Tuchgeschäft. Das fehlt, und bei Deinen Mitteln und ausgebreiteten Bekanntschaften kann es Dir nicht schwer werden, bald die halbe Stadt zur Kundschaft zu haben." Holderlin lachte und drückte mir vergnügt die Hand. „Ganz mein Gedanke!" sagte er. „War schon halb entschlossen, das Ding anzugreifen, wollte nur noch Deine Meinung hören; habe in Frankreich und England die besten Fabriken kennen gelernt, in einigen sogar gearbeitet, und meine, ich verstehe mich ein wenig auf die Waare, will das Ding anfangen!" — Fing das Ding an, kaufte das schöne, große Gebauer'sche Haus am Markte, bezahlte es baar bei Heller und Pfennig, richtete einen prächtigen Laden ein mit großen Mahagonitischen, mit Glasscheiben, einer Ellen breit, mit Messingstäben, und Gott weiß was noch. War dergleichen bei uns zu Lande noch nicht erhört und noch nie gesehen, war aber der Holderlin in Paris und London gewesen und hatte seine Augen immer offen gehalten. Die Leute schüttelten den Kopf, meinten, das wären lauter unnütze Ausgaben — kleiner Laden, großes Geschäft, großer Laden, kleines Geschäft — klein anfangen, groß aufhören — und was dergleichen Redensarten mehr waren. Wurde mir selber ein wenig angst und bange, und konnte mich nicht enthalten, gelegentlich ein Wörtlein der Warnung gegen Holderlin einfließen zu lassen. Der lachte und sagte: „Werden sehen! Wart's ab, Sauer!" Ich wartete das Ding also ab. War

aber merkwürdig, wie der Holderlin seine Leute kannte. Hatte kaum seinen Laden aufgethan, so strömten die Leute zu ihm, Manche, ja Viele wohl nur aus Neugierde, um die prächtige Einrichtung zu bewundern, aber sie kauften doch, und waren ganz erstaunt, als sie merkten, wie billig Holderlin's Preise gestellt waren. Hatten gemeint, sie würden tüchtig blechen und die theure Einrichtung mit bezahlen müssen, und kauften nun billiger ein, als anderswo. War weiter kein Wunder, der Holderlin verstand sein Geschäft und kannte die besten Quellen. Seine Einkäufe bezahlte er baar und erhielt sie daher wohlfeiler, als Andere — konnte sie also auch wohlfeiler geben. Item, ehe ein halbes Jahr verging, hatte er nicht nur die halbe Stadt, sondern, ich möchte sagen, die ganze zu Kunden. Alles strömte ihm zu, und als er mich daher eines Tages fragte: „Nun, Sauer, wer hat Recht?" mußte ich lachend antworten: „Du, Holderlin! es ist immer noch wie in unserer Jugend: Du fliegst und ich kröpele ganz bescheiden hinterdrein. Gott segn' es ferner!" Item, nachdem das Ding gelungen war, wurden wir auf einmal Alle gescheut. Keiner schüttelte mehr den Kopf, sondern wen man sprechen hörte, der sagte: „Natürlich, es mußte gehen — war was Neues für unsere Stadt — alle Welt redete davon, Aller Neugierde ward rege — was Wunder, daß ihm die Leute zuströmten! Hätt's um kein Haar anders gemacht! In jetzigen Zeiten muß man groß anfangen, wenn die Geschäfte gehen sollen!" Unter denen, die so sprachen und ihre Weisheit leuchten ließen vor den Leuten, befand sich Mancher, der erst von „kleinem Laden" und „klein anfangen" geschwatzt hatte. Mochten wohl ein kurzes Gedächtniß haben die Leute, die sich's nicht mehr entsinnen konnten. Aber Holderlin und ich, wir lachten manches Mal

herzlich darüber. Nun, was geschah weiter? Eines Tages kam Holderlin zu mir — war jetzt ein gemachter Mann und stand in hohem Ansehen — und sagte: „Höre Du, meine Handlung ist mir zu kleinkrämerisch, beschäftigt meinen Geist nicht genug, muß mehr zu übersehen und zu thun haben, sonst sterb' ich vor lauter Langeweile, will eine Tuchfabrik anlegen." Ich sah meinen Freund groß an. „Thu's nicht", sagte ich, — „es geht Dir wohl, und wer gut liegt, soll sich nicht wälzen; Holderlin, sei kein Narr!" Er drauf: „Schwatz' mir nichts 'nein! Kennst mich — was ich will, will ich — die Mittel hab' ich, und das Uebrige findet sich. Weißt ja, ich verstehe die Sache." — Verstehst sie nicht, Mann!" rief ich, „verstehst sie nimmermehr! Bleib' davon, sag' ich! Was geht Dir denn ab? Kannst leben wie ein Fürst und willst so dumme Streiche machen!" Holderlin lachte. „Bist eben noch der alte Sauer", sagte er. „Wollen uns über's Jahr wieder sprechen." Ging fort und kaufte noch am selbigen Tage den Anger vor dem Steinthore draußen, ließ Baumeister kommen und weitläufige Bauten anfangen, verschrieb kostbare Maschinen aus England und Frankreich, auch Werkmeister und Arbeiter dazu, und ein Jahr später war die Fabrik im vollen Gange. War ein Weltsleben, das. Den Holderlin kriegte man nur wenig mehr zu sehen; steckte meist draußen in der Fabrik, von der er nichts verstand, und vernachlässigte seinen Tuchhandel, den er aus dem Fundamente verstand. War kein Wunder das, denn Niemand kann zween Herren dienen; war aber auch kein Wunder, daß sich die Kunden nach und nach aus seinem Laden wieder weggewöhnten. Kam dazu, daß ein anderer junger Mann ein neues Tuchgeschäft anfing, der that's dem Holderlin nach und setzte sich ihm dicht neben die Thüre. Hätte weiter nichts zu sagen

gehabt, wenn Holderlin nur die verwünschte Fabrik hätte fahren lassen. Aber nein! blieb hartnäckig und starrsinnig und wirthschaftete in den Tag hinein, daß mir grün und blau vor den Augen wurde. Wollte nicht gehen mit der Fabrik. Schob's Holderlin bald auf dies, bald auf jenes, bald auf die Werkmeister, bald auf die Maschinen — aber nicht auf's Rechte, nämlich darauf, daß er die Sache nicht verstand. Wollte diesen Umstand nie zugeben, obgleich ich manch liebes Mal ihm die Augen zu öffnen suchte. Geht oft so mit den Leuten, besonders mit hartnäckigen, wenn sie einen Irrthum begangen haben. Wollen ihn nicht eingestehen, ihn nicht gut machen, bis Alles zu spät ist. Kam endlich aber doch zur Besinnung, der Holderlin, ob er gleich seinen Fehler nicht eingestand. „Hol der Henker die ganze Fabrik!" sagte er eines Tages in vollem Zorne zu mir. „Muß betrogen sein mit den Maschinen! Soll mir fort mit Allem, was daran hängt!" — Richtig — dauerte kaum vier Wochen, so hatte er die Fabrik verkauft und sein Tuchgeschäft dazu. „Will was Anderes anfangen," sagte er, „ganz was Neues — ekelt mich an, mit der Elle wieder hinter den Ladentisch zu treten!" „Holderlin," sprach ich drauf — „sei gescheut! der Stein, der sich so oft wälzt, setzt kein Moos an. Laß Dich nicht in zu viele Dinge ein, das zersplittert nur. Immer nur Eins, aber das Eine recht!" „Du sprichst, wie Du das verstehst, Sauer," antwortete er mir. „Aber nimm mir's nicht übel, Du hast eben nicht den rechten Verstand davon. Es kann nicht jeder so hinter dem Pulte sitzen und büffeln, wie Du. Laß mich nur machen — will den Schaden bald wieder einbringen." Es dauerte nicht lange, so gab's in der Stadt wieder was zu reden. Holderlin hatte eine ganze Straße kleiner Häuser und Baracken angekauft, und es hieß, er

wolle Alles niederreißen und lauter neue, hübsche Häuser hinbauen lassen zum Wiederverkauf oder zum Vermiethen, wie sich's eben träfe. Ich hin zu ihm. „Ist's wahr, Holderlin?" — „Wahr!" entgegnete er lächelnd. „Jetzt endlich habe ich ein Feld für meinen Geist, meine Thätigkeit gefunden. Sollst Dich wundern, Sauer, was das für eine prächtige Straße geben wird! Das Geld solid angelegt — in Grundbesitz — keine Gefahr dabei, nicht ein Schatten von Gefahr." „Aber, wenn nun die Häuser fertig sind, Mann: was nachher?" „Ach, da giebt's noch vielerlei! Bin ein Spekulant, Sauer, weißt Du! Warte die Zeit ab. Wenn sich was zeigt, flink bei der Hand. Habe vor der Hand den Kopf voll genug, wird sich später auch wieder was finden, das mir die Langeweile vertreibt." Das ist nun wahr, mit einer merkwürdigen Raschheit und Kraft griff der Holderlin Alles an. Dauerte keine zwei Jahre, so stand die neue Straße — nun, Sie kennen sie ja, lieber Herr Nachbar — stand fix und fertig da, sag' ich, und die Leute rissen sich ordentlich um die Wohnungen und Läden darin. Hatte sein Capital vortrefflich angelegt, der Holderlin — zog gute Zinsen davon — reine sieben Procent und drüber — brauchte sich nun nur hinzusetzen und die Hände in den Schooß zu legen, und hätt' es kein Mensch in der Welt besser gehabt, als er. War aber nicht der Mann dazu — hielt keine Ruhe — mußte wieder was Neues anfangen. Kam dazumal gerade die Geschichte mit der . . . . Anleihe, die nachher ein so klägliches Ende nehmen und viele tausend Menschen in's Verderben reißen mußte. Holderlin zu mir. „Was meinst Du, Sauer? Das wäre ein Geschäft für mich. Will spekuliren mit den Papierchen!" — „Ist nichts," sagte ich. Traute schon damals dem Frieden nicht recht. War damals noch ein jun-

ger Anfänger, und hatte ebenfalls ein Lüstchen gehabt, sah aber weiter, hielt mich zurück und that wohl daran. Sagte dem Holderlin meine Gründe und Alles, er wollte aber nicht hören. Was hat er zu thun? Setzt ja wahrhaftig seine Häuser ins Wochenblatt, schlägt los und verkauft sie nach der Reihe eins nach dem andern. Mit Schaden natürlich, denn es war ihm nur darum zu thun, baar Geld in die Hand zu bekommen, und das so schnell, als möglich. Dachte, die Papiere sollten das Alles wieder einbringen, und einen guten Theil Profit obendrein. Kauft Papiere wie rasend, wirft nicht allein sein baares Geld weg, sondern benutzt auch noch seinen Kredit, so weit es geht. Lachte dabei in's Fäustchen und meinte Wunder was für ein herrliches Geschäft er gemacht hätte. Dauerte freilich nicht lange der Jubel. Ich merkte Unrath, und da ich den Holderlin herzlich gern hatte, so rannte ich zu ihm, und deckte ihm auf, was ich wußte. Hm! ich denke, den Mann will der Schlag rühren. „Fort," sagte ich, „geh nach Paris und London, und schlage los. Vielleicht kommst Du noch mit blauem Auge davon." Er fort — vierspännig — mit Courirpferden. In Paris verkauft er — freilich mit 50 Procent Schaden, aber er verkauft doch. Da wird er stutzig. „Halt," denkt er, „bekommst Du in Paris fünfzig Procent, so in London wohl sechszig, siebenzig, achtzig." Fast bereute er, daß er die Hälfte der Papiere schon losgeschlagen hatte. Doch machte er sich schnell auf den Weg und eilte nach England. Verstand aber den Handel nicht. Als er ankommt, ist der Schlag, der schon seit einiger Zeit drohte, gefallen und seine Papiere sind eben nichts mehr wie Papiee. Kein Mensch will ihm nur fünf Procent drauf geben, — hast du nicht gesehen — geht's wieder nach Paris. Kam aber auch hier zu spät. Sah

ein, daß er ein Narr gewesen war und ging ziemlich niedergeschlagen nach Hause — das Mal nicht mit Courirpferden, sondern ganz simpel mit der ordinairen Post. Klagte mir sein Leid. That mir weh, denn ein harter Schlag war es, der ihn betroffen. Drei Viertel von seinem Vermögen waren hin. Hatte große Lust, ihm Vorwürfe zu machen, nach Menschennatur, hielt aber an mich, hätte doch nichts genutzt. War guter Rath besser. Gab ihm selbigen, sagte, er solle wieder zu dem zurückkehren, womit er angefangen. Fand sich gerade eine gute Gelegenheit. Der Käufer seiner Fabrik und seines Tuchgeschäftes wollte das Letztere wieder abgeben — Preis billig — und die Hauptsache: Holderlin verstand das Geschäft. War aber nichts — wollte gar nichts davon hören, schien ganz verwildert, der Mann. Item, ich mußte ihn laufen lassen und er lief denn so allmählig, wie er angefangen, in sein Verderben hinein.

„Hieß auf einmal in der Stadt: „Holderlin ist ein Müller geworden — hat die Mühle im Tauergrund gekauft, macht allerlei neue Einrichtungen — reißt ein, baut wieder auf und will eine ganz neue Art Mühle herstellen, wie sie in Amerika gäng und gebe sind.

„War richtig das. Ich hinaus und finde meinen Freund in voller Arbeit und mit frohem, heiteren Gesicht. Fand ihn immer so, wenn er nur recht tief in den Geschäften drin steckte. „Um Gotteswillen, Holderlin, was machst Du wieder?" — „Wirst schon sehen!" sagte er. „Amerikanische Mühle. Ganz andres Ding, wie hier zu Lande. Sollst Deine Freude daran haben, wenn's fertig ist. Bin in fünf Jahren wieder so reich, wie ich vor dem Ankaufe der nichtswürdigen Papiere war, und dann — ja dann will ich ein neues Leben anfangen." Ich schüttelte den Kopf, denn die

ganze Geschichte kam mir denn doch wieder ein wenig allzu abentheuerlich vor; sagte ihm auch: „Mann, Du wirst noch Vielerlei anfangen, bis Dein letzter Heller in alle vier Winde gerollt ist", — fand aber kein Gehör. Was er mir von seiner Mühle zeigte, und wie er mir das Ding auseinander setzte, das gefiel mir Alles wohl. War Vernunft darin — ich konnte nicht widersprechen — und heutzutage, da sehen wir ja auch allenthalben, daß die amerikanischen Mühlen mehr und mehr alle andern überflügeln. Also die Sache selber war so übel nicht, wenn sie nicht wieder einen Haken gehabt hätte, und das einen gewaltigen. Und der Haken — nun, Sie errathen ihn schon, Herr Nachbar — der Haken war eben, daß mein sonst so kluger und gescheuter Freund von der Müllerei so wenig verstand, wie von den Staatspapieren. Ließ sich das aber nicht einreden, sondern meinte, die ganze Geschichte wäre nur so eine Lumperei, die er zwischen Schlaf und Wachen lernen und abmachen könne. Der Bau ging vorwärts, und schon nach einem Vierteljahre war Alles im Gange. Aber nun kam Holderlin bald dahinter, daß er bei aller Klugheit denn doch thöricht gehandelt hatte. Mit der neuen Einrichtung haperte es alle Augenblicke, es zeigten sich Mängel, die weder der Maschinen-Baumeister noch Holderlin selber beseitigen konnte, weil eben Beide keine rechte Einsicht von dem Wesen hatten. Alle acht Tage einmal blieb die Mühle stehen, die Leute bekamen ihr Mehl nicht zur rechten Zeit, das gab Verdruß und Aergerniß — sie schimpften — Holderlin, aufbrausend und krittelig, wie er war, blieb ihnen nichts schuldig — die Leute gingen — kamen nicht wieder — und die Mühle, die sich sonst immer der besten Nahrung erfreut hatte, lag ganz darnieder. Ihr lustiges Geklapper thalauf und thalab verstummte, und

Holderlin sah mit mürrischem Auge die Räder stille stehen. Aergerte sich nun doch, daß er die Mühle nicht ruhig im alten Stande gelassen hatte, und sann hin und her, wie er den Schaden bessern könne. Hatte manche schlaflose Nacht damals, wie er mir später gestand, blieb aber hartnäckig und meinte, es solle und müsse noch gehen. Ließ einen andern Maschinen-Baumeister kommen — von weit her — kostete ein Heidengeld! Er kam, rümpfte die Nase, machte Alles schlecht, was er sah, schalt seinen Vorgänger einen Dummkopf und Ignoranten — warf Alles über den Haufen und machte eine ganz neue Einrichtung. Holderlin lebte wiedet auf, als er die Zuversicht seines neuen Meisters bemerkte. Er schonte weder Kosten noch Mühe, und endlich war die neue Einrichtung fertig. Als aber die Räder wieder gingen und brausten, da zeigte es sich, daß die neue Einrichtung noch schlechter war, als die vorige, und der Herr Baumeister, der sich immerfort so ungemein klug und weise gebehrdet hatte, machte sich heimlich bei Nacht und Nebel aus dem Staube, und ließ meinen armen Freund Holderlin in der Patsche sitzen. Mochte der sehen, wie er mit dem Pfuschwerk zurecht kam. Holderlin ging herum, wie vor den Kopf geschlagen und suchte wieder Trost und Rath bei mir. Ich wußte nun freilich, daß all' mein Sprechen nichts nützen würde, doch gab ich ihm den Rath, den ich unter den damaligen Verhältnissen für den besten hielt. Rieth ihm, er solle das neue Zeug zum Henker gehen lassen, solle die Mühle einrichten, wie sie von Anfang an gewesen, und sein Geschäft betreiben, wie der Müller vor ihm. Wollte aber davon nichts hören, rief unwillig: „Wie? Soll mich zum Gespött der Leute machen? Soll zum alten Schlendrian zurückkehren, nachdem ich allen Leuten von den Wundern vorgeschwatzt, die sie an mei-

ner neuen Einrichtung sehen würden? Das kann nicht sein, alter Sauer, lieber gebe ich die ganze Müllerei auf und fange was Neues an!" Richtig! vier Wochen später ist die Mühle verkauft. War der Käufer nur ein Dummkopf gegen den Holderlin, hatte aber sein Metier gelernt und verstand es. Riß die neue Einrichtung heraus, stellte die alte Mühle wieder her und wurde ein wohlhabender Mann. Holderlin aber wurde ein Oelmüller. Ja, kaufte mit dem Reste seines Vermögens eine Oelmühle, zwei Stunden von hier. Drei Jahre später war er fertig, hatte sein Bischen Geld zugesetzt, und saß nun, wie man zu sagen pflegt, ganz auf dem Trocknen. — Sehen Sie, Herr Nachbar, das ist meine Geschichte von dem Manne, der Alles anfing. Weder Klugheit, noch Thätigkeit, noch reiche, reiche Geldmittel konnten ihn retten, und ach! hätte es so gut haben können im Leben. Der arme Holderlin! „Und was wurde zuletzt aus ihm, verehrter Herr Sauer?" fragte der junge Fabrikant, der ganz ernst und nachdenklich geworden war. „Nun, das ist bald gesagt", sprach Herr Sauer mit leiser, wehmüthiger Stimme. „Wollte ihn zu mir in's Geschäft nehmen — war aber zu stolz, bei seinem alten Freunde Diener zu werden, ging als Schreiber zu einem Advokaten, und starb ein Jahr nachher. Der Kummer fraß ihm das Herz ab. Ein trauriges Ende — nicht wahr, Herr Nachbar? — nach so herrlichem Anfange. Kann nie ohne Wehmuth und Rührung an meinen armen Freund denken! — Aber es wird dunkel und die Luft weht kühl vom Wasser herüber. Wenn's Ihnen recht ist, wollen wir sachte nach Hause schlendern." — Still gingen die beiden Männer durch die Straßen. Vor seinem Hause blieb Herr Sauer noch einen Augenblick stehen und sagte: „Nun, Herr Ernesti, schicken Sie morgen nur nach den

zweitausend Thälerchen, werden schon für Sie bereit liegen, und wünsche viel Glück zu dem neuen Geschäft!" „Hm! hm! Herr Nachbar, habe mich anders besonnen", entgegnete der junge Fabrikant und räusperte sich. „Will's einstweilen noch mit meiner Fabrik ansehen. Vielleicht später — man muß nicht zu viel anfangen, besonders Dinge, die man nicht ganz von Grund aus versteht." „Recht so, Herr Nachbar! nur Eines, aber das gründlich! — Wünsche wohl zu schlafen, Herr Nachbar!"

Der Fabrikherr.

(Eine Erzählung aus dem Leben.)

Erstes Capitel.

Florentin.

Die Sonne neigte sich zum Untergange. Ihr goldner Strahl überblitzte verklärend Wald und Berg, und streute funkelnde Diamanten auf die glitzernde Fläche des rauschenden Baches. In den tiefen Schluchten und Thälern des Gebirges zogen weiße, wallende Nebel über die duftenden Wiesen und hingen im Vorüberschweben mit leiser Hand schimmernde Thauperlen an die Halme und Gräser und in die Blüthenkelche des wilden Salbei, des Enzian, der Steinnelken, der Kuckuksblumen und des Vergißmeinnichts. Die Heerden zogen heim von den üppigen Weiden; von den Triften und Berghalden ertönte in melodischen Klängen das sanfte Glockengeläut der glatten Rinder; die Ziegen sprangen keck und munter von den steilen Abhängen herab; die feinwolligen Schafe zogen blökend ihren Ställen zu. Von den Feldern kehrten die Arbeiter heim, um nach des Tages Last und Hitze in der köstlichen Abendfrische die müden Glieder auszuruhen, auf der Bank von Stein vor dem

Hause zu sitzen, oder mit den Nachbaren unter der breitwipfligen Linde zu plaudern, bis die eintretende Dunkelheit daran mahnte, daß der müde Körper neue Kraft zu neuem Tagewerk in erquickendem Schlafe suchen müsse. Alles feierte nach gethaner Arbeit, und nur aus der Fabrik herüber dröhnte noch dumpf der Schlag der gewaltigen Hämmer und wirbelten weiße Dampfsäulen aus den hohen Schornsteinen auf, während die rothen und blauen Flammen der mächtigen Schmelzöfen mit düsterem Scheine aus den Hütten hervorglühten.

Der junge Fabrikherr Florentin saß mit seiner anmuthigen Gattin auf der Plattform vor seinem schloßähnlichen Wohnhause und blickte sinnend in die köstliche Landschaft hinein, die sich vor seinen Augen ausbreitete. Vieles von dem, was er sah, nannte er sein Eigenthum, vom Vater ererbt, der erst vor Kurzem gestorben war. Die Eisenhämmer gehörten ihm; ihm gehörte die Kattunfabrik, deren ausgedehnte Baulichkeiten sich weiter unten am Waldbache hin erstreckten; ihm gehörten die Aecker, die Wiesen, die Wälder, in deren Mitte die Oeconomiegebäude lagen; ihm gehörten auch die elenden, räucherigen Hütten, mit Stroh gedeckt, aus Lehm aufgeführt, mitten zwischen den Hammerwerken und der Kattunfabrik gelegen. Auf ihnen ruhte sein Auge am längsten, und je länger es darauf verweilte, desto mehr verdunkelte es sich, während eine Wolke tiefer Traurigkeit seine hohe, reine Stirn überflog. Halb nackte Kinder, schmutzig, zerlumpt, mit bleichen Wangen, spielten dort vor den Hütten, und ihre Väter zankten und prügelten sich nicht weit davon unter lautem, wüsten Geschrei, in das sich gellend das angstvolle Gekreisch der Weiber und Mädchen mischte. Florentin rief einen Aufseher herbei, schickte ihn zu den Leuten hinüber und ließ ihnen anbefehlen, bei Strafe

sofortiger Entlassung, Ruhe zu halten. Dann wendete er sich seufzend von dem widrigen Anblicke ab und versank wieder in sein voriges ernstes und trübes Sinnen.

„Die abscheulichen Leute", unterbrach endlich seine Frau das lange Schweigen, „es ist recht übel, daß Du Dich solcher Werkzeuge zu Deinen Geschäften bedienen mußt!"

„Freilich wohl, es ist ein rohes, entsittlichtes Volk", erwiederte Florentin seiner Gattin; aber dennoch, Julie, dennoch darf man es nicht verachten, sondern nur bemitleiden und beklagen. Die Leute sind ja nichts besseres, als Sclaven! Für ihre sittliche Ausbildung geschieht so viel wie nichts! Die Schule zwar ist da, aber was nützt sie? Kaum, daß die Kinder bis zum zehnten Jahre hineingehen und nothdürftig Lesen und Schreiben lernen — später müssen sie in die Fabrik und ihren Aeltern helfen. Da vergessen sie bald das wenige Gute, was sie in sich aufgenommen haben, und lernen dafür die Brutalitäten und Gemeinheiten der Erwachsenen, deren Schamgefühl schon längst untergegangen und im Schlamme der Liederlichkeit erstickt ist. Was Wunder, daß die Kinder bald eben so tief sinken, als ihre Aeltern! Was Wunder, daß sie in Rohheit und Lasterhaftigkeit verfallen, und daß zuletzt ihr höchster Genuß der ist, den schwer und sauer erworbenen, kärglichen Verdienst in einem kurzen Rausche zu vergeuden, während dessen sie ihr Elend auf wenige Augenblicke wenn auch nicht vergessen, so doch übertäuben. Gesundheit, Kraft und Sittlichkeit gehen freilich dabei vollends verloren, und ein frühes Siechthum, ein früher Tod sind die Folgen des raschen Wechsels schwerer Arbeit und roher Genußsucht! Aber was kümmert das diese Leute? Sie sterben, wie sie gelebt haben, in Stumpfsinn und Ueberdruß. Das Leben ist den

Meisten nur eine Last, die sie mit Freuden oder doch wenigstens ohne Bedauern abwerfen."

„Aber das ist ja entsetzlich!" rief Julie tief erschüttert aus. „Giebt es denn keine Möglichkeit, sie diesem traurigen Zustande zu entreißen und sie zu ordentlichen Menschen zu machen? Dies ist wirklich schrecklich und entsetzlich!"

„Ja wohl entsetzlich!" entgegnete Florentin. „Aber wer ist Schuld an all' diesem Entsetzlichen, an diesem grenzenlosen Elend? Wer anders, als die Fabrikherren selbst? Die Leute da wahrlich nicht! Sie leben in Rausch und in Sittenlosigkeit, weil sie nichts Besseres kennen, weil sie bei all' ihrer schweren Arbeit weiter nichts verdienen, als was eben hinreicht, ihr jämmerliches Leben zu fristen und das Bewußtsein ihres Elends in Branntwein zu ersäufen. Niemand denkt an die Zukunft, Niemand denkt daran, einen Nothpfennig für das Alter zurückzulegen, denn sie wissen ja, daß sie ein hohes Alter bei ihrer Lebensweise nicht erreichen können. Zudem, der Mensch ist nicht allein zur Arbeit geboren, er will die Arbeit durch eine Erholung, eine Freude gewürzt sehen. Welche Freude, welche Erholung finden diese Leute, *können* sie finden? Bei ihrem kärglichen Lohn bleibt ihnen nichts übrig, als der Branntwein und die durch ihn hervorgerufene thierische Aufregung. Und gesetzt auch, es sei einmal ein fleißiger, mäßiger, sparsamer Arbeiter unter der Menge, der das Seinige zu Rathe hält. Er sammelt sich ein paar Thaler und trägt sie in die Sparkasse. Plötzlich aber treten ungünstige Verhältnisse ein, die Fabrik muß geschlossen, die Arbeiter müssen entlassen werden! Was dann? Nach wenigen Wochen sind die Ersparnisse von vielleicht Jahren verzehrt, und der fleißige, gute Arbeiter befindet sich in derselben Noth, wie der Säufer

und Verschwender — ja, in noch größerer, weil er noch Schamgefühl hat und sich nur nach schwerem Kampfe zum Bettler erniedrigt, was dem Lumpen und Strolchen als das nächste und ganz natürliche Auskunftsmittel sogleich zur Hand liegt. Was aber thut indeß der Fabrikherr? Er kümmert sich den Henker um seine Leute! Mögen sie sehen, wie sie durchkommen! Wenn nur er selbst bei seinen Geldsäcken, die ihm der saure Schweiß seiner Arbeiter gefüllt hat, nicht Noth leidet. Nein, nein, diese armen Leute sind eben so sehr zu beklagen, als zu bemitleiden, und wahrlich, wahrlich, so viel an mir liegt, soll es jetzt anders werden, wenigstens hier in meinen Fabriken."

„Aber wie willst Du es ändern, lieber Mann?" fragte Julie. „Kannst Du diese rohen Leute zu sittlichen Menschen umbilden? Kannst Du ohne eigenen großen Verlust ihren Lohn erhöhen? Und würde ihnen wirklich geholfen sein, wenn Du ihnen das Doppelte ihres bisherigen Verdienstes gäbest? Ich glaube nicht, denn öfter habe ich nicht nur Dich, sondern auch Deine Bekannten und Freunde sagen hören: den Leuten mehr Lohn geben, hieße — sie vollends verderben."

„Ja, das habe ich gesagt, und muß ich auch jetzt wiederholen", entgegnete Florentin. „Bei doppeltem Lohne würde Niemand gewinnen, als der Wirth unten im Dorfe, denn die Leute würden doppelt so viel Branntwein trinken als bisher, und dadurch nur noch mehr verthieren. Wir müssen tiefer eingreifen, wir dürfen ein Opfer nicht scheuen, wo es sich darum handelt, ein großes und gutes Werk durchzuführen, wir müssen unsere Selbstsucht aufgeben, um das Wohl dererer zu gründen, die uns durch ihrer Hände Arbeit reich gemacht haben, während sie selbst arm und elend geblieben sind. Es kostet freilich Ueberwindung, ei-

nen solchen Entschluß zu fassen, aber einmal gefaßt, wird er auch auszuführen sein. Höre mich an, Julie, und dann entscheide über den Weg, dem ich längst nachgegrübelt, und den ich jetzt endlich mit Bedacht einzuschlagen ernstlich gesonnen bin. Als mein Vater vor vierzig Jahren die Anlagen, welche Du von hier überschauest, begründete, geschah es mit einer geringen Summe, die nicht einmal ihm gehörte, sondern von einem Freunde erborgt war. Er besaß also nichts, als einen betriebsamen, unternehmenden Geist, Muth und Kenntnisse; im Uebrigen war er so arm, wie der ärmste von unsern Fabrikarbeitern. Gott segnete seinen Fleiß. Die Fabriken nahmen einen raschen Aufschwung, mußten erweitert und vergrößert werden, und warfen einen so beträchtlichen Gewinn ab, daß mein Vater nach einer Reihe von Jahren mir ein großes Vermögen hinterlassen konnte. Wir besitzen ein Rittergut, mehr als hunderttausend Thaler werth, wir besitzen die Fabriken, deren Werth sich auf mehr als das Doppelte jener Summe beläuft, wir haben große Capitalien in den Banken. Julie, und wem verdanken wir nächst dem Segen des Herrn all' diesen Reichthum? Nicht der Betriebsamkeit meines Vaters allein, sondern auch der Arbeit jener „abscheulichen Leute", wie Du sie nennst, ohne deren Kraft und Thätigkeit mein Vater eben so arm geblieben wäre, wie zur Zeit, da er seine Geschäfte begann. Wir also sind reich geworden und diejenigen, deren Arbeit uns reich machte, sind arm geblieben. Ich frage Dich, Julie, verlangt es nicht einfach die Gerechtigkeit, daß wir einen Theil unsers Reichthums an die Leute zurückgeben, denen wir ihn zum größten Theile verdanken? Gewiß, die Gerechtigkeit fordert, daß das Loos der Arbeiter verbessert werde und ich will nicht so ungerecht sein, ihnen ihren Lohn vorzuenthalten."

Julie hatte mit gespannter Aufmerksamkeit ihrem Gatten zugehört und ergriff jetzt rasch seine Hand, die sie mit Herzlichkeit drückte. „Du hast Recht und denkst edel und gut“, sagte sie mit leuchtenden Blicken. „Von dieser Seite habe ich das Verhältniß des Arbeiters zum Fabrikherrn noch niemals betrachtet, aber Du hast mir die Augen geöffnet, und innig würde es mich freuen, wenn Du einen Weg ausfindig machtest, durch welchen den unglücklichen Menschen gründlich geholfen werden könnte.“

„Ich glaube, daß ich diesen Weg gefunden habe“, entgegnete Florentin. „Er besteht einfach darin, daß ich den Ertrag der Fabriken mit meinen Arbeitern theile, daß ich für mich nur ein Drittel beanspruche, während ich die anderen zwei Drittel ihnen überlasse, und daß ich die Capitalien, welche in den Banken liegen, zur Erbauung eines Gemeinhauses verwende, das ich gegen billigen Zins meinen Arbeitern überlasse. Mögen aus dieser Einrichtung auch bedeutende Verluste für mich entstehen; daß wir Noth leiden, haben wir ja nicht zu befürchten, indem der Ertrag unseres Gutes uns hinreichenden Wohlstand sichert. Und möglich kann es immerhin sein, daß unser zum Besten der Arbeiter angelegtes Capital sich vortheilhafter verzinset, als wir glauben. Auf alle Fälle will ich den Versuch wagen, selbst auf die Gefahr hin, einen Theil meines Eigenthums zu verlieren, vorausgesetzt nämlich, daß Du, liebe Frau, meinem Entschlusse Deine Zustimmung und Billigung giebst.“

„Aus vollem Herzen gebe ich sie zu Allem und Jedem, was Du beginnen mögest“, erwiederte Julie. „Wohl sehe ich ein, daß durch ein solches Opfer von unserer Seite die Lage der Arbeiter bedeutend verbessert werden wird, nur weiß ich noch immer nicht, wie Du die Klippe vermeiden

willst, die wir schon vorhin in's Auge faßten: ich meine die bei vermehrtem Einkommen auch gesteigerte Genußsucht der Leute. Werden sie den bessern Verdienst nicht eben so leichtfertig verschleudern wie das Geringe, über welches sie bisher verfügen konnten!"

„Sicherlich nein, denn ich werde ein solches Opfer nicht bringen, ohne Bedingungen zu stellen, auf deren Erfüllung ich mit unerbittlicher Strenge halten werde", entgegnete Florentin. „Auch sollen die Leute nicht mehr baares Geld in die Hände bekommen, als bisher, obgleich ihre äußerliche Lage ansehnlich verbessert werden soll. Ich will sie zwingen, zu sparen, und morgen, wenn ich sie versammelt haben werde, um ihnen meine Eröffnungen zu machen, wirst Du hören, auf welche Weise ich sie zwingen will. Ich glaube nicht, daß irgend Einer unter den Leuten ist, der meine Vorschläge zurückweist — wenn aber doch, wohlan, so mag er gehen und sein Glück anderswo versuchen. Für heute aber genug davon. Ich will meinen Plan noch einmal im Geiste ordnen und überdenken, um ihn morgen so klar und verständlich als möglich auszusprechen."

Julie fügte sich schweigend der Anordnung ihres Gatten, aber ihr beredter Blick sagte ihm deutlicher, als Worte, daß sie ein unumschränktes Vertrauen zu ihm hege. Als der Nachtwind kühler zu wehen begann, verließ das edle Paar die Plattform und kehrte in das Haus zurück. Julie begab sich bald zur Ruhe. Florentin aber schritt noch lange in seinem Gemache auf und ab, und erst nach Mitternacht erlosch der Schein seiner Lampe, welche ihm zu seinem ernsten und tiefen Nachdenken geleuchtet hatte.

Zweites Capitel.

Florentin hält eine Rede an seine Arbeiter.

Der folgende Tag war ein Sonntag. In aller Frühe schickte Florentin seinen Arbeitern die Botschaft zu, daß sie sich Punkt sieben Uhr auf dem Platze vor seinem Hause versammeln sollten. Als die Stunde herannahte, fehlte Keiner von ihnen. Alle waren da — die Meisten in ihren gewöhnlichen Alltagskleidern, die sie kaum ein wenig vom ärgsten Schmutze der Wochenarbeit gesäubert hatten, Wenige nur in schmuckerem Anzuge, der von kleinen Ersparnissen Zeugniß gab. Auf allen Gesichtern sprach sich Neugierde und gespannteste Erwartung aus, denn es war das erste Mal, daß ihr Herr sie zu einer solchen Versammlung berufen hatte. Die Frauen und Mädchen standen in verschiedenen Gruppen bei einander und wechselten leise Worte; die Männer sahen mürrisch und finster drein, und man hörte mißtrauische und harte Worte in ihren Kreisen fallen.

„Was wird's weiter sein", sagte ein bärtiger Eisenarbeiter, indem er zornig die schwieligen Hände ballte, „was wird's weiter sein, als wieder einmal eine Lohnherabsetzung? Man kennt das schon! Der Alte hat's auch öfter so gemacht, und der Apfel fällt nicht weit vom Stamm! Aber der Henker soll mich holen, wenn ich dann noch einen einzigen Schlag thue! Ich habe keine Lust mehr, mit meinen sauer verdienten Pfennigen den Geldbeutel der Herren zu mästen, die unseren Schweiß verschlingen, als ob es Rheinwein oder Burgunder wäre!"

„Ich mach's auch so, Urban!" rief ein Anderer, „und wenn wir nur fest zusammenhalten, so soll er uns wohl

nichts anhaben! Alle für Einen und Einer für Alle, das ist mein Wahlspruch. Wenn er den Lohn erniedrigt, so kündigen wir ihm den Dienst, und dann mag er sehen, wie er mit der Fabrik fertig wird. Läßt uns nicht gehen, sag' ich Euch!"

„Ich denk' eben so!" sagte ein Dritter. „Er braucht uns so nöthig, wie wir ihn, und der Lohn ist ohnehin schon hundsföttisch genug! Der meinige ist schon wieder ausgegeben — hat nicht weit gereicht! Sollten eher darauf dringen, daß wir mehr kriegen!"

„Das ist schlecht und unredlich gesprochen", sagte ein Vierter, ein hübscher, junger Bursch in schmucken Kleidern. Was zankt und raisonnirt Ihr denn? Ihr wißt ja noch gar nicht, was der Herr von Euch will! Wartet's doch ab! Und Du, Stephan, kannst nur still sein! Glaub's wohl, daß Dein Lohn nicht zureicht, wenn Du ihn in der Schenke vertrinkst und verjubelst!"

Stephan sah mit scheelen Augen auf den jungen Burschen, der so verständig gesprochen hatte, und schien große Lust zu haben, Streit mit ihm anzufangen. Indeß beugte die Ankunft Florentin's, der in diesem Augenblicke aus seinem Hause trat, dem Ausbruche eines Wortwechsels vor, und die beiden Gegner, welche sich bereits mit zornigen Blicken maßen, traten in die Reihe der Uebrigen zurück. Florentin musterte mit raschem Auge die versammelte Menge, fragte, ob auch alle Arbeiter zugegen wären und begann darauf mit klarer, ruhiger Stimme, wie folgt:

„Liebe Leute und wackere Arbeiter, ich habe ein ernstes Wort mit euch zu sprechen, das, denke ich, wohl eine gute Statt bei euch Allen finden wird. Wo nicht, so sprecht Euch offen aus, und wir wollen sehen, was weiter zu machen ist. Ich glaube, es befindet sich Keiner unter euch,

dem nicht eine Verbesserung seiner Lage wünschenswerth erschiene, und da ich wohl einsehe, daß es meine Pflicht ist, euch eine bessere Lage zu verschaffen, so will ich einen Versuch zu diesem Zwecke machen. Ich habe vorhin gehört, daß dort Urban aus der Eisenfabrik mit lauter Stimme äußerte, er wolle mit seinen sauer verdienten Pfennigen nicht länger mehr meinen Beutel anfüllen. Wohlan, ich verlange dies für die Folge von Keinem unter Euch, also auch von ihm nicht, ich verlange nur, daß ihr arbeiten sollt wie bisher, vielleicht noch ein wenig aufmerksamer und fleißiger, nicht, weil es zu meinem Vortheile wäre, sondern weil es zu eurem eigenen Vortheile ist."

„Das möcht' ich doch des Näheren wissen!" rief Stephan brutal, während Urban sich beschämt hinter der Reihe der übrigen Arbeiter versteckte. „Ich meine, wir hätten genug gethan für die paar Groschen täglich!"

„Laß mich nur ausreden, Stephan", fuhr Florentin ruhig fort, „vielleicht wirst Du dann anders sprechen, und wo nicht, so steht es Dir ja frei, deines Weges zu gehen, wohin es Dir beliebt. Niemand soll sagen können, daß ich Jemandes Freiheit beschränkt oder ihn zu etwas mit Gewalt gezwungen hätte. Nun, Leute, bisher habt ihr also ruhig für euren Wochenlohn gearbeitet, und wenn ihr diesen richtig ausgezahlt bekamet, so kümmerte es euch nicht, ob der Fabrikherr aus eurer Hände Arbeit Gewinn zog oder Verluste erlitt."

„Nun, mit den Verlusten wird es so weit nicht her sein!" rief Einer aus der Menge. „Mit Nichts kauft man keine Rittergüter!"

„Das ist sehr richtig bemerkt", entgegnete Florentin eben so ruhig wie bisher. „Wenn Ihr also überzeugt seid, daß meine Fabriken Nutzen abwerfen, so werdet Ihr um so be-

reitwilliger den Vorschlag annehmen, den ich Euch zu machen gesonnen bin. Von heute an nämlich soll der reine Gewinn der Fabriken zwischen Euch und mir getheilt werden, und zwar der Art, daß ich für meine Person ein Drittheil in Anspruch nehme, während Ihr zwei Drittheile bekommt. Ich meine, Ihr werdet diesen Vorschlag nicht unbillig finden, wenn Ihr bedenkt, daß ich derjenige bin, der die Capitalien zum Betriebe der Werke hergiebt, während Ihr nur Eure Arbeitskraft einsetzt. Capitalien aber müssen verzinst werden. Ihr seht das ein?"

Ein tiefes Schweigen folgte den Worten Florentin's. Die edle Selbstaufopferung desselben schien betäubend auf die Leute gewirkt zu haben. Verwundert blickten sie sich unter einander an, und es dauerte lange, bevor Einer von ihnen sich so weit von der Ueberraschung erholte, daß er die Frage Florentin's beantworten konnte. Albert, der bereits erwähnte schmuck gekleidete Arbeiter, welcher vorhin Stephan zurechtgewiesen hatte, nahm das Wort und sagte: „Ja, Herr Florentin, wir sehen wohl ein, daß Sie beabsichtigen, uns eine große Wohlthat zu erweisen, aber ich kann nicht glauben, daß Sie dies nur so ohne alle Bedingungen thun wollen!"

„Ja, und wie wird's mit dem Wochenlohn?" rief ein Anderer. „Sollen wir den schwinden lassen? Das wär' mir gerade recht! Traue nur Einer dem feinen Herren! Das ist nichts wie eine Falle, in die wir gehen sollen!"

Ein Blitz des Unwillens brach bei diesen rohen Worten aus Florentin's Augen, aber er beherrschte sich sogleich wieder und sprach mit fester Stimme weiter: „Lasset jedes Mißtrauen schwinden, Leute! Ich meine es gut mit Euch, und bald genug werdet Ihr Euch davon überzeugen. Ohne alle Bedingungen freilich werde ich mich nicht eines Rech=

tes entäußern, das bisher noch von Niemandem bestritten worden ist, des Rechtes nämlich, mit meinem Eigenthume schalten und walten zu können nach Gefallen. Daß aber der ganze Ertrag der Fabriken nach Recht und Gesetz mein Eigenthum ist, wird Keiner von Euch läugnen wollen und können, und darum meine ich, es sei wohl Dankes werth, wenn ich zwei Drittheile dieses Ertrages freiwillig an Euch abtrete und Euch damit ein Geschenk mache. Daß Ihr dabei Euren Wochenlohn ausbezahlt erhaltet, versteht sich ja von selbst, denn Ihr müßt ja doch zu leben haben; aber auf der andern Seite müßt Ihr auch die Bedingungen eingehen und halten, unter welchen allein ich Euch das Geschenk machen kann und will. Die Bedingungen sind nicht allzuschwer, und wer den guten Willen hat, kann sich ihnen leicht unterwerfen. Auch wird er dabei keine Gefahr laufen und keinen Schaden haben, sondern allein sich selber die größte Wohlthat erweisen. Die Bedingungen nun sind folgende: Erstens wird der Ueberschuß der Fabrik, wenn der Betrag desselben gleichmäßig für jeden Einzelnen berechnet ist, nicht an Euch ausbezahlt, sondern es wird die ganze Summe auf Zins ausgethan und damit alljährlich fortgefahren, bis ein Jeder so viel Capital gesammelt hat, um sich ein Stück Garten- oder Ackerland zu kaufen, was ihn für Zeiten der Noth vor dem Betteln und dem Verhungern beschützt. Bedenkt es wohl, Leute, was sollte aus Euch werden, wenn mit einem Male die Fabriken geschlossen werden müßten. Wo wolltet Ihr Arbeit, wo Brod finden? Wie anders, wenn ein Jeder von Euch sein Stück Grund und Boden hat, das ihn allenfalls ernährt und ihm über die schwere Zeit hinweg hilft! Nur dadurch könnt Ihr jeglichem Elende vorbeugen, wenn Ihr neben der Fabrikarbeit den Ackerbau betreibt, nur dann, wenn Fabrik-

wesen und Ackerbau Hand in Hand gehen, kann die Wohlfahrt der Fabriken gedeihen. Meint Ihr, wenn dies nicht so wäre, es würde der reiche Fabrikant schweres Geld für Güterankäufe verwenden? Obgleich ihm hier sein Capital geringere Zinsen trägt, legt er es doch in Grundbesitz an, um für Zeiten, wo die Gewerbthätigkeit gelähmt ist, einen sichern Rückhalt zu haben. Wohl kann es sich treffen, daß die Arbeiten der Fabriken eingestellt werden müssen, aber die Cultur des Bodens geht fort jahraus, jahrein. Dadurch, daß ich Euch am Gewinne meiner Fabriken Theil nehmen lasse, seid ihr selbst Fabrikherren geworden, und es geziemt sich wohl, daß Ihr eben so vorsichtig zu Werke geht, als diese bisher gethan haben. Damit Ihr aber mit eigenen Augen sehet, daß ich es ganz redlich mit Euch meine, so will ich, daß Ihr einen Ausschuß aus Eurer Mitte wählt, welcher mit mir in Gemeinschaft das Rechnungswesen leitet und beaufsichtigt. Auf solche Weise wird Niemand übervortheilt werden können, und dies um so weniger, als jährlich eine öffentliche Rechnungsablage erfolgen und jedem Einzelnen mitgetheilt werden soll, wie hoch sich sein Antheil am Gewinne beläuft. Antwortet mir nun, ob Ihr mit diesem meinem Vorschlage zufrieden seid.“ — —

Wiederum folgte eine Todtenstille den Worten Florentin's. Dann flüsterten die Arbeiter leise unter einander, auch die Frauen mischten sich hinein, und mit Vergnügen vernahm Florentin einzelne Aeußerungen, die darauf hindeuteten, daß man anfing, seine edle und große Absicht zu begreifen, seine erhabene Selbstaufopferung zu würdigen. Nach einer guten Weile trat Albert aus dem Haufen der Arbeiter vor, sprach im Namen derselben ihren Dank aus, und erklärte, daß man sich der ersten Bedingung Florentin's bereitwillig fügen werde.

„Gut", begann Florentin von Neuem, „so gehen wir zu der zweiten Bedingung über, deren Erfüllung euch wohl etwas schwerer fallen wird. Sie lautet: „Wer an den Vortheilen, welche ich Euch biete, Antheil haben will, darf von Stund' an keinen Tropfen Branntwein mehr genießen."

Ein unwilliges Murren entstand unter den Männern bei diesen Worten, während einzelne Frauen recht heitere Gesichter zeigten. Florentin achtete weder auf das eine, noch auf das andere, sondern fuhr ruhig, wie bisher, fort: „Ich kann natürlich Keinen von Euch zwingen, diese Bedingung einzugehen, aber die Versicherung gebe ich Euch, daß ich unerbittlich an ihr festhalten und Keinen an der Vergünstigung Theil nehmen lassen werde, der nicht pünktlich die besagte Bedingung erfüllt. Wer sich ihr fügt, wird bald den Nutzen davon bemerken, wer sich ihr nicht fügt, kann wie bisher nur auf sein gewöhnliches Wochenlohn Anspruch machen. Ich wiederhole, zwingen will ich Niemanden — aber ermahnen will ich Euch, wohl zu überlegen, welchen Entschluß Ihr zu fassen habt. Morgen könnt' Ihr mir ihn mittheilen, und nach ihm werden sich dann Eure ferneren Verhältnisse von selbst bestimmen."

„Die dritte Bedingung", fuhr Florentin fort, „die dritte Bedingung, welche ich Euch stelle, besteht einfach darin, daß Ihr Euch gefallen lassen müßt, Euren Wochenlohn in Zukunft anstatt des Sonnabends, des Montags in Empfang zu nehmen. Auch von dieser Bedingung werde ich unter keinem Verhältniß abweichen, und es müssen sich ihr auch diejenigen unterwerfen, welche dem Branntweintrinken nicht entsagen können oder wollen. Wer sich weigert, sie einzugehen, ist entlassen und mag sein Heil anderswo versuchen. Ich will fernerhin nicht dulden, daß Ihr Euren sauer er-

worbenen Verdienst von einer ganzen Woche an einem einzigen Nachmittage des Sonntags im Wirthshause vergeudet und dann Eure Weiber und Kinder während der übrigen Wochentage Noth leiden lasset. Das soll aufhören — nicht zu meinem, sondern zu Eurem Besten. Ueberlegt nun, überdenket mit Weib und Kind, was ich zu Euch gesprochen, welche Vortheile vor anderen Fabrikarbeitern ich Euch gewährt, welche Bedingungen ich an die Erfüllung derselben geknüpft habe. Nicht jetzt und nicht heute will ich Eure Antwort hören. Morgen früh um diese Stunde versammelt Euch wieder an diesem Orte, und dann theilt mir mit, was Ihr beschlossen habt."

Nach diesen Worten trat Florentin zurück und begab sich in sein Haus. Die Arbeiter blieben noch eine Weile auf dem Platze, sprachen unter einander und entfernten sich endlich in verschiedenen Gruppen. Florentin bemerkte mit Vergnügen an den zufriedenen Gesichtern der Meisten, daß seine Rede den beabsichtigten Eindruck nicht verfehlt habe. Nur Wenige sahen mürrisch, verdrießlich oder zornig aus, und gerade diese Wenigen waren bekannt als die schlechtesten Arbeiter und die fleißigsten Wirthshausbesucher. Wenn sie sich seinen Bedingungen nicht unterwarfen, so schien dies dem edlen Florentin eher ein Gewinn als ein Verlust. Ruhig und mit Zuversicht sah er dem Ergebniß des kommenden Morgens entgegen.

Am Nachmittage, wo sich gewöhnlich die bei weitem größeste Anzahl der Arbeiter im Wirthshause versammelte, war dasselbe fast leer. Die Arbeiter blieben in ihren Hütten oder standen in einzelnen Haufen vor denselben im eifrigsten Gespräch. Auch die Frauen mischten sich hinein, und es war überhaupt eine Regsamkeit und zugleich eine Stille und Ruhe zu bemerken, die bisher am Sonntage in

der Arbeiter-Colonie geradezu unerhört gewesen war. Auch diese Zeichen bemerkten Florentin und seine Gattin mit inniger Freude, denn sie schlossen daraus auf den tiefen und nachhaltigen Eindruck, welchen der Fabrikherr auf seine Arbeiter hervorgebracht haben mußte.

„Ich bin gewiß“, sagte Florentin, „das Wirthshaus wird auch in der Folge nicht mehr so häufig besucht werden, wie bisher. Wenn die Leute keinen Branntwein mehr trinken dürfen, was sollen sie dann dort? Sie werden lieber ihr Geld sparen und sich daheim oder vor ihren Häusern unterhalten, wie heute.“

„Gewiß, das hoffe auch ich“, entgegnete Julie. „Ueberhaupt glaube ich, daß der Weg, den Du eingeschlagen hast, zum Ziele führen werde, und wenn dies geschieht, so will ich keinen Augenblick das große Opfer bereuen, das Du dem allgemeinen Besten gebracht hast.“

„Wer weiß, ob es ein Opfer ist“, antwortete Florentin nachdenklich. „Mich däucht, wir werden am Ende noch den größten Vortheil davon haben. Indeß, das kann erst die Zukunft lehren! Warten wir ab, was morgen geschieht — dann werden wir weiter sehen.“

Der Morgen kam. Zur bestimmten Stunde waren alle Arbeiter der Fabriken, bis auf fünf, vor dem Hause Florentin's versammelt. Als Florentin zu ihnen trat, ward er mit lautem Zuruf empfangen, und, wie gestern, trat Albert vor und sprach in einfachen Worten das Dankgefühl aus, welches sie Alle, die hier versammelt wären, für ihren gütigen Herrn empfänden. Dann erklärte er, daß sie bereit und entschlossen wären, sich seinen Bedingungen zu fügen und bereits unter einander ausgemacht hätten, selbst über die Erfüllung derselben zu wachen und mit unerbittlicher Strenge gegen diejenigen zu verfahren, welche sich eine Ver-

letzung ihres Versprechens zu Schulden kommen ließen. Nur fünf von ihnen, die dem Genusse des Branntweins nicht entsagen könnten oder wollten, hätten sich von ihnen abgesondert. Alle Anderen ständen hier, um ihren Entschluß durch ein förmliches Versprechen zu bekräftigen.

„Wohlan, so folgt mir in mein Haus", sagte Florentin. „Jeder, der ernstlich gewillt ist, seinen Vorsatz zu halten, soll hier eine schriftliche Verpflichtung dazu unterschreiben."

Keiner weigerte sich. Alle zeichneten ihren Namen unter die Schrift, und thaten es willig und mit ernster Heiterkeit. Als sich ein Jeder unterschrieben hatte, verschloß Florentin das Document und händigte den Arbeitern ein anderes mit seiner Namensunterschrift ein, auf welchem mit klaren Worten niedergeschrieben war, welche Vortheile der Fabrikherr von jetzt an seinen Arbeitern und unter welchen Bedingungen er sie gewähren wolle.

„Dies sei Euch gegeben zum Pfande, daß ich mein Wort halten werde", sagte Florentin, „haltet nun auch das Eurige und vergesset nicht, daß Ihr von heute an Theilhaber an den Fabriken seid, und daß aus diesem Grunde Euer eigener Vortheil erheischt, Eure Arbeit mit Fleiß und Genauigkeit zu verrichten. Und nun gebe Gott seinen Segen zu unserem Werke! Dann wird es wohl gelingen und zu einem herrlichen Ende führen."

Noch ein herzliches Lebehoch brachten die Leute dem edlen Florentin, dann entfernten sie sich still und gingen ein Jeder mit Ernst an sein Geschäft. Florentin bemerkte, daß noch nie so eifrig und aufmerksam in den Fabriken gearbeitet worden war, als an diesem Tage. Das erfreute ihn innig; mehr aber noch erfreuten ihn die dankbaren

und ehrerbietigen Blicke, die ihm überall begegneten, während er seinen Rundgang durch die Fabrikgebäude machte.

Drittes Capitel.

Was Florentin für Segen erndtete.

Wunderbar war es zu sehen, welch' eine Regsamkeit in den Fabriken herrschte, seit Florentin seinen Arbeitern einen so beträchtlichen Gewinn am Ertrage derselben zugesagt hatte. Jeder Einzelne von den Leuten wußte ganz genau, daß sein Vortheil es erheische, mit dem größten Fleiße, der äußersten Anstrengung und Aufmerksamkeit die Geschäfte zu verrichten. Einer ermunterte den Andern zu rühriger Thätigkeit, Einer ermahnte den Andern zur Vorsicht und Behutsamkeit. Die Leute — Florentin sah es mit Verwunderung — leisteten das Doppelte gegen früher, und niemals waren an den Maschinen so wenig Reparaturen nothwendig gewesen, als jetzt, weil Jeder wußte, daß der Schaden, welcher an denselben durch Unachtsamkeit oder Nachlässigkeit verursacht wurde, nicht mehr allein aus des Herrn, sondern auch aus seiner Tasche mit bezahlt werden mußte. Das Wirthshaus im nahen Dorfe, das früher an den Sonntagen von Fabrikarbeitern wimmelte, stand jetzt verödet und der Wirth zog mürrische Gesichter, während die Arbeiter ganz vergnügt vor ihren Hütten beisammen saßen und über die Fabriken plauderten. Bisher hatten sie ihre Arbeit lässig und mechanisch verrichtet, jetzt dachten sie nach bei Allem was sie thaten, theilten sich gegenseitig ihre Beobachtungen und Erfahrungen mit und sprachen über Ver-

besserungen in den einzelnen Zweigen der Fabrik, die sich hie und da wohl anbringen ließen. Albert und Urban, welche immer diesen Unterhaltungen beiwohnten, drangen darauf, daß jeder Einzelne seine Erfahrungen Herrn Florentin mittheilen müsse; denn wenn die Verbesserungen sich bewährten, so würde ja Jeder gleichmäßig seinen Vortheil dabei finden. Das leuchtete den Leuten ein. Unverweilt wurde jede Bemerkung dem Fabrikherrn mitgetheilt. Florentin prüfte sie, nicht selten mit großer Ueberraschung über ihre praktische Vortrefflichkeit, und ließ unverweilt die Verbesserungen anbringen, welche sich, da sie von erfahrenen Leuten in Vorschlag gebracht worden waren, ohne Ausnahme glänzend bewährten. Dadurch wurden den Fabriken große Vortheile und Ersparnisse geschafft, die Fabrikate gewannen zugleich an Vortrefflichkeit, sie konnten zu höheren Preisen verwerthet werden und fanden trotzdem immer größere Nachfrage. Florentin's Fabriken gewannen eine Berühmtheit und in Folge dessen einen Aufschwung, der selbst den Fabrikherrn überraschte und seine kühnsten Erwartungen übertraf. Und nicht allein auf die Fabriken, sondern auch auf die Arbeiter zeigte sich bald der günstige Einfluß der neuen Einrichtungen. Die Leute, welche bisher selbst an den Sonntagen schmutzig und zerlumpt einhergingen, zeigten sich schon nach dem ersten halben Jahre fast ohne Ausnahme nett und sauber gekleidet. Es fehlte ihnen nie an Geld, da sie es nicht mehr in's Wirthshaus trugen und für Branntwein verschleuderten. Dagegen fanden sie gesunde, nahrhafte Kost in ihrem Hause, zu welcher ihr Wochenverdienst, den sie regelmäßig an ihre Frauen ablieferten, mehr als hinreichte. Die Folgen blieben nicht aus. Die Leute wurden kräftiger und gesunder als früher, und die Arbeit war ihnen nie so leicht von der Hand gegangen als

jetzt, wo sie den Branntwein entbehrten, ohne welchen sie vorher nicht leben zu können glaubten. Sie ließen sich an Wasser oder einem leichten Hausbier genügen, das jede Frau ohne viele Kosten selbst zu brauen verstand und das ihnen nicht nur vortrefflich schmeckte, sondern auch vortrefflich bekam. Keinen Arbeiter sah man mehr berauscht — das vermehrte den häuslichen Frieden und hatte einen großen Einfluß auf die allgemeine Sittlichkeit. Niemand befand sich wohler dabei, als die Frauen, denen früher der Sonntag, der Tag des Herrn, ein wahrer Schmerzenstag gewesen war, indem die Männer, erst spät in der Nacht heimkehrend, in der Trunkenheit wüste Reden ausstießen und nicht selten auch wohl zu Thätlichkeiten übergingen. Dergleichen kam nicht mehr vor, und das Beispiel, welches die große Mehrzahl gab, wirkte heilsam auch auf die Wenigen zurück, welche sich der Bedingung, dem Branntwein völlig zu entsagen, nicht hatten unterwerfen wollen. Sie schämten sich allgemach ihres Wandels, blieben wie die Uebrigen aus dem Wirthshause weg und schlossen sich ihren Kameraden wieder mehr an. Florentin bemerkte mit großer Freude, daß sein gutes Werk im besten Fortschreiten begriffen war, und daß er keine Ursache habe, die gethanen Schritte zu bereuen.

Es darf übrigens nicht verhehlt werden, daß die ganze Verbesserung nicht nur so glatt abging. Unter so vielen Menschen befanden sich auch einige, die von dem betretenen guten Wege wieder abwichen. Florentin fürchtete, daß diese einzelnen Beispiele üble Folgen haben könnten. Aber hierin täuschte er sich. Die Arbeiter traten sofort ohne eine Aufforderung von seiner Seite zusammen und hielten über die räudigen Schafe Gericht. Man bedeutete ihnen, daß ein schlechter, fauler und nachlässiger Arbeiter in der Fabrik

nicht geduldet werden könne, indem die fleißigen Arbeiter nicht Lust hätten, für die faulen mit zu arbeiten. Also möchten sie anders werden oder sie müßten es sich gefallen lassen, daß man sie ganz aus der Gemeinschaft ausschlösse. Dies entschiedene, rasche Auftreten half gründlich und auf der Stelle. Einige mußten, da sie nicht gut thun wollten, die Fabrik verlassen; die Uebrigen besserten sich.

„Es geht Alles über Erwarten vortrefflich", sagte Florentin nach einiger Zeit zu seiner Gattin. „Ich brauche mich gar nicht um die Fabriken zu bekümmern. Die Leute sind sich selbst Aufseher genug und strengere, als ich selbst. Ich glaube, ich kann ohne Gefahr weiter schreiten und das Gemeinhaus bauen."

Florentin schritt weiter. Er ließ viele Arbeiter kommen und ein großes Gebäude aufführen mit hundert und mehr kleinen Wohnungen. Das große Haus hatte aber nur Eine Küche, nur Einen Backofen, nur Einen Heizapparat, der sich in den Kellern desselben befand. Die Arbeiter wunderten sich über den ungeheuren Bau und wußten nicht, zu was er dienen solle. Florentin sagte auch Keinem ein Wort darüber, sondern sorgte nur dafür, daß die Wohnungen einfach, aber nett und gesund eingerichtet wurden. Dabei sparte er kein Geld.

Mittlerweile verging ein Jahr und die Zeit der Rechnungsablage kam heran. Florentin versammelte die Arbeiter und forderte sie auf, einen Ausschuß zu wählen, wie es vorher bestimmt war, damit sie sich überzeugten, daß Alles in Ordnung und Rechtschaffenheit verhandelt würde. Die Leute weigerten sich anfänglich, weil es, wie sie meinten, so mißtrauisch aussähe; indeß, da Florentin darauf bestand, so wählten sie Urban und Albert, die von Allen geschätzt wurden. Es ergab sich, daß die Fabriken einen Reinertrag

von über funfzehntausend Thalern abgeworfen hatten. Florentin nahm fünftausend für sich, die andern zwei Drittheile wurden den Arbeitern gut geschrieben. Sie waren Alle sehr zufrieden mit diesem Ergebniß, denn der Antheil jedes Einzelnen belief sich auf nahe an hundert Thaler. So viel Geld hatten die Leute in ihrem Leben noch nicht gehabt. Während sie noch in vollem Jubel darüber waren, trat Florentin unter sie und erklärte ihnen, zu welchem Zwecke er das große Haus habe erbauen lassen.

„Leute", begann er, „ich lasse dieses Gebäude hinstellen, um Euch Gelegenheit zu geben, besser zu wohnen, besser zu speisen, wärmere Stuben zu haben — und dies Alles bei geringeren Kosten als bisher."

Dieser Anfang gefiel den Arbeitern und sie hörten mit gespannter Aufmerksamkeit die weiteren Auseinandersetzungen an, welche Florentin mit beredten Worten ihnen vorlegte. Florentin bewies ihnen so deutlich, daß sie es mit Händen greifen konnten, wie große Ersparnisse sich herausstellen würden, wenn sie Alle gemeinschaftlich aus Einer Küche und Einem Kessel äßen, wenn sie ihr Brod in Einem Backofen backten, wenn sie ihre Heizung aus Einem Ofen empfingen. Er wies ihnen nach, welche bedeutende Summe sie allein an Holz und anderem Feuerungsmaterial ersparten, ferner an den Einkäufen von Fleisch, Gemüsen und dergleichen für die Haushaltung, ferner endlich an Zeit, indem zur Führung des gemeinschaftlichen Haushalts zwanzig Frauen ausreichten, wo bei der bisherigen Führung hundert und mehr zu thun gehabt hätten, von denen nun achtzig ihre Zeit durch Arbeit verwerthen könnten. Dieses und noch Anderes bewies er ihnen so sonnenklar, daß Alle ohne Ausnahme sich bereitwillig zeigten, das neue schöne Haus zu beziehen und das Ihrige zur Erhaltung der Wirthschaft

beizutragen, so bald nur erst Alles eingerichtet und fertig sei. Unter sich aber erwogen und überlegten sie, auf welche Weise sie späterhin ihre Einrichtungen in dem Gemeinhause treffen wollten und waren damit, lange bevor sie noch ihre Wohnung darin nahmen, völlig im Reinen. Die Folge davon war, daß sich Alles wie von selbst fügte, und daß die Erfahrung bald genug zeigte, daß weder Florentin noch sie selbst sich in ihren Berechnungen getäuscht hatten. Die Leute lebten besser, bequemer, gesunder als bisher und das bei einer Ersparniß von wenigstens einem Drittel der früheren Haushaltungskosten. Was Wunder, daß auch die späteren Vorschläge Florentin's willige Aufnahme fanden und eben so bereitwillig ausgeführt wurden. Die Leute standen sich gut dabei und trugen Florentin aus Dankbarkeit, wie man zu sagen pflegt, auf den Händen.

Es würde uns übrigens zu weit führen, wollten wir ganz ausführlich berichten, welche Verbesserungen Florentin in den ferneren Jahren noch einführte. Erwähnt sei nur noch, daß er besonders für eine sorgfältige Erziehung der Kinder durch Verbesserung und Erweiterung der Schule sorgte, und daß er unverrückt seinen Plan im Auge behielt, seinen Arbeitern so viel Grundbesitz zu verschaffen, daß sie in Zeiten der Noth ruhig und gesichert der Zukunft entgegen sehen konnten. Das war ihm die Hauptsache, und bevor zehn Jahre vergingen, war dieses Ziel erreicht. Aekker waren angekauft, und Obstpflanzungen wurden angelegt, deren Besorgung die Frauen und Kinder übernahmen, während man die Aecker zu guten Preisen verpachtet hatte. Mit jedem Jahre wuchs der Wohlstand der Arbeiter, und merkwürdigerweise auch die Einnahme des Fabrikherrn, dessen Einkünfte jetzt beträchtlicher waren, als selbst zu der Zeit, wo er noch allein den Ueberschuß seiner Fabkiken be=

zog. Aber in guten und schlechten Jahren hatten sich auch seine weisen Einrichtungen bewährt und von einem Jahr zum anderen mußte er seine Fabrikanlagen erweitern, während viele andere Fabriken jedem ungünstigen Zeitverhältnisse erlagen und ihre Arbeiter entlassen mußten, die alsdann natürlich der Armuth und dem Elende anheimfielen.

Endlich kam aber denn doch eine Zeit, und wir leben noch darin, welche der Prüfstein für Florentin's Werk sein sollte. Politische Stürme erschütterten den ganzen Westen Europa's, Handel und Wandel lagen darnieder, ein Bankerott folgte dem anderen, und Millionen Menschen wurden in's Unglück gestürzt. Viele von Florentin's Freunden, die ihn früher wegen seiner menschenfreundlichen Absichten und Pläne verspottet, verhöhnt und ihm vorausgesagt hatten, daß es mit ihm bald ein Ende voll Schrecken nehmen werde, verarmten; Florentin aber, der keine Capitalien bei den Bankhäusern stehen hatte, also durch sie auch keine verlieren konnte, ertrug mit Ruhe den Sturm, der seinem Wohlstande keinen wesentlichen Abbruch zu thun vermochte, wie sehr er auch wüthete. Freilich mußte er, um nicht bedeutende Verluste zu erleiden, seine Fabriken schließen und seine Arbeiter entlassen; aber nun zeigte es sich auch, wie weise er gehandelt hatte, als er zu rechter Zeit sich seiner Leute angenommen. Keiner von ihnen brauchte zu darben. Anstatt in die Fabrik gingen sie auf ihre Felder und trieben Landbau, der sie reichlich ernährte. Fremde Arbeiter kamen sie aufzuwiegeln und ihnen zu rathen, ihren Herrn fortzujagen oder doch wenigstens ihm seine Reichthümer abzupressen, wie sie auch gethan. Aber ihre böse Saat fand hier keinen Boden.

„Wir sind selbst Fabrikherren", sagten Florentin's Ar-

beiter, und drehten mit Verachtung und edlem Stolze den Verführern den Rücken zu.

Noch bis heute nicht ist Ordnung und Vertrauen in unser deutsches Vaterland zurückgekehrt — heute noch sind die meisten Fabriken geschlossen und sehen die Fabrikherren mit banger Sorge in die Zukunft. Auch Florentin's Maschinen feiern, aber er ist ruhig. Wie lange und heftig der Sturm auch noch wehen möge, er braucht ihn nicht zu fürchten, denn er hat Segen gesäet zu rechter Zeit und der Segen ist gereift zu köstlicher Ernte. Seine Arbeiter darben nicht, seine Arbeiter hassen ihn nicht und fluchen ihm nicht, sondern sie lieben ihn mit all' der Kraft, welche unerschütterliches Vertrauen und tief eingewurzelte, wohl gerechtfertigte Dankbarkeit verleihen. Ich aber frage: „warum giebt es so wenige Florentin's unter den Fabrikherren?"

Das Hemd ist näher als der Rock.

Abseits von der Straße — denn um zu ihm zu gelangen, mußte man erst durch den Garten gehen — lag das Häuschen Herrn Baptist Heinzelmann's, ehrsamen Bürgers und Tischlermeisters in Bernau, einem nahrhaften Städtchen im mittlern Deutschland. Still und verborgen, wie das wahre, ächte Glück, das man im Herzen trägt, lag das Haus im Schatten grüner Bäume und Sträucher. An den Wänden empor bis über das Dach hinauf rankten üppige Weinreben, so dicht und schattig, daß die Vögel darin nisteten und Abends ihre Schlummerstätte unter den schützenden Blättern suchten. Weiter war aber auch kein Schmuck und Zierrath an dem Gebäude zu entdecken, obgleich Meister Heinzelmann sich in sehr guten Verhältnissen befand. Wie er es vom Vater und Großvater überkommen, so stand das Haus noch — einstöckig, derb und solid erbaut. Aus dem Garten trat man in den geräumigen Hausflur, dem gewöhnlichen Tummelplatze für die Kinder, von dort in die Wohnstube, und von dort in die große Werkstatt, wo Meister Heinzelmann Jahraus Jahrein seine zehn bis zwölf Gesellen beschäftigte, die Lehrburschen gar nicht zu rechnen. Sein Geschäft stand in der schönsten Blüthe und die Leute in der Stadt kamen am lieb-

sten zu ihm, wenn sie Einkäufe und Bestellungen zu machen hatten. Seine Arbeit war geschmackvoll und dauerhaft, und, was die Hauptsache war, er übertheuerte Niemand, das behagte den Leuten, und deshalb scheuten sie den Weg zu Meister Heinzelmann nicht, obgleich sein Haus, wie gesagt, ein wenig abseits und aus dem Wege lag.

Was dem Hause an Prunk und Staat abging, das ersetzte reichlich die Zufriedenheit und das bescheidene und doch so hohe Glück, welches darin eine Stätte gefunden hatte. Frei von Sorgen aller Art verlebte Meister Heinzelmann seine Tage im Kreise seiner Familie. Der Himmel hatte ihm ein gutes, hübsches, verständiges Weib bescheert und drei muntere, gesunde Kinder, an denen sein ganzes Herz hing. Man konnte nichts Reizenderes, nichts Glücklicheres sehen, als diese Leutchen, wenn sie sich des Abends nach einem Tage voll Geschäftigkeit und Arbeit versammelten. Um sieben Uhr machte Meister Heinzelmann Feierabend und entließ seine Leute. Das Geräusch der Sägen, der Hobel, der Hämmer verstummte und stille friedliche Ruhe kehrte in das Haus ein. Vater Heinzelmann zog seine bequeme Hausjacke über, stopfte sich ein Pfeifchen und suchte die Seinigen auf, die er, im Sommer wenigstens, fast immer im Garten oder im Flur bei der geöffneten Hausthür fand, von wo aus man den Garten mit seinen duftenden, bunten Blumen übersehen konnte. Die Frau nickte ihm lächelnd zu, die Kinder flogen ihm entgegen und klammerten sich an seine Hände — Freude, Zufriedenheit und Glück lachten ihm entgegen. Er umarmte und küßte die Kinder, setzte sich zu ihnen, und hörte auf ihr munteres Geplauder oder sah ihren unschuldigen Spielen zu, in die er sich nicht selten mit einmischte. Die Frau besorgte indeß das einfache Abendbrod, und war es ver-

zehrt, so setzte man sich in die Laube, und sprach von den kleinen Ereignissen des Tages. Es gab immer etwas zu erzählen, bald von den Kindern, bald vom Haushalte, bald vom Garten, oder von sonstigen Dingen. An Stoff zum Plaudern fehlte es nie, und so einfach, so bedeutungslos es häufig sein mochte — die treue Liebe, welche die ganze Familie mit einander verband, verlieh dem Einfachsten und Unscheinbarsten Bedeutung und Interesse. Vater, Mutter, Kinder — sie waren zufrieden und fanden Genüge in ihrem stillen, häuslichen Kreise, in dem das laute Geräusch der Welt von außen nicht eindrang. Und worin besteht denn das Glück weiter, als in Genüge und Zufriedenheit? Wer die besitzt, braucht nach nichts Anderem zu fragen, und soll es auch nicht. Hätte Meister Heinzelmann das bedacht, er würde sich viel Verdruß und Aufregung erspart haben.

An einem schönen Sommerabende trat Meister Heinzelmann wie gewöhnlich aus seiner Werkstätte, zog die Hausjacke über, brannte seine Pfeife an, und schritt in den Hausflur, von wo ihm frohes Gelächter und helle Ausrufe der Freude entgegen schallten. Leise näherte er sich der offenen Hausthür, die ihm die Gestalten seiner Frau und Kinder verbarg, lehnte sich bequem darüber hinweg und schaute lächelnd dem Spiele seiner Kleinen zu. Die Mutter, das jüngste kleine Mädchen auf dem Schooße, saß auf der Schwelle, Fritz und Hänschen kauerten neben ihr auf dem Boden. Alle hatten ihren tausend Spaß an den jungen Kätzchen, die erst vor wenig Wochen zur Welt gekommen. Fritz hatte ihnen ein Stückchen buntes Zeug zum Spielen hingeworfen, dasselbe aber weislich an eine Schnur befestigt, um es allezeit wieder in seine Gewalt zu kriegen.

Wie junge Kätzchen sind, sie sprangen, sie haschten mit possirlichem Wesen nach dem Köder, und wenn sie nun glaubten, sie hielten ihn fest zwischen ihre Pfötchen — dann ein Ruck — und dorthin flog die Beute, der sie mit alberner Verwunderung nachblickten. Da gab's was zu lachen und zu jauchzen, und selbst die Mutter, erfreut über die Freude ihrer Kinder, lachte und jubelte mit, und trug Sorge, daß Mimi, die alte Katzenmutter, das harmlose Spiel nicht durch täppisches Zufahren störte.

Ein Weilchen blieb der Vater still stehen, und ergötzte sich, unbemerkt von den Uebrigen, an ihrem Treiben. Aber dann machte er plötzlich ein verdrießliches Gesicht und sagte: „Genug, Kinderchen! Laßt die Kätzchen laufen und kommt zu Tische. Das Essen ist doch fertig, liebe Frau!"

Die Kinder dachten schon nicht mehr an die Kätzchen, als sie die Stimme des Vaters hörten. Sie sprangen auf wie sonst, und eilten auf ihn zu, jubelnd und mit freudeglänzenden Augen. Aber nicht, wie sonst, herzte und küßte sie der Vater — er grüßte sie kurz und eben so kurz seine Frau, die, das Kleinste auf dem Arme, ihm freundlich entgegentrat und die Hand reichte.

„Baptist, lieber Mann!" sagte sie — wir haben schon viel Spaß gehabt heute — du sollst nur sehen, wie prächtig unser Fritz mit den Kätzchen umspringen kann! Aber was ist dir denn — du siehst verdrießlich aus! Hast du Aerger gehabt?"

„Nun, Aerger gerade nicht", erwiederte Baptist — „und doch — als ich Euch da so vergnügt sitzen sah, hat es mich verdrossen, daß ich dem Meister Vollbracht versprach, in die Stadt zu kommen. Ich bliebe jetzt lieber bei Euch daheim."

„In die Stadt, Baptist? Heute noch?“ fragte Frau Margarethe verwundert. „Was hast du noch dort zu thun?“

„Ei, es ist wegen städtischer Angelegenheiten“, antwortete Baptist, „ich weiß selbst nicht recht, was für welche — habe gar nicht ordentlich danach hingehört, was mir Meister Vollbracht sagte — und versprach endlich, ich wolle auf ein Stündchen kommen, nur, damit ich ihn los würde. Weißt ja, Margareth! ist eigentlich kein sonderlicher Freund von mir, der Schlossermeister — treibt sich zu viel in den Wirthsstuben herum — indeß, versprochen ist versprochen, und Wort halten muß ich. Laß uns darum bald essen — je bälder dort, desto bälder auch wieder zurück.“

Frau Margarethe sagte nichts, obgleich's ihr auf dem Gesichte lag, daß ihr der Ausgang des Mannes am Abend gar nicht gelegen kam. Sie ging, und trug das Abendessen auf. Meister Baptist verzehrte hastig einige Bissen und stand dann auf, um den Rock überzuziehen.

„Adieu, Margareth!“ sagte er — „gute Nacht, Kinder! Ich denke, ich werde bei Zeiten wieder heim sein, Frau!“

„Geh' nur“, erwiederte sie mit freundlichem Blick. „Ich erwarte dich. Bleibe nicht allzu lange.“

Baptist versprach es und ging. Betrübt sah Frau Margarethe ihm nach. Es war der erste Abend seit ihrer Verheirathuug, daß sie allein zu Hause war. Als die Gartenthür hinter Baptist zuschlug, erschrak sie und fuhr mit der Hand über die Augen, aus denen sich unwillkührlich eine Thräne gedrängt hatte. Gleich darauf aber sagte sie zu sich selbst: „Thörichtes Herz! Was ist denn weiter, wenn er dich einmal allein läßt. Oft wird es nicht kom-

men, denn er liebt mich ja und die Kinder. Wie kann man nur so albern sein!“

So sprach sie und zwang sich, ein heitres Gesicht zu machen, und mit den Kindern zu plaudern und zu spielen, wie sonst. Aber die rechte Fröhlichkeit, die wie ein heller, klarer Quell dem sorglosen Herzen entspringt, wollte sich nicht bei ihr einfinden. Früher als sonst brachte sie die Kleinen zur Ruhe, setzte sich an's Fenster, und schaute still in den Garten hinaus, welchen der Mond mit seinem bleichen Lichte wie in einen silbernen Schleier einhüllte. So wartete sie der Rückkehr ihres Mannes. Um zehn Uhr hoffte sie, werde er kommen — aber es schlug eilf, er war noch nicht da — noch eine bange halbe Stunde verging, endlich kam er. Sie hörte seinen Schritt schon von weitem, hörte die Gartenthür knarren und flog ihm entgegen.

„So spät — du böser Mann!“ sagte sie freundlich, aber doch mit einem leisen Vorwurfe im Klange der Stimme.

„Ich konnte nicht anders, liebes Weib“, erwiederte Baptist, der sichtlich ein wenig aufgeregt war. „Du hättest nur dabei sein sollen! Man hat mir viel Ehre erwiesen, und als ich so gegen zehn Uhr fort wollte, redeten mir Alle zu, ich möge doch bleiben, sie gäben etwas auf meine gewichtige Stimme, und so — ich konnte wirklich nicht fort. Aber du hättest dich doch zur Ruhe legen sollen, Margarethe.“

„Pah, ich war nicht müde, gar nicht“, erwiederte die Frau. „Aber komm nur — du bist erhitzt, und die kühle Nachtluft möchte dir schaden.“

Liebevoll zog sie ihn in das Haus hinein und hörte geduldig zu, wie er von den Dingen erzählte, die in der Stadt besprochen worden waren, und wie er fast in allen

Sachen durch seine Ansicht den Ausschlag und die Entscheidung gegeben habe.

„Nur eins verdrießt mich", sagte er zuletzt — ich habe versprechen müssen, wiederzukommen. In der Woche sind zwei Abende festgesetzt, wo wir uns versammeln sollen, und da Alle dafür stimmten, so konnte ich auch nicht gut nein sagen. Indeß — es sind nur zwei Abende, und lange wird die ganze Geschichte wohl keinen Bestand haben."

War Margarethe schon am Abend erschrocken gewesen — jetzt erschrak sie doppelt. Ihr stilles Glück schien auf einmal von einer großen Gefahr bedroht zu werden — sie zitterte, daß ihr Gatte Geschmack an dem Leben außer dem Hause und außer der Familie finden könne, und sie war klug genug, die Folgen davon zu berechnen. Dennoch schwieg sie — einmal war sie zu bestürzt und suchte vergebens nach Worten, und dann wußte sie auch, daß Baptist, wenn er einmal ein Versprechen gegeben hatte, dies unter keiner Bedingung brechen würde. Aber um so tiefer empfand sie den Kummer in ihrem Herzen, und zum ersten Male seit ihrem Hochzeittage geschah es, daß ihr Kopfkissen Nachts von ihren Thränen benetzt wurde. Aber dem Gatten verbarg sie ihren Kummer — sie hoffte, daß die alte, liebe Gewohnheit ihr Recht behaupten und ihm bald die außer dem Hause zugebrachten Abende verleiden werde.

Aber so klug und verständig Frau Margarethe war, hierin täuschte sie sich. Anfangs freilich ging Baptist nur ungern und mit Widerstreben aus dem Hause — aber allmälig verschwand dieser Widerwille — und zuletzt sehnte er sogar die Stunde herbei, die ihn in den Kreis seiner Freunde führte. Er war ein Mann mit hellem Verstande, wußte seine Worte zierlich zu setzen, seine behagliche Wohlhäbigkeit verlieh ihm auch einiges Gewicht, und so ging

es ganz natürlich zu, daß er sehr bald den Ton in seiner Gesellschaft angab, und seine Aussprüche gleich Orakeln aufgenommen wurden. Das schmeichelte seiner Eitelkeit, die hier volle Befriedigung fand, und es dauerte gar nicht lange, so wunderte er sich im Stillen, daß er so viele Jahre ganz zurückgezogen und ohne allen Verkehr mit der Außenwelt habe leben können. Die religiösen und politischen Fragen der Gegenwart, um die er sich sonst niemals bekümmert hatte, fingen an, ihn lebhaft zu beschäftigen; er las Zeitungen, Journale, Brochüren, und wurde im Umsehen ein großer Politiker — wenigstens in seinen eigenen Augen und denen seiner Gesellschafter. Der Zauberkreis seines stillen, umfriedeten Glückes war gebrochen. Baptist selbst hatte ihn gesprengt, ohne zu ahnen, was er damit zerstörte. Er hielt sich für glücklicher, als je, und sah nicht, daß er den Frieden seines Hauses zertrümmert hatte.

Margarethe sah es und fühlte es. Sie grämte sich insgeheim — die Abende, wo sie allein zu Hause saß, waren traurige und betrübende für sie — und endlich, als Baptist seine Ausgänge nicht einstellte, wie sie anfänglich gehofft hatte, sondern vielmehr sie herbeisehnte, endlich faßte sie sich da ein Herz und bat ihn, sie nicht mehr zu verlassen.

„Aber warum nicht?" erwiederte Baptist. „Wir thun ja nichts Böses — wir besprechen uns über das Wohl der Stadt und des Staates. Es muß Vieles anders werden, wenn es besser bei uns werden soll, Margareth! Aber paß' auf, es wird kommen!"

„O, Baptist, was geht dich die Stadt und der Staat an?" entgegnete Frau Margarethe. „Deine Familie, das ist deine Stadt und dein Staat. Wenn du in und mit ihr rechtschaffen deine Pflicht erfüllst, so bist du der beste

Staatsbürger. Bedenke wohl: „Das Hemd ist näher als der Rock!"

„Aber was willst du damit sagen, Frau?" sagte Baptist ein wenig gereizt. „Erfülle ich etwa meine Pflicht nicht?"

„Nicht mehr so, wie sonst, lieber Mann", erwiderte Frau Margarethe. „Nimm' mir's nicht übel, Baptist, aber mein Herz und Gewissen drängt mich — ich muß dir's sagen: Du vernachlässigst deine Geschäfte ein wenig! Erst gestern, weißt du — der Herr Geheimerath wollte den Schrank gern noch haben — aber du — um fünf gingst du, und der Schrank blieb stehen!"

„Ach was", sagte Baptist ärgerlich, „ich hatte in der Stadt zu thun — wir wollten eine Eingabe an den Magistrat machen wegen des Steinpflasters — ohne mich geht das nicht — und — der Geheimerath wird den Schrank auch heute noch gebrauchen können!"

„Nein, lieber Mann", antwortete Frau Margareth — vorhin schickte er — er sei nun schon versehen — siehst du, nun bleibt der Schrank unverkauft stehen!"

„Der Geheimerath ist ein alter Narr!" fuhr Baptist verdrießlich heraus. Diese Aristokraten — immer wollen sie uns rechtschaffenen Bürgersleuten auf dem Nacken sitzen! Aber nur Geduld! Die Reihe wird auch einmal an uns kommen!"

„Aber, lieber Mann", sagte die Frau sanft, „der Geheimerath war immer sehr artig und freundlich gegen dich, und es ist ja nicht seine Schuld, daß der Schrank nicht zu rechter Zeit fertig war. „Hättest du auf das Hemd gesehen, statt auf den Rock, dann wäre der Verdruß dir erspart worden. „Verstehst du, dein Geschäft, das ist dein Hemd, und das Straßenpflaster, das ist der Rock!"

„Ach, ich verstehe wohl, wie du's meinst", erwiederte Baptist; „ich verstehe noch ganz andere Dinge! Aber du verstehst mich nicht! Der Mann ist für das Allgemeine, das Große geschaffen — sein Geist reicht über den Kreis der beschränkten Häuslichkeit hinaus! Laß du mich nur machen, und mische dich nicht in Dinge, die dich nichts angehen und die du nicht begreifst!"

Frau Margarethe sah wohl, daß ihre Worte nichts fruchteten; also schwieg sie. Aber ihre betrübte und niedergeschlagene Miene sprachen lauter, als ihre Worte, zum Herzen ihres Mannes. Baptist fand, daß sie mit ihrer Ansicht doch nicht ganz Unrecht habe, und machte sogar einen Versuch, sich von seiner Gesellschaft mehr zurück zu ziehen und wieder häuslicher zu werden. Der Versuch mißlang. Eitelkeit und Sucht zu glänzen führten ihn bald wieder auf seine Abwege zurück, und bald sollte es noch schlimmer kommen.

Die französische Revolution brach aus — die Republik wurde erklärt — wie ein Funke in ein Pulverfaß fielen die Nachrichten von diesen Ereignissen in die Herzen der Völker Deutschlands — Schlag folgte auf Schlag — die Gemüther erhitzten sich — fast jede Stadt spielte ihre kleine Revolution mit. Das war etwas für Meister Baptist Heinzelmann. Man berief ihn an die Spitze der demokratischen Partei — er wurde das Haupt eines revolutionären Clubb's — er hielt Reden voll Feuer und Flammen — die Menge jauchzte ihm zu, trug ihn auf den Händen — er berauschte sich in seinen Triumphen — wurde Rath bei der Stadt — ein großer Mann, Volksführer — es hätte nicht viel gefehlt, er wäre Landtags-Abgeordneter geworden und als Volksvertreter nach Berlin in das Parlament geschickt. Meister Baptist schwamm in Wonne —

Frau Margarethe schwamm in Thränen. Ihr Mann triumphirte — sie saß daheim und weinte. Ihr Mann ging stolz einher und strahlte vor Freude — sie war voll Traurigkeit und das Gefühl des Glückes schien auf immer aus ihrem Herzen geschwunden.

Meister Baptist schien ganz und gar verwandelt. Um sein Geschäft bekümmerte er sich nicht mehr, sondern überließ es seinen Gehülfen. Frühmorgens ging er aus, um seinen neuen Beruf als Führer des Volks zu erfüllen und für dessen Glück thätig zu sein. Daß sein eignes Glück darüber zu Grunde ging, bemerkte er nicht. Erst spät kam er zurück, abgespannt, müde, heiser vom vielen Reden und Schreien, und verdrießlich wohl noch obendrein. Kaum, daß er ein Paar mürrische Worte mit seiner armen Frau wechselte — dann ging er zur Ruhe. Die Kinder sah er kaum — die schönen Abende auf dem Hausflur waren verschwunden, wie ein Traum, und erneuerten sich nicht mehr. Anstatt Lachen, Jubeln und Jauchzen vernahm man dort nur noch das leise Schluchzen Frau Margareth's. Friede und Freude schienen aus dem Hause, wie aus den Gemüthern aller seiner Bewohner gewichen. — Ja, Aller — denn, die Wahrheit zu gestehen — Meister Baptist Heinzelmann fand allmählig, daß dieses neue Leben mitten in dem politischen Zeitstrome zwar Aufregung, aber durchaus keine Befriedigung mit sich führte, und daß es, anstatt ihn glücklich zu machen, ihm vielmehr eine Last von Sorgen, Aerger, Beschwerden und — Verluste mancher Art aufbürdete. Anfänglich machte sich's — aber nachher. Sein Anhang, der allerdings nicht gering war, hörte ihm zwar recht gern zu, wenn er sprach und seine politische Weisheit vor ihm auskramte — aber einen frischen Trunk zwischen den heißen Reden fanden die Leute auch nicht übel. Mei=

ster Baptist, um seiner Popularität nicht zu schaden, mußte von Zeit zu Zeit ein Tönnchen Bier vorfahren lassen, und das — behagte ihm weniger, als die Aufmerksamkeit und die Bravo's seiner Zuhörer. Außerdem gab es noch andere Volksführer, die zwar die Liebe ihrer Anhänger, aber sehr wenig Geld besaßen. Indeß — Meister Heinzelmann war ja vermögend — er konnte leicht ein Opfer auf dem Altare des Vaterlandes bringen — und — er brachte es. Nur gefiel es ihm nicht, daß die Opfer sich so oft wiederholten. Nachher — und das ärgerte ihn am meisten — wurden auf einmal seine Gesellen aufsässig. Sie wollten auch ihre Errungenschaft haben, und verlangten höheren Lohn. Meister Heinzelmann liebte zwar die Revolutionen — aber keine gegen sich selbst — er jagte die Gesellen zum Henker und — das Geschäft lag ganz darnieder. Dazu kam, daß auch nicht mehr so viel Bestellungen einliefen, wie in früherer Zeit — das machte den guten Meister ebenfalls stutzig. Kurz, er grübelte und dachte nach und auf einmal fiel ihm ein, was eines Tages seine verständige Frau zu ihm gesagt hatte: „Bedenke, das Hemd ist näher als der Rock!" — Nie hatte er die Wahrheit dieses Spruchwortes lebhafter und tiefer empfunden, als in dieser Zeit der Enttäuschungen. Eine seltsame, unwiderstehliche Sehnsucht nach seinem früheren, stillen, bescheidenen, und doch so glücklichen Leben überkam ihn. Was war die eigennützige Liebe der Volkshaufen gegen die reine und treue Liebe von Frau und Kind? Eine bunte Schaumblase gegen einen köstlich funkelnden Edelstein! Meister Baptist faßte seinen Entschluß, verließ gegen Abend das Rathhaus und ging heim.

Im Garten war es still — Niemand darin. Er schlich durch das englische Gebüsch nach seiner Werkstätte, wo jetzt

nur noch drei Gesellen anstatt der früheren zwölfe arbeiteten, warf seine Feiertagskleider ab, zog seine alte, liebe, bequeme Hausjacke an, setzte sein Käppchen auf, griff nach der Thonpfeife, die lange geruhet hatte, setzte sie in Brand und ging durch das Wohnzimmer, dessen Thür offen stand, mit leisen Schritten auf den Hausflur. Frau und Kinder saßen, wie früher oft, auf der Schwelle — aber nicht heiter, wie sonst, sondern still und betrübt. Kaum, daß der muntere Fritz einmal ein paar Worte sprach. Die Sonne neigte sich dem Untergange zu, und warf helle Streiflichter durch das dichte Weinlaub, welches Thür und Fenster umkränzte, auf die Dielen des Flures. Von außen aus dem Garten drang süßer Blumenduft herein — die Vögel sangen und zwitscherten ihr letztes Abendlied — friedlich und ruhig war's überall, nur nicht in den Herzen, die früher nichts anderes gekannt hatten, als eben Friede, Ruhe und Glück.

Baptist lehnte sich auf die Thür und betrachtete still sinnend die Seinigen. Die Vergangenheit ging in schönen Bildern an seinem Geiste vorüber. „Ich Thor", dachte er und sagte er innerlich zu sich selbst — „welch' ein schöneres Glück kann es geben, als das Glück im Kreise der Seinen! Ich Thor, daß ich dies nicht längst eingesehen, daß dumme Eitelkeit und alberne Hoffahrt mich so lange verblenden konnten! — Aber noch ist's Zeit, und ich will sie ergreifen!"

„Margareth", sagte er laut mit freundlicher Stimme.

„Baptist — du! Und schon so früh!" antwortete sie, und sprang auf. „Und was seh ich? Im alten Kleide und Käppchen? Willst du nicht wieder ausgehen?"

„Nicht heute, nicht morgen, nicht später", entgegnete er lächelnd. „Mit dem alten Kleide hab ich das alte Herz

wiedergebracht. Das Hemd ist näher als der Rock, meine Margareth, mein gutes, liebes Weib!"

„Himmel, was sprichst du, was hör' ich?" rief sie aus. „Ich träume, nicht wahr?"

„Wenn du träumst, daß das alte Glück wiederkehrt, so träumst du richtig", sagte er mit liebevollem Blicke. „Ich bin endlich klug geworden, Margareth!"

„Großer Gott — du wolltest wieder statt zur Feder zum Hobel greifen", stammelte die Frau. „Du wolltest?"

„Ja, zum Hemd greifen, und den Rock von andern Leuten flicken lassen", erwiederte Baptist. „Mit Einem Worte, Margareth — ich habe meinen Posten niedergelegt — ich bin nicht mehr Stadtrath — ich bin nur noch, was ich früher war, der Tischlermeister Baptist Heinzelmann! Bin ich dir so willkommen?"

Mit einem Aufschrei der Freude sank Frau Margareth in die geöffneten Arme ihres Mannes. Lange und innig hielten sie sich umschlungen, und die Ahnung neu aufblühenden Glückes lockte süße Thränen aus Margareth's Herzen. Die Kinder verstanden nicht, was vorging, aber da sie den Vater froh und vergnügt sahen, waren sie's mit ihm. Bis tief in die Nacht saßen sie beisammen im Garten und freuten sich des wiedergewonnenen Glückes.

Baptist ward ganz der Alte wieder und ließ sich nicht mehr in Versuchung führen. Gebranntes Kind scheut's Feuer, und er wußte nun, was von Familienglück, und vom Glücke da draußen im Strome der Welt zu halten sei. Die frühren Freunde und Genossen kamen, um ihn zu bereden, mit ihnen zu gehen, aber er wies sie lächelnd ab, und sagte: „Nicht also, liebe Freunde — das Hemd ist näher als der Rock! Drinnen bei der Hobelbank ist mein Platz — das Politisiren und Regieren verstehen andere

Leute besser, als ich — denen will ich's überlassen."

Die Freunde und Genossen versuchten's ein paar Mal — dann, als Baptist fest blieb — kehrten sie nicht wieder. Aber die alten Kunden kehrten wieder, und die alten Gesellen auch, die sich mittlerweile besonnen hatten — und vor Allem, das alte Glück der stillen, friedlichen Häuslichkeit.

Baptist mag es mit keinem anderen vertauschen, und Frau Margarethe? Geht nur einmal vorüber an ihrem Hause, so gegen Abend, wenn sie mit den Kindern und ihrem Manne im Hausflur oder im Garten sitzt. Dann, wenn Ihr ihr helles, silbernes Lachen hört, dann, denk' ich, werdet Ihr nicht mehr fragen, ob sie zufrieden ist. So wie sie lacht man nur mit einem ganz glücklichen Herzen.

Unrecht Gut gedeihet nicht.

Frau Veronika war eine brave, tüchtige Frau, das heißt fleißig, unermüdlich fleißig von früh bis spät, dabei liebevoll besorgt um ihre beiden Kinder Erich und Marie, das einzige Erbtheil, das ihr seliger, vor Jahr und Tag verstorbener Mann ihr hinterlassen hatte, und freundlich gegen alle Welt. Nur ein einziger Fehler hing ihr an: sie konnte die Begriffe von Mein und Dein nicht recht unterscheiden. Damit soll keineswegs gesagt sein, sie wäre eine Diebin gewesen — behüte der Himmel. Aber es gab gewisse Dinge, die sie als allgemeines Eigenthum betrachtete, an denen ein Jeder gleiche Ansprüche und gleiche Rechte habe, wie zum Exempel die Forellen im Bache; die herrschaftlichen Wiesen, wo ihre paar Gänse ihr Bischen Futter suchten; und vorzugsweise das dürre Holz im Walde, das sie für den Winter einsammelte. Nummer eins und zwei ließ man ihr durchschlüpfen; die Herrschaft gönnte ihr die paar Fische, die sie fing, und ihren Gänsen das wenige Gras, das sie verzehrten — aber mit der Holzlese, da verhielt es sich anders. Der Herr Förster — Bäge hieß er, sonst ein lieber, herzensguter Mann — konnte es absolut nicht leiden, wenn

man mir nichts, dir nichts in seinen Forsten umherlief, und oftmals schon hatte er Frau Veronika gewarnt und ihr mit derben Worten gesagt, es werde ihr übel ergehen, wenn er sie einmal im Walde erwische. Frau Veronika lachte über die Drohung. „Wird so schlimm nicht werden", meinte sie — „Holz brauch' ich, denn meine armen Kinderchen sollen mir nicht frieren im Winter — kaufen kann ich mir nichts, denn meine kleine Hütte ist mein einziger Reichthum, und was ich verdiene mit meiner Hände Arbeit, geht für's liebe tägliche Brod gerade auf — und am Ende, es wächst Holz genug im Walde, da schadet es nicht, wenn ich mir manchmal eine Hucke hole!"

Der Förster schüttelte dann immer den Kopf und pflegte zu sagen: „Unrecht Gut gedeihet nicht, Frau Veronika! Alle Sonnabende könnt Ihr dürres Holz holen, da ist's erlaubt — aber an den andern Tagen sollt Ihr's bleiben lassen. Es thut Euch kein Gut, und paßt auf, fang' ich Euch, da sollt Ihr kosten, wie ein zähes Hagebuchen-Stöckchen schmeckt. Keine Schonung, Frau Veronika — Donnerwetter!"

„Erst fangen, dann hauen!" lachte das muntere Weib. „Ich komme schon schneller fort, als so ein dicker Herr, wie Sie!"

Kurz, der Förster drohte, Frau Veronika lachte, und mit dem Holzlesen, da blieb's eben beim Alten.

Eines Tages, es war im heißen Sommer und die Luft zitterte nur so vor lauter Sonnengluth, stand Frau Veronika vor der Thür ihrer kleinen Hütte und sah den Förster in seinem Wägelchen vorbeifahren." „Aha, der fährt nach der Stadt", sagte sie vor sich hin. „Besser kann sich's gar nicht treffen — mein Holz ist schon wieder fast alle, und heute kann ich frisches holen, da erwischt er mich

nicht. Ha, Erich, Mariechen, kommt, wir wollen in den Wald gehen, Holz lesen!"

Die Kinder kamen munter gesprungen, denn in den Wald gingen sie gern mit. Frau Veronika nahm ein kleines Beil, Erich ein starkes, krummes Messer, und so machten sie sich auf. Der Weg war weit, die Luft schwül, das Holzlesen strengte nicht wenig an, und nicht weniger das Tragen der schweren Hucke.

„Wißt Ihr was, Kinder", sagte Frau Veronika zu ihren Kleinen, die vor Müdigkeit kaum mehr fort konnten — „wir wollen uns ein schattiges Plätzchen suchen — unter einer Eiche auf weichem Moos — da können wir ein Stündchen ruhen und schlafen!"

„Aber wenn der Herr Förster kommt, Mutter?" sprach Erich, und blickte scheu umher.

„Ha, der kommt nicht — ist in die Stadt!" lachte Frau Veronika. „Heute sind wir sicher!" Nachher, wenn's nicht mehr so heiß ist, schleichen wir heim."

„Mir ist's recht", sagte Erich — „und der kleinen Marie auch! Wie die müde ist! die Augen fallen ihr zu!"

Frau Veronika ging voran — bald war ein Plätzchen gefunden, wo sich's köstlich ruhen ließ. Die Holzhucken wurden abgeworfen — und da lagerte sich die Mutter mit ihren Kindern.

Wie gesagt — ein schwüler, drückend heißer Nachmittag war's. Kein Lüftchen und kein Blättchen regte sich — nur die Vögel zwitscherten in den Zweigen, sonst war Alles still. Müde, herzlich müde waren die Ruhenden. Ehe sie sich's versahen, dämmerten sie ein, und nicht lange dauerte es, so schliefen sie fest — wer weiß, wie lange.

Aber auf einmal — der Schrecken! Erich rief: „Mutter, Mutter, da kommt der Förster!"

Frau Veronika sprang auf. „Nehmt die Holzhucken, Kinder, und fort, was ihr laufen könnt! Mariechen, halte dich an meinen Rock fest!“

Sauve qui peut — rette sich wer kann — war die Losung. Der Förster kam mit eiligen Schritten durch das Gebüsch einher, die Flinte auf dem Rücken. Kaum zweihundert Schritt war er noch entfernt. Da galt's, die Beine rühren. Erich voran — die Mutter nach ihm — Mariechen, an den Rock geklammert, hinterdrein. „Oho! ho!“ rief der Förster. Das trieb noch mehr zur Eile. Durch Dick und Dünn ging es fort. Die kleine Marie verlor ihren Holzschuh — im Schrecken ließ sie den Rock der Mutter fahren — pardauz, da lag sie auf der Nase! Frau Veronika sah's wohl — aber sie hielt sich nicht auf, der Förster war ihr zu dicht auf den Fersen — und dem Kinde, dem lieben, herzigen, konnte er ja nichts zu Leide thun. Also nur fort, damit sie dem Hagebuchen-Stöckchen entging und ihr Holz in Sicherheit brachte.

„Lauft nur!“ schrie ihr der Förster nach — „ihr entlauft mir nicht! die kleine Marie wird eingesperrt, bis ihr kommt und sie holt. Dann giebt's doch was — ihr versteht mich, Frau Veronika!“

Frau Veronika verstand es wohl, aber sie glaubte es nicht. Das Kind mußte er schon wieder herausgeben, der Förster! Das hatte keine Noth! Fort lief sie — Erich mit — bis sie nach Hause kamen. Aber jetzt wurde ihr doch bange; eine unsägliche Angst um die kleine Marie überfiel sie — wenn am Ende der Förster doch das kleine, herzige, liebe Wesen mißhandelte! Wie schrecklich!

„Pah, er wird doch nicht!“ suchte sie sich zu beschwichtigen. „Ich will nur das Abendsüppchen kochen — mittlerweile kommt sie gewiß!“

Sie warf die dünnen Reiser auf den Heerd, die sie eben erst aus dem Walde geholt — einen ganzen Haufen. Das Uebrige ließ sie daneben liegen. Das Feuer flackerte in die Höhe — sie setzte den Topf auf — dann lief sie hinaus, um nach Mariechen zu schauen, ob sie noch nicht käme. Sie blickte sich fast die Augen blind — aber Mariechen kam nicht. Aber die Angst kam wieder, und immer wieder — es trieb sie vorwärts, auf den Weg nach dem Försterhause hin — sie dachte, Mariechen müsse und müsse nun kommen — aber auf einmal — was war denn das? — Sie stutzte! Geschrei und Lärmen hinter ihr — sie blickte zurück — eine dichte, finstere Rauchwolke wälzte sich zum Himmel empor — Gott im Himmel, Feuer! Ja ihre Hütte! Und Erich war darin! Herrgott, wenn er nur nicht verbrannte!

Mit Windeseile flog Frau Veronika zurück — ach, da brannte die Hütte, ihre kleine, liebe Hütte, lichterloh — die Flamme schlug schon zum Dach hinaus, hüllte das ganze Häuschen ein, wie ein feuersprühender Mantel.

„Erich! Erich!" rief die unglückliche Mutter.

Gott sei Dank, Erich wenigstens war gerettet. Aber sonst Alles hin.

„„Ach, mein Himmel!" seufzte und jammerte die arme Frau — „ach, hat der Herr Förster doch die Wahrheit gesagt! Unrecht Gut gedeihet nicht! Müssen mir die gestohlenen Reiser die Hütte anbrennen! Und Mariechen auch fort! Ach, ach, ach, was soll aus uns werden! Ach, wär' ich doch nicht in den Wald gegangen! Jetzt hab' ich's nun, ich unglückliche, elende Frau! Oh! . . ."

„Himmel-Donnerwetter, hab' ich Euch endlich!" rollte und brauste es plötzlich vor den Ohren Veronika's, Erich heulte — die kleine Marie schrie — die Mutter riß die

Augen auf. Da stand der Förster — zornroth, den frischen Hagebuchen-Zweig in derben Faust, und drohete und fluchte! Und Frau Veronika stieß einen Schrei aus — man wußte nicht recht, ob vor Schreck, oder vor Freuden. Da war ja der Wald um sie herum — und da die Kinder — — Beide — und die Holzhucken lagen noch am Boden! Großer Gott, wie ward ihr zu Muthe! Sie weinte und lachte durcheinander — preßte ihre Kinder an's Herz — küßte sie, drückte sie — lachte und weinte wieder . . . der Förster stand da, und schaute, und wußte nicht, was er sagen sollte — aber zuschlagen konnte er auch nicht — war sogar heftig erschüttert und außer sich, die Frau Veronika.

Endlich!

Ja, endlich warf sie sich vor dem gestrengen Herrn Förster nieder, und ergriff seine widerstrebende Hand.

„Schlagen Sie zu, Herr Förster!" sagte sie. „Ich verdien's! Sie haben Recht, unrecht Gut gedeihet nicht! In meinem Leben geh' ich nicht wieder Holz suchen außer am Sonnabend! Schlagen Sie zu, Herr! Ich mache mir nichts draus — steht doch meine Hütte noch — hab' ich Mariechen doch wieder — frisch zugehauen, Herr Förster!"

Schlug aber nicht zu, der Förster! „That's nicht. Fragte nur — „was habt Ihr, Frau Veronika?" Nun erzählte Frau Veronika ihren Traum, ihren wunderlichen seltsamen Traum vom Verlust der kleinen Marie und dem Niederbrennen der Hütte, und sagte, es solle ihr eine Warnung sein, dee Traum — und wolle nimmermehr unrecht Gut einholen — nicht um's Leben. Und hörte der Herr Förster andächtig zu — warf den Hagebuchen-Stock weg — war gerührt, der Förster — wahrhaftig gerührt, — fuhr mit der Hand über die Augen und brummte;

„Na, ist gut — seht's jetzt ein. Frau Veronika! Seid

gestraft genug! Gehet heim — nehmt das Holz mit — aber bleibt dabei und vergeßt nicht: unrecht Gut gedeihet nicht! Gott befohlen! Adieu!"

Frau Veronika bedankte sich und ging — mit dem Holz und mit den Kindern, und mit frohem Herzen. Der Förster sah ihr nach.

„Armes Weib! Gute Frau! Will sich bessern!" brummte er. „Quält sich Tag und Nacht für ihre Kinder! Hm! Hätte nicht so scharf sein sollen! Liebevolle Mutter! Und das Bischen Holz! Hm! — "

„He, Frau Veronika!" rief er mit Donnerstimme hinter ihr her.

„Was denn, lieber Herr Förster?"

„Sollt kein Holz mehr stehlen, Frau! Gedeihet nicht, unrecht Gut! Aber — will Euch morgen eine Klafter Holz schicken — das habt mit Ehren, und wird Euch die Hütte nicht über dem Kopf anbrennen. Na, Adieu!"

Dahin ging er. Frau Veronika rief ihm tausend Dank — aber Holzlesen ging sie nicht mehr, außer am Sonnabend, wo's erlaubt war. Blieb' ihr gut im Gedächtniß, die Lese vom Traum her — merkte sich's, und merkt's Euch auch, hatte Recht, der Förster: „Unrecht Gut gedeihet nicht." —

Wem ein tugendsames Weib bescheret ist, die ist viel edler, denn die köstlichste Perle.

Sprüchw. 31, 10.

Hubert war jung und stark — ein hübscher, gesunder Bursche. Jugend und Gesundheit waren aber auch seine besten Schätze, fast seine einzigen, denn das kleine Gütchen, das er vom Vater ererbt hatte, wollte nicht viel bedeuten. Kaum, daß er ein Paar Kühe darauf halten konnte und so viel ärndtete, wie er eben bedurfte. Das heißt, in guten Jahren. In schlechten warf es nicht so viel ab, und Hubert, wenn er sein Bischen Acker bestellt hatte, mußte auf Tagelohn gehen, um nebenbei noch einen kleinen Verdienst zu haben. Zudem lasteten auch noch ein Paar hundert Thaler Schulden auf dem Gütchen, und die Zinsen mußten pünktlich an den Rendanten des gestrengen Herrn Barons bezahlt werden, oder Hubert konnte sicher sein, daß er unbarmherzig gepfändet wurde. Er wußte das — aber im Grunde kümmerte es ihn nicht viel, denn noch hatten ihm die wenigen Thaler nie gefehlt, auch in den schlechtesten Jahren nicht. Schlimmsten Falles fand er immer Arbeit für seine kräftigen Arme, und die Arbeit wurde ihm leidlich bezahlt, weil er fleißig und gewissenhaft war.

So lebte er ziemlich sorglos, bis er eines Tages während der Erndte die Johanna erblickte, wie sie mit andern Mädchen auf den Feldern des Baron's Garben band. Vorher hatte er sie noch nicht gesehen, denn sie gehörte in ein benachbartes Dorf und war zum ersten Male herüber gekommen, um in der Erndtezeit, wo alle Hände willkommen sind, ein paar Groschen zu verdienen.

Bei ihrem Anblick wurde dem guten Hubert wunderlich seltsam zu Sinne, wie noch nie zuvor. Die Sense über der Schulter blieb er stehen und schauete zu und freuete sich, wie ihr Alles so flink und geschickt von Händen ging. Auf die übrigen Mädchen im Dorfe hatte er noch kaum einen Blick geworfen, obwohl es da Manche gab, die dem schmucken Burschen gar nicht abhold zu sein schien. Aber jetzt — er konnte seine Augen nicht von der Johanna losreißen, und ohne daß er's wußte, glühten ihm Stirn und Wangen — man erkannte nicht recht, ob von Innen heraus, oder von der goldnen Gluth am Abendhimmel, die einen röthlichen Schimmer über die ganze Erde warf. Die andern Mädchen spotteten ihn endlich aus — da schämte er sich, und ging; aber im Herzen freute er sich, denn Johanna, die Fremde, hatte nicht mit den Uebrigen über ihn gelacht.

Wie das so kommt — keine acht Tage vergingen, da wußte das ganze Dorf, Hubert und Johanna seien ein Liebespaar. Und es mochte wohl etwas dran sein, denn am Feierabend schlich Hubert allezeit um das Gehöft des gnädigen Herrn Barons herum, bis er zufällig auf Johanna traf. Da blieb er stehen und plauderte mit ihr. Und das jeden Tag, bis die Erndte vorbei war. Da sagte Johanna: „Nun muß ich wieder fort, heim zur Mutter.“

„Bleibe lieber hier“, antwortete Hubert, erröthend und nicht wenig erschrocken.

Johanna schüttelte den Kopf. „Ich habe nichts mehr zu schaffen hier, und meine Zeit ist um“, sagte sie. „Einen Dienst finde ich doch nicht zum Winter“.

„Hm“, machte Hubert, und blickte sie von der Seite an — von wegen dessen könntest du doch bleiben — ich meine, bei mir“.

„Bei dir? Brauchst du denn eine Magd?“ fragte Johanna verwundert.

„Ha, nein“ — antwortete Hubert — „aber — aber“ die Worte wollten ihm gar nicht über die Lippen — „aber — weißt du was, eine Frau könnt' ich wohl brauchen, und wenn du, Johanna — verstehst, dich möcht' ich wohl! Was sagst du nun?“

Johanna sagte nichts — sie spielte mit ihrem Schürzenbande und blickte vor sich nieder.

„Reich bin ich freilich nicht“, fuhr Hubert muthiger fort, denn das Schwerste war ja nun glücklich heraus — „aber siehst du, Herzens-Johanna, stark bin ich, und habe Muth, und für dich — ha, da würd' ich mächtig arbeiten, das dreifache gegen früher! Und dann würd' es schon gehen, auch in schlechten Jahren.“

„Ei ja, ich glaub' es selbst“, sagte Johanna unwillkührlich und fast mehr zu sich selbst, als zu Hubert — und ich, ich kann ja auch zugreifen — daran bin ich gewöhnt!“

„Also magst du mich, Johanna?“ rief Hubert mit strahlendem Gesicht.“ Schau, das ist ein groß Glück für mich, denn ich habe dich gern gehabt vom ersten Augenblicke, wo ich dich sah!“

„Und ich dich!“ erwiederte Johanna offen und ehrlich. „Meinst du, ich hätt' es nicht bemerkt, wie du nur nach

mir blinzeltest damals? Nun ja, Hubert, ich mag dich wohl leiden, und will dir ein rechtschaffenes Weib sein."

Da war's abgemacht, und vier Wochen drauf gab's eine Hochzeit im Dorfe. Manche schüttelten wohl den Kopf darüber und meinten, das würde kein gut Ende nehmen, denn die Johanna habe doch auch weiter gar nichts, als was sie auf dem Leib trüge — aber die jungen Eheleute ließen sich das wenig kümmern. Sie hatten einander lieb, sie waren gesund und stark, Lust zur Arbeit fehlte ihnen auch nicht — ei, da würde ja der liebe Gott helfen, meinten sie.

Und Gott half auch wirklich manches Jahr, obgleich unter Mühen und Sorgen. Die Familie wurde größer — ein hübscher Knabe, dann ein niedliches, kleines Mädchen vermehrten die Freuden, aber auch die Lasten der Eheleute. Aber sie empfanden nur die Freude, und arbeiteten mit doppeltem Eifer. Hubert bereute es nie, daß er Johanna nicht aus dem Dorfe fortgelassen hatte, denn was sie versprochen, das hatte sie redlich gehalten — sie war ihm immer ein rechtschaffenes, braves Weib gewesen. Immer freundlich, immer unermüdlich, immer sich aufopfernd für ihren Mann und ihre Kinder — wie jede Frau, die ihren Mann liebt, und ihn achtet, weil er ihre Liebe verdient. Und Hubert verdiente Johanna's Liebe, zwar nicht so, wie sie die seinige, denn der beste Mann ist noch immer nicht halb so gut und treu und hingebend, wie eine gute Frau, aber er verdiente sie doch, weil er sich wenigstens nicht undankbar zeigte, weil er seines Weibes Werth, wenn auch nicht den ganzen Werth, denn der ganze Werth einer guten Frau ist unschätzbar, nicht verkannte und sogar anerkannte nach seiner Weise durch herzliche Liebe, durch Vertrauen und Freundlichkeit. Und weiter verlangt eine Frau

nichts, selbst die beste nicht. Ihr genügt ein Blick, ein Druck der Hand, ein beifälliges Wort. Dafür opfert sie sich — bis zum Sterben — und im Sterben lächelt sie noch und freut sich — nicht ihrer Opfer, denn derer gedenkt sie gar nicht — sondern der Thräne, die im Auge des Mannes blitzt, an der sie erkennt, daß sie geliebt ward. Es giebt in der Welt nichts Dankbareres, als eine Frau.

Nun denn, Johanna war also ein rechtschaffenes Weib, und trug redlich ihr Theil Arbeit und Sorge im Hausstande, bei den Kindern und auf dem Felde. Ihr froher, genügsamer Sinn half ihr leicht über alles Schwere hinweg. Aber da kam das Schwerste.

Mißjahre traten ein — das Brod wurde theuer, und die Felder trugen wenig Korn. Hubert und Johanna litten viel bei der allgemeinen Noth, aber sie duldeten schweigend und verdoppelten ihren Fleiß. Hubert erkrankte — nicht gefährlich, aber doch so, daß er Wochenlang unfähig war zur Arbeit. Johanna verlor den Muth nicht, sondern arbeitete für zwei; das ertrug sie Alles, das war das Schlimmste nicht. Aber das war's, daß der Rendant des gnädigen Herrn Baron's ein Auge auf sie geworfen; denn trotz aller Mühen und Erfahrungen war Johanna noch immer ein schönes Weib, das schönste im Dorfe und selbst in der Umgegend. Schon längst hatte er ihr schimpfliche Anträge gemacht und war von dem tugendhaften Weibe nur ausgelacht worden. Später aber, da er zudringlicher wurde, da hatte sie ihm ein paar derbe Ohrfeigen gegeben, so derb, daß die Backen des Herrn Rendanten so dick geschwollen waren, daß alle Leute glaubten, es sei von Zahnschmerzen. Aber, wie gesagt, es rührte von den Ohrfeigen her, die Frau Johanna ihm beigebracht.

Der Herr Rendant verbiß seinen Grimm, so gut er

konnte, aber im Herzen brütete er böse, böse Pläne aus. Jetzt, zur Zeit der Hungersnoth, da rückte er heraus damit. Zuerst, während Hubert krank lag, entzog er Johannen die Arbeit. Sie bat, sie flehte, er möge sie nicht ins Unglück stürzen, aber er sagte kalt: „Du weißt, was ich will! Sei klug und du sollst nicht nur Arbeit haben, sondern ich werde sie dir auch besser bezahlen, als allen Anderen. Wo nicht — so ist dort die Thür!"

Johanna warf ihm einen Blick voll Verachtung zu und ging. Ihr heimathliches Dorf lag eine Stunde weit entfernt, aber sie konnte dort Arbeit bekommen. Sie schlief zwei Stunden weniger und wanderte täglich hinüber und wieder zurück. Dabei verdiente sie so viel, daß die Ihrigen wenigstens nicht zu hungern brauchten. Aber so viel nicht, um die Zinsen des kleinen Kapitals zu decken, das auf dem Gütchen ihres Mannes lastete. Indeß — der Herr Baron war nicht unbarmherzig — gewiß wartete er dies Mal oder schenkte die Zinsen wohl ganz, aus Rücksicht auf die schweren Zeiten. Das dachte Johanna. Aber es kam anders. Am Zinstage ließ der Rendant sie rufen und mahnte sie um das Geld. Sie bat um Geduld.

„Ich habe lange genug Geduld gehabt", erwiederte der Mann höhnisch. „Du zahlst oder die Kuh wird Euch aus dem Stalle verkauft."

Johanna erschrak, denn von dem Rendanten mußte sie Alles fürchten — aber bald faßte sie sich wieder. „Ich werde zum gnädigen Herrn gehen", sagte sie. „Er wird um weniger Thaler willen nicht grausam gegen uns verfahren."

Der Rendant lachte. „Geh' nur", sprach er — es wird dir wenig helfen! der Herr Baron ist Euer Gläubiger nicht mehr, sondern ich, ich bin es. Ich habe die

Schuldforderung angekauft, und nicht nur die Zinsen, sondern auch das Kapital sollt Ihr bezahlen binnen hier und acht Tagen."

Jetzt sank der armen Frau der Muth. Sie fiel dem harten Manne zu Füßen und flehte um Barmherzigkeit.

„Pah!" sagte er — „bist du etwa barmherzig gegen mich, Johanna? Sei du nachgiebig und ich werde es auch sein. Dein Schicksal liegt in Deiner Hand, du brauchst nur zu wählen. Aber wähle mit Bedacht. Bedenke wohl, wenn ich auf meiner rechtmäßigen Forderung bestehe, so wird Euch Haus und Hof verkauft. In jetzigen Zeiten ist Euer ganzes Hab und Gut nicht einen Pappenstil werth. Der Erlös wird nicht die Hälfte meiner Forderung decken. Dann spaziert dein Mann in den Schuldthurm, und du kannst mit deinen Kindern betteln gehen und im Freien auf einem Heuhaufen schlafen. Anders, wenn . . . . du verstehst mich. Ich erlasse Euch die Zinsen, und das Kapital — das mag stehen bleiben bis zu bessern Zeiten. So verhalten sich die Sachen, und nun — überlege dir, was du thun willst."

Bleich und zitternd stand Johanna auf. „Sie sind ein Elender!" sagte sie mit halb erstickter Stimme; und ohne noch einen Blick auf ihn zu werfen, verließ sie das Zimmer. Draußen konnte sie ihre Thränen nicht zurückhalten. Sie weinte und rang die Hände.

Die arme Frau! Das Schwerste, das Härteste, das Erniedrigendste hätte sie mit Freuden für ihren Mann und ihre Kinder gethan, das Leben selbst mit Freuden für sie geopfert — aber ihre Liebe, ihre Treue, ihre Ehre verkaufen — davor schauderte ihr Herz zurück, das, das konnte sie nicht. Aber was konnte, was sollte geschehen? Sie wußte sich keinen Rath — in dumpfer Betäubung verstri=

chen ihr die Stunden. Ihr Mann im Schuldthurm! Ihre Kinder auf die Straße geworfen und Bettler! Wie schrecklich war dies! Und doch durfte sie nicht daran zweifeln, daß der Rendant Wort halten, daß er sie bis auf das Aeußerste verfolgen würde. Endlich gingen sie heim, und erzählte ihrem Manne Alles. Hubert zuckte die Achseln. „Wir stehen in Gottes Hand, liebes Weib!" sagte er gefaßt. „Gott wird helfen, und vielleicht — droht der Rendant nur."

Sie warteten, schwankend zwischen Hoffnung und Bangigkeit. Der gefürchtete Tag kam, und der Rendant hatte nicht blos gedroht. Es geschah, was er vorhergesagt: der kaum genesene, unglückliche Hubert wanderte in den Schuldthurm — Johanna und ihre Kinder wurden auf die Straße geworfen. Das höchste Elend war da.

Der Rendant triumphirte. „Noch wenige Tage", dachte er bei sich selbst, „und sie wird kommen, sie ist mein!"

Er kannte das Herz einer tugendhaften Frau nicht. Anfänglich erlag zwar Johanna fast der Wucht ihres schweren Schicksals — aber in der Seele eines liebenden Weibes liegt eine Kraft, die selbst das Unglück nicht zu beugen vermag. Es weckt sie nur und stählt sie. Johanna suchte Hülfe bei den Nachbarn, bei dem gnädigen Herrn Baron, bei Allen, die sie kannte. Aber Niemand konnte oder wollte ihr helfen — die Zeiten waren so schwer.

„Gut denn", sagte sie zu sich selbst, „hier finde ich keinen Beistand, so werde ich ihn anderswo suchen, bei Einem, der nur ein Wort zu sprechen braucht, um zu retten. Mögen sie Alles hinnehmen, nur meinen Hubert, den Vater meiner Kinder, sollen sie mir zurückgeben. Der Weg ist zwar weit — aber endlich werde ich doch hin gelangen."

Sie nahm ihre Kinder bei der Hand, ging nach ihrer Heimath und übergab die Kleinen dem Schutze der Großmutter.

„Und was willst du thun?“ fragte diese die Tochter.

„Ich gehe zum Könige“, erwiederte sie einfach. „Das ist mir eingefallen, als ich überall abgewiesen wurde. Der König ist reich und mächtig, er kann helfen, und er wird helfen, denn er ist der Stellvertreter Gottes auf Erden, und Gott ist gütig und voll Gnade.“

Die Großmutter erschrak und redete ab, aber Johanna blieb fest. „Ich weiß“, sagte sie auf alle Einwürfe der Großmutter — „der Weg ist weit, und ich werde mich durchbetteln müssen von einem Ort zum andern, und werde vielleicht viel Schweres erdulden — aber ich leide für meinen Mann, dem meine Treue und Liebe gehört, und wenn ich an Ihn denke, der unschuldig im Kerker schmachtet, so wird mir Alles leicht werden. Nach mir frage ich nichts.“

„So geh’, meine Tochter“, sagte die Großmutter. „Ich sehe wohl, dich treibt die Liebe und die Liebe wird dich auch stützen. Meinen Segen nimm mit auf den Weg.“

Johanna ging, Geld und Geldeswerth hatte sie nicht, aber das aufopfernde Herz eines treuen Weibes hatte sie und mit ihm Kraft, Muth und Vertrauen. Der Regen durchnäßte sie, die Sonne verbrannte sie, ihre Füße wurden wund auf der langen Reise — aber sie dachte ihres Gatten und klagte nicht. Sie litt Hunger und Durst, sie bettelte, sie wurde oft hart angefahren und auch abgewiesen — sie ertrug Alles geduldig, denn sie gedachte dessen, für den sie es ertrug. Nachts war nicht selten die rauhe Erde ihr Bett, der dunkle Wolkenhimmel ihre Decke — aber sie schlief köstlichen Schlaf, denn sie träumte von ihrem Mann und träumte ihn frei und glücklich. Pah, was kümmerten

sie alle Demüthigungen, alle Beschwerden, alle Entbehrungen! Sie dachte ihres Mannes und wie der sie lieben würde, wenn er erfahren würde, was sie für ihn gethan, geduldet und gelitten.

So ging sie weiter, manchen langen Tag, bis sie endlich vor dem stolzen Schlosse stand, das der König bewohnte. Jetzt athmete sie auf, und ohne Furcht vor den betreßten Dienern und Thürhütern schritt sie muthig hinein, und verlangte zum Könige.

„Der König ist nicht hier', hieß es, „und wenn auch, man spricht ihn nicht so schnell."

„Und doch werde ich ihn sprechen", erwiederte Johanna. „Sagt mir, wo finde ich ihn?"

„Fünf Meilen von hier, auf dem Schlosse . . . ."

„Gut, ich danke Euch — ich werde dorthin gehen", sagte Johanna und ging.

Die Pracht und Herrlichkeit der Residenz gewannen ihr keinen Blick ab. Sie sah nur das Bild ihres Mannes, der im Kerker schmachtete. Das trieb sie weiter. Am nächsten Tage erreichte sie das Lustschloß und wollte hinein gehen. Aber man hielt sie auf, man wies sie zurück; es war allerdings nicht so leicht, zu dem mächtigen Herrscher zu dringen. Sie bat, sie flehte, sie rang die Hände und weinte — es half nichts. Ein alter, grauer Diener hatte Mitleid mit ihr. „Geh'", sagte er ihr leise in's Ohr — „bleibe im Garten — vielleicht geht der König spazieren, dann kannst du mit ihm sprechen. Aber verschweige meinen Rath, hörst du?"

Johanna nickte und ging nach einem dankbaren Blicke. Sie wich nicht aus dem Garten, bis die Nacht einbrach. Da erst entfernte sie sich mit schwerem Herzen, um am andern Morgen wiederzukommen. So mehrere Tage hin-

ter einander. Der König kam nicht — nur mitunter ein stattlicher Herr im Ueberrock, der in den Alleen auf und ab schritt und dann in das Schloß zurückging. Johanna versuchte es noch ein Paar Mal, in dasselbe einzudringen — immer vergeblich — und den alten, mitleidigen Diener sah sie auch nicht mehr. Sie weinte wohl manchmal eine Thräne — aber standhaft und beharrlich blieb sie doch. Sie war ganz fest entschlossen, nicht eher zu weichen, als bis der König sie angehört habe. Aber der König kam nicht. Nur von weitem sah sie ihn einmal in einer prächtigen, goldblitzenden Uniform und hohem Federhut — aber da stieg er schnell in den Wagen und fuhr davon. Im Garten ließ er sich nicht blicken.

Johanna dachte nach. „Ich werde mich", sagte sie in sich hinein, „an den Herrn im Ueberrock wenden. Er wohnt im Schlosse und vielleicht, wenn er gütig ist, bringt er mich zum Könige."

Muthig ging sie auf den Herrn zu, als er wieder kam und in einer schattigen Allee auf und ab spazierte. Sie redete ihn nicht an, denn er sah sehr vornehm aus, aber sie stellte sich ihm in den Weg, daß er dicht vor ihr vorbeigehen und sie sehen mußte. Dann würde er ja wohl fragen, was sie wolle, meinte sie.

Und so kam es auch. Der Herr bemerkte sie und fragte richtig: „Was willst du hier, gute Frau?"

„Den König sprechen, lieber Herr", erwiederte Johanna, und sah mit flehendem Blick und gefalteten Händen dem Herrn in's Antlitz. „Sie wohnen im Schlosse — ach, wenn Sie wollten, es wäre Ihnen gewiß nicht schwer, mich zum König zu bringen."

„Zum König, hm!" sagte der Herr halblaut. „Und was willst du bei ihm?"

„Hilfe, Rettung, Erbarmen!“ sagte Johanna. „Der König regiert an Gottes Statt auf Erden, und da ist er gewiß voll Gnade und Barmherzigkeit.“

„Wunderlich“, sagte der Herr wieder halblaut. „Laß hören, was du verlangst — vielleicht — wir wollen sehen!“

Johanna erzählte, schlicht, einfach, ehrlich. Der Herr wurde immer aufmerksamer.

„Du liebst also deinen Mann sehr“, sagte er.

„Ja, mehr als mein Leben“, erwiederte Johanna.

„Hm! Braves Weib!“ sprach der Herr und betrachtete sie einige Augenblicke mit freundlicher Rührung. „Ein Weib nach dem Herzen Salomo's! Wem ein solches bescheert ist, die ist viel edler, denn die köstlichste Perle! Gut, gut — den König wirst du nicht mehr sprechen, gute Frau — indeß, warte noch einen Augenblick hier — du wirst von mir hören!“

Noch einen Blick voll Güte warf er auf Johanna und dann entfernte er sich rasch. Nicht lange darauf erschien ein Diener mit einem großen, versiegelten Schreiben. Er ging auf Johanna zu, fragte sie nach ihrem Namen, und übergab ihr dann das Packet mit den Worten: „Vom Könige! In Eurer Heimath sollt Ihr's öffnen. Euer Mann wird dann frei werden.“

Johanna war außer sich vor Entzücken. „Frei? O Gott!“ rief sie aus. „Aber ich gehe noch nicht, ich muß dem guten Herrn erst danken, der beim Könige für mich gesprochen hat.“

„Welcher Herr?“ fragte der Diener.

„Nun, der eben hier im Garten war, dem ich erzählte . . .“

„Das war ja der König selbst, gute Frau“, sagte der Diener lächelnd. „Geht, geht — er will keinen Dank!“

Bestürzt und betroffen sank Johanna auf ihre Knie. „So segne Gott den theuern Herrn!“ rief sie mit tiefem Gefühl aus. „Möge er immer so glücklich sein, wie er mich heute gemacht hat. Sagen Sie ihm, lieber Herr, wir würden zeitlebens für ihn beten.“

Sie ging endlich, denn es trieb sie fort, die Himmelsbotschaft ihrem Gatten mitzutheilen. Tag und Nacht wanderte sie, das kostbare Packet wohl verwahrt auf dem Herzen. Endlich erreichte sie die Heimath, und umarmte ihre Kinder, ihre Mutter. „Bald werd' ich auch Ihn umarmen“, sagte sie und erbrach das Packet. Fünf Bankscheine, jeder zu hundert Thaler, fielen ihr entgegen, und ein Streifen Papier, auf dem einige Worte standen. Sie las: „Wem ein tugendsames Weib bescheert ist, die ist viel edler, als die köstlichsten Perlen. Spr. Salomo's, 31. 10.“

„Das hat der König geschrieben, der gute Herr!“ rief sie aus, und drückte das Papier an ihre Lippen. Dann eilte sie weiter — bezahlte die Schuld ihres Mannes, empfing den Befehl zu seiner Freilassung, und mit ihren Kindern flog sie nach dem Schuldthurme. Die Riegel klirrten auf — Hubert kam — die treue Johanna flog in seine Arme — die Kinder hingen sich an seine Kniee. Ihre Thränen flossen, sie fanden keine Worte für ihr Glück. Aber tief, tief und selig empfanden sie es. Selbst der rauhe Gefangenwärter, selbst die bärtige Schildwache am Thore wurden gerührt von dem Ausdrucke ihrer himmlischen Seligkeit.

Hubert staunte, als er, heimgekehrt, vernahm, was Johanna für ihn gelitten und gewagt. Eine Thräne funkelte in seinem Auge, als er die treue, heldenmüthige Frau in seine Arme, an sein pochendes Herz drückte.

„Ja“, sprach er mit bebender Stimme, „wem ein tu-

gendsames Weib bescheert ist, die ist viel edler, als die köstlichsten Perlen. Gott segne dich und erhalte dich mir, du tugendsames Weib!"

Das Geschenk des edlen Königs reichte hin, der gebeugten, jetzt wieder erhobenen Familie das frühere bescheidene Glück zu sichern. Das höchste trug Johanna in sich, denn Hubert vergaß nie, welch ein Herz er an ihr besaß. Der Rendant mied sie und ging ihr aus dem Wege. Aber Johanna haßte ihn nicht: war es doch seine Härte, seine Grausamkeit gewesen, der sie ihr Glück verdankte, freilich gegen seine Absicht und seinen Willen. Und dann — der Glückliche kennt den Haß nicht. Johanna bemitleidete den Rendanten nur.

Hat dich der Teufel erst an einem Haar, hat er dich bald ganz.

Düster und in sich gekehrt, die Arme über der Brust gefaltet, das Auge starr auf den Boden geheftet, saß Valentin auf einem armseligen Holzschemel in seinem öden und finstern Stübchen. In der Ecke neben dem Ofen kauerte sein Weib am Boden, das jüngste Kind auf dem Schooße. Neben ihr kniete ein hübscher Knabe, der zärtlich seinen Arm um den Hals der Mutter schlang und ihr leise in's Ohr flüsterte. Die Frau weinte. Ihre Thränen flossen über ihr bleiches, abgehärmtes Gesicht und tropften auf das lockige Haar des kleinen Mädchens, wo sie einen Augenblick wie Diamanten funkelten, und dann in dem dichten Gewirr der üppigen Lockenfülle verschwanden. Eine herzbeklemmende Traurigkeit brütete über dem kleinen, engen Raume, der nichts enthielt, als den schon erwähnten Schemel des Mannes, einen alten, wurmstichigen Tisch und in einem Winkel einen Haufen Buchenlaub, welcher der ganzen Familie zur Schlafstätte zu dienen schien. Alles zeugte von Armuth, Entbehrung und Elend.

„Aber was nun? Was nun, Valentin?" fragte nach einer Pause tiefen Schweigens endlich die Frau, indem sie

ihr bleiches Gesicht erhob und mit der flachen Hand die Thränen aus ihren Augen wischte. „Die Kinder hungern — wir haben kein Brod — schaffe Brod für sie, Valentin!“

Der Mann zuckte zusammen, sein Auge blitzte wild, und mit geballter Faust schlug er auf das Fensterbrett, daß die wenigen Scheiben klirrten, die noch in der bleiernen Einfassung vorhanden waren.

„Brod!“ murmelte er dumpf und mit einem bittern Lächeln — „Brod und immer Brod! Um Brod zu kaufen, muß man Geld haben, um Geld zu bekommen, braucht man Arbeit! Niemand giebt mir Arbeit. Es sind zu viele Arme da, die sich danach ausstrecken! Wir sind überflüssig! Am besten, wir verhungern, dann nimmt's ein Ende! Die Todten brauchen kein Brod!“

„O Gott, Valentin, du brichst mir das Herz!“ erwiederte die Frau mit bang gerungenen Händen und drückte mit beiden Armen ihr Kind an die schwer athmende Brust. „Warum sprichst du so ruchlos? Du bist stark und geschickt, es wird dir nie an Arbeit fehlen, wenn, wenn ...“

„Nun, wenn?“ fragte der Mann barsch und ungeduldig.

„Ja, es muß heraus“, sagte die Frau — „wenn du nicht so stolz und jähzornig bist! Daran liegt's! Das bedenke — und dein Weib bedenke, und deine Kinder!“

„Päh!“ machte der Mann — „es lohnt sich auch wohl zu arbeiten für solch' ein Spottgeld, das nichts weiter ist, als ein Hohn der Reichen gegen die Armen! Das hieße, den langsamen Hungertod dem schnellen, raschen vorziehen! Kaum der Einzelne kann dabei bestehen, und nun vollends — eine ganze Familie! Es ist zum Lachen!“

Er lachte, der Mann, aber ein höhnisches, bitteres

Lachen war es, das seiner Frau neue Thränen auspreßte.

„Oh, mein Gott, mein Gott", seufzte sie — „so, so kann es doch nicht bleiben! Valentin, du bist ein Mann! Raffe dich auf! Versuch' es noch einmal! Geh' zum Förster — ich weiß, er läßt Bäume fällen, er braucht Arbeiter, und vollends Arbeiter, wie du, der dreimal so viel schafft, als ein Anderer! Er wird dir den doppelten Tagelohn auszahlen! Ja, das wird er — wenn du ihm deine Lage vorstellst, wenn du ihn bittest, — bitte ihn, Valentin! Denke nicht an deinen Stolz und Trotz! denke nur an deine Kinder!"

„Bitten? Ihn?" entgegnete Valentin wild. „Hast du vergessen, daß er mich vor vierzehn Tagen aus dem Hause gewiesen, daß er mit seinen Hunden gedrohet hat, wenn ich nicht ginge? Und ihn soll ich bitten? Vor ihm soll ich mich demüthigen? Nein, lieber sterben!"

„Du sprichst gottlos", sagte die Frau mit tiefer und ernster Traurigkeit. „Dein Herz ist ein trotziges Ding und nie hast du an das gedacht, was der Apostel spricht: „Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demüthigen giebt er Gnade!" Du pochst auf deine Kraft und deine Geschicklichkeit, und willst nicht wissen, daß auch Andere kräftig und geschickt sind! Oh, ich weiß, ich weiß — nicht an Anderen, sondern allein an dir liegt es, daß du keine Arbeit bekommst! Aber wer stolz ist, den kann der Herr demüthigen, und der Hoffärtigen Trotz kann er brechen, wie Binsen! Geh', geh', Valentin, und fürchte den Herrn, deinen Gott! Beuge dich und demüthige dich vor Ihm, denn die Solches thun, die erhört er! Und zögere nicht, denn es stehet geschrieben: „Feuer und Wärme ist Rache über die Gottlosen!" Oh, Valentin, sieh deine hungernden Kinder —

ihr Anblick muß jetzt schon wie Feuer auf deinem Gewissen brennen.“

„Die Worte der Frau schienen den Mann erschüttert, wenigstens ergriffen zu haben. Er sprang von dem Schemel auf und ging hastig ein Paar Mal in dem engen Stübchen auf und ab. Dann, vor seiner Frau stehen bleibend, sagte er mit wilder Stimme: „Gut, ich will es noch einmal versuchen — vielleicht — glückt es! Wenn aber nicht — so weiß ich — verhungern sollt Ihr nicht!“

Er verließ das Haus und schritt dem Försterhause im Walde zu. Still hoffend schaute die Frau ihm nach.

Valentin war nicht böse von Gemüth, aber sein Herz war voll Trotz und Hochmuth. Hierin täuschte seine Frau sich nicht — sie kannte ihn. Er hatte früher bessere Tage gesehen. Man gab ihm gern Arbeit, denn er war ein fleißiger, nüchterner Mann — man bezahlte ihn gut, besser, als andere Arbeiter, denn er verdiente es. Aber bald machten sein Trotz und Hochmuth ihn mißliebig bei den Leuten, die Arbeit zu vergeben hatten. Man suchte ihn nicht mehr, man mied ihn. Einem Andern würde das die Augen geöffnet haben, ihn machte es nur noch trotziger und hochmüthiger. Es kam so weit, daß sein rauhes, barsches Wesen auch die Langmüthigsten von ihm abwendete. Man wollte lieber einen kleinen Vortheil missen, als sich über die Anmaßung eines Arbeiters ärgern. Valentin verarmte immer mehr. — Betten, Hausgeräth, Alles mußte verkauft werden, um den Hunger zu stillen. Valentin's Erbitterung steigerte sich, aber zur Erkenntniß seiner Fehler kam er nicht. Er schalt, er haßte, er verwünschte die Menschen, die ihm die Arbeit entzogen, aber sich selbst machte er keinen Vorwurf. Die Bitten, die Vorstellungen seiner Frau

wies er mit Härte zurück. Er wollte sein Unrecht nicht einsehen, und vielleicht fühlte er's auch nicht einmal. Ueber sich selbst nachzudenken, fiel ihm nicht ein. Er hielt sich für einen beleidigten, zurückgesetzten, gekränkten Mann, und schob die Schuld seiner Arbeitslosigkeit auf alles Andere, nur nicht auf das Rechte, auf sich selbst. Er kannte die einfache Wahrheit nicht: „Bessere dich, und alles Uebrige bessert sich mit." Er darbte lieber in trotzigem Hochmuth, als daß er sich gedehmüthigt, und nicht einmal gedehmüthigt, nein, nur bescheiden in die Umstände gefügt hätte. Ein freundliches Wort, eine bescheidene Bitte hätte ihm wieder Arbeit und Brod gesichert — aber er bat nicht, er forderte trotzig, und man wies ihn ab. Man wurde auch ohne ihn fertig — und das, anstatt ihm die Augen zu öffnen, ergrimmte Valentin.

Jetzt ging er zum Förster und traf ihn vor seinem Hause, er brachte sein Gesuch um Arbeit an, aber mit widerstrebendem Herzen, mit finsterem Blick und gerunzelter Stirn.

„Wäre schon recht, Valentin", sagte der Förster — „aber weiß schon, Mann — ich dulde keine ungebührlichen Forderungen!"

„Ich mache keine!" erwiederte der Arbeiter.

„Ah, du hast schon vergessen, was vor vierzehn Tagen geschehen ist", sprach der Förster.

„Ich hab' es nicht vergessen", entgegnete Valentin, „ich war im Recht.

„Ja, was die Sache anbetrifft", sagte der Förster, „aber nicht in der Art und Weise, wie du dein Recht verlangtest. Ich dulde keine Grobheiten, verstehst du?"

„Gebt mir mein Recht, und ich werde nicht grob", antwortete Valentin trotzig.

„Ah", sprach der Förster, „du pochst also jetzt noch?"

„Ich will mein Recht!“ sagte Valentin.

„Schon gut“, erwiederte der Förster — „solche Leute, wie du, kann ich nicht gebrauchen. Für deine Arbeit bekommst du dein Geld, aber dafür, daß man dir Arbeit giebt, kannst du außerdem wenigstens höflich sein. Das verlange ich von meinen Arbeitern. Geh', du bist unverbesserlich.“

Der Förster wendete sich dem Hause zu — Valentin warf einen wilden Blick auf ihn, folgte ihm auf dem Fuße, erreichte ihn mit drei Schritten, hielt ihn am Arme fest und fragte mit grollender Stimme: „Ihr wollt mir also keine Arbeit geben, Förster?“

„Nein, nicht, wenn du sie so forderst“, erwiederte dieser fest. „Bescheidenheit ziemt Jedem, auch dem Besten. Das merke dir, Mann!“

„Gut“, sprach Valentin dumpf — „Ihr werdet es bereuen! Hütet Euch!“

„Auch noch Drohungen?“ entgegnete der Förster gleichgültig. „Ich sehe immer mehr, daß du wirklich ein unsinnig unverbesserlicher Mensch bist! Dich muß das Unglück mürbe machen, Mann! Wir werden's erleben.“

Damit machte er sich von Valentin's Faust los, ging in das Haus, und machte die Thür hinter sich zu. Valentin blieb noch einen Augenblick stehen und starrte ihm nach. Dann glitt ein häßlicher Fluch über seine Lippen — er schüttelte beide geballte Fäuste mit drohendem Blick gegen das Försterhaus, und nun wandte er sich und ging mit eilenden Schritten in den Forst hinein. Erst am Abend kam er wieder in seine Hütte. Er warf seiner Frau ein paar Hasen und ein paar Rebhühner hin. „Da koche!“ sagte er. Für die Folge wird es uns nie an Fleisch fehlen!“

„Valentin, mein Gott, woher hast du das?“ rief die Frau.“ „Hat der Förster dir Arbeit verschafft?“

„Pah — ich habe mir selbst welche gesucht", erwiederte der Mann. — „Hunger thut weh, und ein paar Schlingen sind leicht gedreht und aufgestellt!"

„Du hast also gewilddiebt?" fragte die Frau bleich und mit sichtlichem Entsetzen. „O, Valentin! Weißt du nicht, daß Zuchthaus auf . . . "

„Ich weiß", unterbrach er barsch sein Weib. „Aber man hängt keinen, ehe man ihn gefangen hat. Schweig! die Kinder sind hungrig — gieb ihnen zu essen! Fort, oder du machst mich wild!"

„Nein, nein, ich gehe nicht", sagte die Frau und warf sich ihrem Manne zu Füßen. „Du sollst kein Verbrecher werden, und dieser Weg führt dich zum Verbrechen! Dies ist das Haar, an dem der Teufel dich gepackt hat! Reiße dich los, oder du bist verloren, und wir Alle mit dir! — Valentin", fuhr sie unter Thränen fort — „thue das nicht mehr! Du kannst Arbeit bekommen, wenn du ernstlich willst! Zwinge deinen vermessenen Trotz nieder, besinne dich! Alles will ich dulden und leiden — nur das thue mir nicht an!"

Valentin stieß sie von sich. „Steh' auf", sagte er. „Jedes Wort ist nutzlos! Ich wollte arbeiten — man versagte mir die Arbeit! Verhungern sollen die Kinder nicht! Verhungern will ich nicht, sollst du nicht! Fort! Mein Entschluß ist gefaßt — „ich biete der Welt Trotz, die mir den Krieg erklärt hat."

Vergebens waren die Bitten, die Thränen seines Weibes. Ein alter Stutzen lag, wer weiß, wie lange, rostig und verstaubt auf dem Boden der Hütte. Valentin putzte und säuberte ihn, und jede Nacht knallte sein Gewehr in den Forsten. Er war stark, schlau und gewandt. In der Nacht schaffte er das geschossene Wild zur nahen Stadt,

wo er leicht Hehler und Helfershelfer fand, die es verkauften. Es fehlte ihm nicht mehr an Geld, und Jeder wußte, selbst der wachsame Förster, woher es kam. Der Förster drohte und warnte — Valentin lachte höhnisch darüber. Er verließ sich auf sein feines Gehör, sein scharfes Auge, seinen Hund. Man konnte ihn nicht so leicht ertappen. Zehnmal schon war ihm der Förster dicht auf den Fersen gewesen — zehn Mal war er ihm ohne Mühe, mit Leichtigkeit entgangen. Diese Erfolge machten den Wildner sicher — und die Zahl des Wildes nahm sichtlich ab in dem Reviere des Försters.

In einer hellen Mondnacht schweifte Valentin, den Stutzen auf der Schulter, den Hund zur Seite, durch den Wald. Er folgte der Fährte eines Zwölfenders, den er zu morgen Nacht in die Stadt zu liefern versprochen. Das Lager des Hirsches wußte er — aber er wußte nicht, daß der Förster demselben Hirsche nachstellte, um ihn in die herrschaftliche Küche zu liefern. Sorglos schritt der Wildner dahin — den Hund an der Leine. Erst als er dem Stand des Hirsches näher kam, beobachtete er größere Vorsicht — seine Schritte wurden leise und unhörbar — sein Auge durchspähte die vom Mondlicht nur schwach erhellte Finsterniß des Waldes. Jetzt band er den Hund an einen jungen Baumstamm — bei dieser Jagd konnte er nur stören und nichts nützen. Dann schüttete er frisches Pulver auf die Pfanne, spannte den Hahn und schlich weiter — horchend, lauschend, spähend. Von Stamm zu Stamm glitt er vorwärts — jetzt blieb er stehen — kaum hundert Schritt vor ihm lag eine Waldwiese. Die Strahlen des Mondes schimmerten hell auf den Thautropfen der Gräser und auf der Gestalt des stattlichen Hirsches, der keine Ahnung von der Nähe des Jägers hatte. Valentin legte an

— zielte mit fester Hand — und drückte ab. Der Schuß krachte — der Hirsch machte einen wüthenden Satz und brach zusammen.

„Gerade auf's Blatt!" murmelte Valentin mit leisem Lachen, während er das Gewehr absetzte und mit einer neuen Kugel lud. „Fünf Thaler verdient in Einem Augenblick! Der Förster wird morgen vergebens nach seinem Zwölfender suchen!"

Das Gewehr war geladen — Valentin trat vor in den hellen Mondschein, zog sein Waidmesser und brach den Hirsch auf. Einige Minuten war er eifrig mit dieser Arbeit beschäftigt, als plötzlich dicht neben ihm das Gebüsch rauschte, und eine dunkle Gestalt aus dem Forste trat.

„Ha, endlich! Und auf frischer That ertappt!" sagte der Förster — denn er war die Gestalt — mit triumphirendem Tone. „Jetzt, Bursche, wirst du nicht mehr läugnen! Her mit der Flinte, und morgen, marsch in's Zuchthaus!"

Valentin war bei den ersten Worten des Försters aufgesprungen und hatte sein Gewehr ergriffen. Jetzt wandte er sich zur Flucht.

„Steh!" rief ihm der Förster zu — „steh, oder ich schieß dich nieder!"

„Zuchthaus? Niederschießen?" rief Valentin grimmig zurück. „Du wirst weder das Eine noch das Andere thun. Fahre zur Hölle, Hund!"

Ein Druck des Fingers und dicht neben dem Hirsche taumelte der Förster zu Boden. Ein Blutstrom entquoll seiner Brust. Regungslos, lang ausgestreckt, lag er auf dem Rücken, und der Mond beleuchtete grell sein bleiches, vom Todesschmerze verzerrtes Gesicht.

Valentin starrte ihn an. Die Wuth, die eben noch sein Herz erbeben gemacht, verrauchte in einem Augenblicke

— er wurde blaß, wie der Todte — seine Knie wankten und zitterten unter ihm, und er mußte sich gegen einen Baumstamm lehnen, um nicht niederzusinken. Kalter Schweiß trat auf seine Stirn, das mörderische Gewehr entglitt seiner Hand, sein Auge heftete sich mit schrecklichem Ausdruck auf das Opfer seiner Wuth. So blieb er minutenlang stehen — erstarrt, betäubt, besinnungslos. Endlich 'ang sich ein tiefer Seufzer aus seiner Brust, und mit dumpfer Stimme sagte er: „Mörder!“

Der klanglose, bleierne Ton dieser seiner eigenen Stimme schien ihn zu erschrecken, aber auch wieder zum Bewußtsein zu bringen. Er stieß einen kurzen, gellenden Schrei aus, wie ein tödtlich getroffener Raubvogel — dann raffte er seinen Stutzen auf, wandte dem Schauplatze seiner furchtbaren That den Rücken und floh, ohne noch einen letzten Blick auf sein Opfer zu werfen, in wilder Eile davon. Ein lautes Gebell erreichte sein Ohr. Er erinnerte sich seines Hundes. Den durfte er nicht in der Nähe dieses Ortes lassen, denn durch ihn mußte er ja augenblicklich verrathen werden. Er sprang zu ihm, lös'te den Strick und zerrte das Thier mit sich fort. Wohin? Er wußte es selbst nicht, gab sich selbst keine Rechenschaft darüber! Nur fort, weit fort — in den Mittelpunkt der Erde hinein wo möglich — an einen Ort, wo er sich vor sich selber verbergen konnte!

Aber wo einen solchen Ort finden?

Sinnlos, gefoltert von dumpfer Reue, die ihm unsägliche Pein verursachte, eilte er rastlos weiter und weiter, ohne auf Weg oder Steg zu achten, ohne eine bestimmte Richtung einzuschlagen. Er strauchelte — fiel — raffte sich wieder auf — stürzte wieder fort — fand nirgends Ruhe, nirgends. Plötzlich stand er vor einem Hause, von

dessen Fenstern der Widerschein des Mondes blitzte. Er stand, staunte, starrte — plötzlich ein wilder Ruf — Gott im Himmel, er stand vor dem Försterhause, vor dem Hause dessen, den er gemordet hatte! Wüthend vor Schmerz, vor Gewissensangst wandte er ihm den Rücken und flüchtete wieder weiter, immer weiter und weiter in der Irre, im dunklen Forste umher, bis er endlich, auf's Aeußerste ermattet, zu Boden sank. Stöhnend lag er da, das Gesicht zwischen beiden Händen in das feuchte Moos gedrückt, als ob er nicht mehr die schöne Welt, nicht mehr die feierliche Pracht des Sternenhimmels, nicht mehr den milden Glanz des Mondes sehen, ertragen könne. So lag er lange. Der Morgen kam — der Schimmer der Morgenröthe brach sich Bahn durch die dichten Laubgitter der Buchen und Eichen — die Vögel erwachten und grüßten den anbrechenden Tag mit frohem Gezwitscher; Valentin lag noch in dumpfer Betäubung auf der Erde. Endlich richtete er sich auf. Sein schwarzes Haar hing verwildert um die Stirn; seine Augen lagen tief in ihren Höhlen, eine furchtbare Blässe bedeckte sein Antlitz. Er fuhr mit der Hand über seine Stirn — „Mörder!" — das war das erste Wort, das er wieder sprach. Mit scheuem, wilden, trostlos jammervollem Blick schaute er umher — dicht neben ihm ragte ein steinernes, altes Kreuz aus der Erde — sein Auge haftete darauf — ein bitterer Schmerz zuckte über seine Züge — er warf sich vor dem Kreuze nieder und beugte sein Haupt vor ihm.

„Oh, oh, oh", stöhnte er aus tiefster Brust — „armes Weib, arme unschuldige Kinder! Siehe, der Herr hat meinen Trotz getroffen! Feuer und Wärme ist Rache über die Gottlosen! Das Feuer verzehrt mein Herz und der Wurm nagt an meiner Seele! Hat dich der Teufel an Einem

Haar, so hat er dich bald ganz! Ha, Teufel, Teufel, warum verlocktest du meine arme Seele! Unglückliches Weib, du sprachest wahr — Trotz und Hoffahrt treiben zu allen Sünden, und mich haben sie zum Mörder gemacht! Mörder! Mörder! Oh barmherziger Himmel!"

Lautauf weinte er und umklammerte das Kreuz mit beiden Armen. Reue, bittere, entsetzliche Reue folterte ihn — sein ganzes vergangenes Leben ging an ihm vorüber — die Binde der Selbsucht war von seinem Auge gefallen — er täuschte sich nicht mehr über sich selbst — er erkannte, daß er an seinem jetzigen, grenzenlosen Elende allein schuld sei. Nachher dachte er an das, was mit ihm geschehen solle und müsse. Flucht war sein erster Gedanke! Aber wohin fliehen vor dem Wurme in seinem Herzen? Nein — Leben um Leben! Der Tod schien ihm eine Wohlthat gegen die Qual, die ihn jetzt verzehrte. „Ich will gehen und mich selber als Mörder bekennen", sagte er dumpf in sich hinein. „Sie müssen mich tödten, wie ich ihn getödtet habe, denn Blut verlangt Blut! Oh, könnte ich diese, diese That aus meinem Leben verwischen — ich würde ein anderer, ein besserer Mensch werden! Nutzlose Reue! So will ich denn sterben — der Tod allein sühnt den Mord!"

Mühsam wollte er sich aufrichten — da schlug sein Hund an, und er sank wieder auf die Knie. Schritte wurden hörbar — ein dunkles Gewand schimmerte durch das grüne Laub — ein Mönch kam mit einem Chorknaben. Regungslos, mit gefalteten Händen blieb Valentin auf den Knien liegen. Der Mönch erblickte ihn, und stutzte, als er in dies Gesicht schaute, aus dessen tiefen Zügen tödtlicher Gram und Kummer sprach.

„Mein Sohn" — sagte er mild, von einer unwillkührlichen Regung des Mitleid's ergriffen — „was ist dir ge-

schehen? Was führt dich so früh hierher, mitten in den Wald?"

„Das Verbrechen, ehrwürdiger Vater!" erwiederte Valentin mit matter, tonloser Stimme. „Euch hat Gott zu mir gesandt, mein Gewissen zu erleichtern! Hört mich, ehrwürdiger Vater, hört meine Beichte!"

„Hier? Im Wald?" stutzte der Mönch. „Doch gleichviel — Gott ist überall! — Entferne dich, Kind" — fuhr er zum Chorknaben gewendet fort — „und du, mein Sohn, öffne mir dein Herz, damit der Herr dir gnädig sei!"

Und Valentin sprach, erzählte Alles, verhehlte nichts — nicht seinen Trotz, nicht seine Halsstarrigkeit, nicht die Härtigkeit des Herzens seinem Weibe gegenüber, das ihn gewarnt und zum Guten ermahnt, nicht seine blutige That — aber auch nicht seine tiefe Reue, sein Elend und seine Zerknirschung. Ruhig und still hörte der Mönch ihn an — der Ausdruck seiner Züge war mild und voll heiliger Güte.

„Und was willst du jetzt thun, mein Sohn?" fragte er, als Valentin geendet.

„Ich will gehen und mein Haupt auf den Block des Henkers legen, zur Sühne für meinen Mord!" erwiederte der Verbrecher.

„Wohl, wohl!" sagte der Mönch mit sanfter Stimme — „dem Reuigen verzeiht der Herr und Seine Gnade wird dem Büßenden zu Theil! Blicke auf zum Herrn und erhebe dein Herz und deine Hände zu ihm! Gottes Barmherzigkeit hat dich vor großer Sünde bewahrt! Dein Opfer ist nicht todt — es lebt — seine Wunde ist nicht gefährlich. Nur eine Ohnmacht warf ihn nieder — sein Jäger fand ihn im Walde und trug ihn nach Haus — man rief mich — ich verband seine Wunde und komme jetzt von

ihm. Danke Gott dem Herrn — du bist kein Mörder, und Reue und Buße werden dich mit Ihm versöhnen!“

Valentin glaubte zu träumen — wie eine Botschaft vom Himmel tönten die Worte des Mönches in sein Ohr — er sank zu seinen Füßen, umklammerte seine Knie und — weinte, weinte vor Glück und Freude. Dann schwur und gelobte er Reue und Besserung unter Thränen und Gebet — dann eilte er an der Seite des Mönches zum Förster und flehte um Erbarmen und Vergebung! Und der Förster vergab ihm, denn die Reue des sonst so trotzigen Mannes rührte sein Herz. Ein neuer Mensch kehrte Valentin zu seinem Weibe, seinen Kindern zurück. Die Hand Gottes hatte ihn berührt. Es gab fortan keinen besseren, keinen treueren Arbeiter, als ihn, und seine Freundlichkeit, seine Demuth wandte ihm die Herzen der Menschen wieder zu. Niemals strauchelte er wieder: das Haar, an dem ihn der Teufel gehalten, es ward zur unzerreißbaren Kette, die ihn an das Gute fesselte. An ihm ging in Erfüllung, was Petrus spricht: Gott widerstehet den Hoffährtigen, aber den Demüthigen giebt er Gnade.

Ein Opfer des Spieles.

Wenige Stunden von einer kleinen, deutschen Residenzstadt entfernt liegt im Gebirge ein vielbesuchter Badeort, woselbst sich alljährlich in den Sommermonaten eine große Zahl von Gästen einfindet, von denen nur Wenige wirklich krank sind. Die Meisten stellen sich nur so, wie ja Verstellung in jetziger Zeit ein wahres Erbübel der Menschheit geworden ist. Die Wenigen gehen in das Bad, um gesund zu werden, wenn es Gottes Wille ist; die Vielen, theils um sich, wie sie es nennen, auf angenehme Weise die Zeit zu vertreiben, theils, um eine Last abzuschütteln, die gar zu schwer und drückend auf ihren Schultern wuchtet, nämlich ihre Häuslichkeit, ihr gewohntes, in Arbeit und Erholung eingetheiltes Leben, das ihnen, weil sie selbst in der Regel nichts taugen, auf die Dauer auch für die Gesundheit nicht tauglich zu sein scheint. Diese letzteren, bedauernswerthen Menschen sind nun solche, die sich krank stellen, um nur Urlaub von ihren Vorgesetzten zu bekommen, oder auch von der verständigen Hausfrau, die ihre Einwilligung niemals zu einer Badreise geben würde, wenn sie blos um des Vergnügens willen angetreten werden sollte.

Folgt daraus, daß gute Frauen in der Regel viel ver-

nünftiger sind, als die Männer, und daß es in den meisten Fällen gar nicht schaden könnte, wenn sich der leichtsinnige, zerstreuungssüchtige Mann hübsch unter den sanft geschwungenen Pantoffel der Frau begäbe. Würde viel besser thun, ihren Worten und Ermahnungen zu folgen, als den heimlichen Einflüsterungen seiner Leidenschaft oder böser Gesellen! Viel besser, sage ich! würde sich sein Geldbeutel besser befinden und sein Körper auch, es würden alle beide mit der Zeit recht hübsch rund und fett werden, wohingegen das Wirthshauslaufen und Badereisen, Schlemmen und Jubiliren zu gar nichts taugt, als wie nur einzig und allein zur Verderbniß der Seele und des Leibes. Aber freilich, das gehört eigentlich gar nicht hierher, und wir müssen davon stillschweigen, denn wir wollten ja von dem Badeorte sprechen, dessen Namen wir nicht verrathen, weil's nicht nöthig ist.

Nun, wie gesagt, der Badeort liegt mitten im Gebirg, und zwar in einer wunderschönen Gegend, und es ziehen eine Menge Menschen hin. Auch alte Mütter mit ihren jungen Töchtern, die sie gern an den Mann bringen möchten, weil man daheim ihre Tugenden schon so genau kennt, daß kein Mensch nach ihrem Besitze strebt; auch junge, an Leib, Seele, Hab' und Gut bankerotte Nichtsthuer und Tagediebe, die gern im Trüben fischen und durch Lug und Trug reiche Jungfern berücken möchten, um von ihrem Gelde zehren und ihr faules, nichtsnutziges Leben zur Schande ihrer selbst fortführen zu können; auch allerlei sogenannte Künstler, die mit ihrem schlechten Geigen- oder Klavierspiel den Leuten die harten Thaler aus der Tasche locken und in ihre eignen hinein experimentiren möchten, was ihnen auch oft genug gelingt, da die Thorheit der Menschen so in's Grenzenlose geht, daß sie alles Mögliche

thun, um sich selber zu täuschen und hinter das Licht zu führen; auch Gauner, Spitzbuben und Taschendiebe, die darauf ausgehen, die Leute von ihren prunkenden Schmucksachen, von ihren Ketten, Uhren, Ringen und seidenen Taschentüchern zu befreien, vermuthlich in der Absicht, ihnen die Lehre einzuschärfen, daß Demuth allein der Schmuck ist, welcher einem gottseligen und frommen Christen geziemt. Und so kommt es denn, daß die Badeorte von mancherlei vornehmem und bettelhaftem Gesindel wimmeln, das den wenigen ehrsamen und achtungswerthen Leuten den Platz versperrt und ihnen zu gerechter Aergerniß gereicht. Aber die wir angeführt haben, gehören noch nicht zu den schlimmsten. Der schmutzigste Bodensatz ist noch zurück, und so lange die Badeorte nicht von ihm gereinigt werden, so lange werden sie, die nur Heil und Gesundheit für die leidende Menschheit spenden sollen, vergiftete und verpestete Höllen bleiben, in deren betäubendem Qualme viel mehr Seelen zu Grunde gehen, als gesunde Leiber gewonnen werden. Und dieser schmutzige Bodensatz, ich sage es ohne Scheu, das sind die Spielhöhlen und Bankhalter, die darinnen ihr Wesen treiben; die Bankhalter, die hinter dem grünen Tische sitzen, wie Spinnen, so auf die arme Beute lauern, welche in ihrem Netze zappelt und ringt, ohne ihrem schrecklichen Loose entrinnen zu können; die Bankhalter, deren Ziel und Streben dahin geht, die Menschheit in's Elend und in's Verderben zu stürzen; die Bankhalter, die den von Leidenschaft geblendeten Unglücklichen mit stillem, heimlichem Hohnlächeln des letzten Goldstückes berauben, das einer weinenden, verzweifelnden, hungernden Familie entzogen, gestohlen ward; die Bankhalter, auf deren Gewissen die Flüche Tausender lasten, die ihrem Sinne verlockenden Zauber erlegen sind; die Bankhalter, deren Name nur mit

Verwünschungen genannt wird, und die dennoch trotz alledem nicht nur in ungestörter Ruhe und Behaglichkeit ihr Wesen treiben dürfen, sondern sogar von den Behörden, denen Gott ihre Sünden verzeihen wolle, eigens dazu privilegirt und ermächtigt sind.

Gott besser's! Gott gebe uns Allen Kraft, der Verleitung zum Verderben zu widerstehen, die, in trüglichem Schimmer erglänzend, schon so manche arme Seele in Verzweiflung, in Entsetzen, in sündhaften Tod gestürzt hat. Aber wir selber müssen wachen und beten, und nicht der Leidenschaft und den Einflüsterungen des Bösen folgen, wie jener junge und sonst recht brave Mann, von dem ich euch jetzt eine buchstäblich wahre Geschichte erzählen will. Leset sie mit Verstand und denkt darüber nach. Mit Gottes Hülfe wird euch dann das Bewußtsein aufgehen, daß es auf der Welt nichts Hassens- und Verachtenswertheres geben kann, als die niedrigste und schändlichste Leidenschaft des sündigen Menschen, die elende Leidenschaft zum Spiel.

In der Hauptstraße der kleinen Residenz, welche wir oben erwähnten, lag ein hübsches, zweistöckiges Haus, dessen ganzes Aussehen einen Besitzer verkündete, der Ordnung und Sauberkeit in seiner Wohnung aufrecht zu erhalten suchte und verstand. Die Wände des Hauses waren mit einer freundlichen Steinfarbe angestrichen, auf der sich die grünen Fensterläden recht anmuthig hervorhoben; die Fenster oben und unten zeigten sich jederzeit spiegelblank; das gelbe Messingschloß an der soliden, eichenen Thüre schimmerte so neu und golden, als ob es so eben erst aus der Hand des kunstfertigen Blechschmiedes gekommen wäre, und auf dem rothen Ziegeldache vermochte auch das schärfste Auge keine Lücke zu finden, durch welche Regen oder Schnee in das Innere des Hauses hätte eindringen können. Alles

zeugte von Sauberkeit, Ordnung und Wohlhabenheit, und wenn wir in das Haus eingetreten wären, so würden wir auf der Stelle gefunden haben, daß uns dieses Mal der Schein nicht betrogen hätte. Der ganze untere Raum des Gebäudes war zu einer Tischlerwerkstätte benutzt worden, in welcher Jahraus Jahrein fünf oder sechs fleißige Gesellen beschäftigt wurden und hobelten, sägten und polirten, daß es eine Freude war, den geschickten Arbeitern zuzusehen. Meister Rudolph, so wollen wir, da wir seinen wahren Namen verschweigen müssen, den Besitzer des Hauses nennen, herrschte als ein verständiger und einsichtsvoller Gebieter in diesen Räumen, wies jedem Gesellen seine Arbeit an, unterrichtete die aufmerksamen Lehrlinge in seinem Handwerk, lobte und tadelte, je nachdem Lob oder Tadel verdient ward, ließ aber kein rauhes oder grobes Wort seinem Munde entschlüpfen. Und doch gehorchte man ihm so gern und willig; selbst der Getadelte heftete seinen Blick voll Liebe auf das milde und sanfte Antlitz des Meisters, der, wie er recht gut wußte, nur das Beste seiner Untergebenen im Auge hatte, und mit verdoppelter Aufmerksamkeit achtete er auf das ihm übertragene Geschäft.

Wenn man vor einigen Jahren in die Werkstätte getreten wäre, würde man Vieles ganz anders, aber nicht besser gefunden haben. Damals verrichtete nur ein einziger Gesell lässig und verdrossen die geringe Arbeit; ein einziger Lehrbursch nur ging ihm eben so verdrossen und lässig an die Hand, und nach dem Meister Rudolph würde man sich in der Werkstätte manches Mal vergeblich umgesehen haben. Das waren damals recht traurige und trübselige Zeiten, und kein Schimmer von Glück fiel lichtend und tröstend in die Räume des Hauses, in denen das Glück und

die Zufriedenheit selber späterhin ihre Wohnstätte aufgeschlagen zu haben schienen.

Zu jener Zeit, also vor einigen Jahren war es, daß Meister Rudolph mit einem recht finstern und verdrießlichen Gesichte in eine Stube des obern Stockwerkes seines Hauses trat, wo mit sanftem aber traurigem Gesicht seine Frau Johanna mit ihren Kindern, dem kleinen Georg und seiner noch jüngeren, erst zwei Jahre alten Schwester Elsbeth am Tische saß. Eine düster brennende Lampe stand auf dem Tische und ihr matter Strahl schimmerte auf eine Thräne, die an der Wimper der betrübten Gattin und Mutter hing. Einen finstern Blick heftete Rudolph auf das bleiche Gesicht Johannen's und sagte dann mit barscher Stimme: „Warum weinst und jammerst du schon wieder, Frau? Du weißt doch, ich kann es nicht ausstehen, dich immer und ewig in Thränen zu erblicken! Was zum Teufel hast du nur vor?"

Die Frau fuhr rasch mit der Hand über ihr Gesicht und wischte die verrätherische Thräne ab, welche an ihren Wimpern perlte, während sie ihren Mund zum Lächeln zwang. Aber es war ein recht wehmüthiges, schmerzliches Lächeln, das um ihre bleichen Lippen spielte.

„Ach, Rudolph", sagte sie sanft, „du weißt ja, es gehen Einem manchmal so thörichte Gedanken durch den Kopf, und da muß man eben weinen, man mag wollen oder nicht. Wenn du ein wenig später aus der Werkstatt gekommen wärest, würdest du mich gewiß recht vergnügt gefunden haben."

„Soll das ein Vorwurf für mich sein?" fragte Rudolph rauh. „Nicht wahr, ich hätte mich sollen plagen und schinden bis in die Nacht hinein, während du hier

oben bei den Kindern sitzest und nichts thust? Das fehlte mir noch! Es ist genug, daß ich bis fünf Uhr in der verdammten Werkstatt aushalte und schaffe, daß mir der Bast von den Händen geht. Es ist überhaupt eine Dummheit von mir, daß ich mich über meine Kräfte anstrenge, denn die Arbeit wird unser Einem doch nicht gehörig bezahlt!"

Während er diese harten Worte hervorpolterte, ging er mit dröhnenden Schritten im Zimmer auf und ab, riß einzelne Stücke seiner Kleidung vom Leibe und schleuderte sie unordentlich hierhin und dorthin. Keinen Blick warf er auf das schmerzlich verzogene Gesicht seiner Frau, keinen Blick auf die unschuldigen Kinder, welche ängstlich zusammenkrochen und sich dicht an die Seite der Mutter schmiegten. Endlich jedoch pflanzte er sich trotzig vor Johanne hin, stemmte die eine Hand auf den Tisch, die andre in die Seite und fragte barsch: „Nun, werde ich bald erfahren, warum du wieder einmal geflennt hast? Sprich, zum Henker, oder du wirst mich in Wuth bringen!"

„Ach, Rudolph, sei doch nur sanft und gut, wie du früher immer warest", erwiederte Johanna, indem sie einen flehenden Blick auf ihren Mann warf und ihre Hand ausstreckte, um die seinige zu ergreifen, die er ihr aber nur mit Widerstreben überließ. „Sieh, ich dachte der vergangenen Zeit, wo du immer und alle Tage mit einem freundlichen Gesichte zu uns heraufkamst, wo du noch scherztest und lachtest und mit den Kindern spieltest! Ach, wie glücklich, wie zufrieden waren wir damals, ob wir gleich mit manchen Sorgen zu kämpfen hatten. Jetzt", und neue Thränen schossen unaufhaltsam in ihr Auge, und ihre Stimme bebte vor tiefer Wehmuth, — „jetzt, Rudolph, ist das Alles, Alles anders geworden."

Unwillig entriß der junge Mann seine Hand der be-

trübten Frau, und seine Stirn zog sich in düstere Falten zusammen.

„Damals!" rief er; — „ja damals war es anders! Aber du warst auch anders damals! Wenn du zu jener Zeit schon gejammert und verdrießliche Gesichter gezogen hättest, wie jetzt, so würde es eben auch nicht besser gewesen sein."

„Aber, Rudolph, soll ich mich denn nicht kümmern und grämen, wenn ich dich jeden Abend, kaum, nachdem du einen Bissen genossen hast, in das Wirthshaus eilen sehe. Ist es nicht, als ob der Boden unter dir brennte, bis du nur erst das Haus im Rücken hast? Und, gesteh' es einmal aufrichtig, — hast du nicht schon manche Arbeit versäumt und vernachlässigt, um nur so früh wie möglich zu deinen Genossen zu kommen? Meinst du, daß ich ruhig und gleichgültig bleiben soll, wenn ich, wie eine verlassene Wittwe, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht allein und immer allein mit meinem Schmerze sitzen muß? Ach, Rudolph, wenn ich die Kinder zu Bett gebracht habe, wenn Alles um mich her still und ruhig ist, wenn die Glocken von den Thürmen langsam die zehnte, elfte, zwölfte Stunde verkünden, und ich immer und immer noch vergebens auf deine Rückkehr warte — ach, Rudolph, da kann es ja gar nicht anders sein, da müssen mir traurige Gedanken kommen, und mit Schrecken, mit einer Angst und einem Grauen, das sich gar nicht beschreiben läßt, gedenke ich der Zukunft."

Tief aufseufzend verbarg Johanne ihr Gesicht mit den Händen und schüttelte in bitterem Schmerze den Kopf. Rudolph betrachtete sie mit einem halb zornigen, halb scheuen Blicke. Er wußte nicht, sollte er die sanften Vorwürfe seiner Frau barsch zurückweisen, oder ihr einige trö-

stende und beruhigende Worte sagen. Sein ursprünglich gutes und tüchtiges Gemüth gewann zuletzt die Oberhand. Die Zornesfalten verschwanden von seiner Stirne, und mit sanfterer Stimme als bisher sprach er: „Johanne, du stellst doch Alles gleich auf die Spitze! Ist es denn etwas so Böses, daß ich ein Paar Stunden unter fröhlichen Leuten im Wirthshause zubringe, wenn ich den ganzen lieben langen Tag geschafft habe? Eine Erholung muß man dem Menschen gönnen, ein unschuldiges Vergnügen darf man ihm nicht wehren und verkümmern."

„Ein Vergnügen, Rudolph, durch das man Andern Schmerz und Kummer bereitet, ist kein unschuldiges Vergnügen", erwiederte die Frau sanft aber bestimmt. „Und dennoch, bester Mann, würde ich mich endlich daran gewöhnen, deine Gesellschaft des Abends zu entbehren, wenn nicht etwas Schlimmeres, das — das —" sie stockte.

„Nun? was meinst du?" fragte Rudolph gespannt.

„Ach, lieber, guter Mann!" rief Johanne, indem sie aufsprang und ihren Gatten mit den Armen umschlang, — „verhehle es mir nicht, ich weiß es, daß du ein Spieler geworden bist, und auf die elenden, bunten Kartenblätter das Wohl deiner Familie, unser Aller Lebensglück setzest. Ich weiß es, Rudolph! Ich weiß es! das Spiel, nicht die Gesellschaft ist es, was dich allabendlich aus dem Hause treibt und dir keine Ruhe läßt! Rudolph, Rudolph, höre auf die Worte deiner angstvollen Frau, höre auf ihren Schmerzensruf, und laß ab, laß ab vom Spiele! Denke an das Sprüchwort: „Hat dich der Teufel erst bei Einem Haar, so hat er dich bald ganz!" Wenn du nicht umkehrst, so taumelst du dem Abgrunde des Elends zu, und wirst unaufhaltsam auch mich, auch deine unschuldigen Kinder in's Verderben reißen!"

Rudolph lachte laut auf, während er die Arme seiner Frau von seinem Halse losmachte, und sie selbst von seiner Brust zurückdrängte. Aber man hörte es wohl, es war ein erzwungenes Lachen, das nicht von Herzen kam, und das Herz Johannen's zerriß. „Wahrhaftig", sagte er, „wenn du solches thörichtes, albernes Zeug schwatzest, wirst du mich wieder zornig machen. Nun ja, wir machen wohl zu Zeiten ein Spielchen, aber nur um des Zeitvertreibes willen, nicht um uns einander das Geld abzunehmen. Schwatzen kann man nicht immer, und da, siehst du wohl, wär' es ja lächerlich, wenn man nicht die Zeit hinbrächte, so gut es eben gehen will."

„Rudolph, ich bitte dich, mache deinen Fehler nicht noch schlimmer, indem du ihn durch Lügen vergrößerst", erwiederte Johanne, indem sie den vorwurfsvollen Worten durch einen sanften, bittenden Blick den Stachel benahm. „Du hast seit einem Vierteljahre viel Geld verloren, und wenn es so fortgeht, wenn du so wenig verdienst und so viel verspielst, werden unsere kleinen Ersparnisse aus den früheren, besseren Zeiten nicht lange mehr vorhalten."

„Ei, nun ja, ich kann es nicht läugnen, das Unglück hat mich in der letzten Zeit manchmal recht arg verfolgt", sagte Rudolph ein wenig kleinlaut. „Aber nur Geduld, Johanne! die nächsten Monate bringen Alles wieder ein, und du sollst sehen, bald habe ich viel mehr wiedergewonnen, als ich verloren habe!"

„So weit also ist es schon gekommen, daß du den Aberglauben aller Spieler theilst, die immer, von ihrer Leidenschaft geblendet, glauben, ihre Verluste durch fortgesetztes Spielen wieder einzubringen?" rief Johanne schmerzlich aus. „Rudolph, beantworte mir einmal ganz ehrlich eine Frage. Hast du schon jemals gesehen, daß Geld, im Spiele ge-

wonnen, dem Besitzer Glück gebracht hätte? — Du schweigst! Du weißt, daß ein Fluch auf solchem Mammon haftet, du weißt, daß Gottes Segen nicht darauf ruhet! Und doch willst du fortspielen? doch willst du der Verlockung zum Bösen nicht widerstehen und, wenn auch vergeblich, nach dem Gelde ringen, an welchem die Kummerthränen unglücklicher Frauen und Kinder kleben? Geh', Rudolph, geh'! Aber sage dann nicht mehr, daß du mich, daß du deinen kleinen Georg und Elsbeth liebst. Geh' hin und spiele, und verspiele mit Deinem Gelde auch das Heil deiner Seele und das Glück deiner elend gewordenen Familie!"

Bei den letzten Worten brach die arme Frau in Thränen aus, sank schluchzend auf die Knie und umfaßte ihre beiden weinenden Kinder, die sie mit krampfhafter Gewalt an ihre Brust drückte. Rudolph stand erschüttert. Wie ein zweischneidiges Schwert waren die Worte seiner Gattin in seine Seele gedrungen, und hatten den Schein der Leidenschaft zerrissen, welcher die Klarheit seiner Gedanken auf so lange Zeit schon verdüsterte. Sein Gewissen erwachte und mit klopfendem Herzen fühlte er, daß er sündhaft und unrecht gegen Gott, gegen sich selbst, gegen seine Familie gehandelt hatte. Das Ende seiner Verirrung, ein schreckliches Bild, stand in furchtbarer Klarheit vor seiner Seele. Er sah sich selbst verarmt, seine Frau elend, seine Kinder bettelnd und in zerlumpten Kleidern. Der gute Engel in seinem Innern, den Gottes Güte jedem Menschen gegeben hat, damit er ihn leite auf der Bahn zum Heile, rief ihm mit Donnerworten zu: „Kehre um!" und Rudolph, ganz durchdrungen von dem Bewußtsein der Schuld, wendete sich mit Entsetzen von der Bahn des Verderbens ab.

„Johanne!" rief er mit brechender Stimme, — „Weib, Mutter meiner Kinder, vergieb mir meine Schuld! Ja, ich

habe gesündigt vor Gott und vor dir, aber Gott wird mir auch Kraft verleihen, fortan die Sünde zu fliehen, damit ich mein Angesicht wieder zu ihm erheben kann."

Wenn ein Engel vom Himmel zu Johannen geredet hätte, seine Worte würden keine heiligere Freude in ihrem Herzen entzündet haben, als die Worte ihres verirrten, aber noch immer innig geliebten und theuren Mannes. Zweifelnd an ihrem Glücke und doch wieder das Beste hoffend, blickte sie ihn mit strahlendem Auge an. Dann aber, als sie die tiefe Empfindung in seinen Zügen sah, als sie sah wie die Wahrheit der tiefen Reue von seiner Stirne leuchtete, da sank sie mit einem Aufschrei der Freude in seine geöffneten Arme, und noch einmal netzten Thränen, aber Thränen der süßesten Freude, des höchsten Entzückens ihre abgehärmten Wangen.

Der Abend, welcher dieser Stunde folgte, war ein glückseliger und freudevoller Abend. Der Engel des Friedens und der Liebe waltete in dem Kreise der wieder vereinigten Familie, und Aller Herzen schlugen fröhlich und leicht, als ob sie von einer schweren, zermalmenden Last befreit worden wären. Niemand aber fühlte sich beseeligter als Johanne, das treue Weib, die liebende Mutter. Das düstere Gespenst des Kummers war aus ihrer Seele gewichen und der lichte Engel fröhlicher Hoffnung erfüllte ihr Herz mit dem Glanze göttlicher Wonne.

„Wie war es nur möglich, bester Mann", fragte Johanne am folgenden Abende, als sie die Kinder in ihre Bettchen gebracht hatte und mit lächelndem Angesicht an der Seite ihres Mannes saß, — „wie war es nur möglich, daß du, Rudolph, der du immer so fromm und gut

warst, dich so schnell von der Leidenschaft blenden ließest? Ich hätte es nun und nimmer für möglich gehalten!"

„So schnell ging es nicht, liebe Johanne, wie du meinst", erwiederte Rudolph ernst und nachdenklich. „Aber schau, du sagtest gestern: „Wen der Teufel erst bei Einem Haar hat, den hat er auch bald ganz." Dies alte Sprüchwort hat sich so recht an mir bewährt. Wir sind jetzt allein, unsere Herzen sind wieder gegen einander erschlossen, und ich bin gerade in der Stimmung, dir die Geschichte meiner Verirrung zu erzählen. Sie wird kurz und einfach sein, aber auch traurig, denn auf dem Pfade der Sünde, wenn man ihn einmal betreten hat, geht es bald mit Riesenschritten abwärts."

Rudolph ließ seinen Kopf auf die Brust niedersinken und schien in Gedanken seine Erzählung zu ordnen. Johanne schürte indeß das Feuer im Ofen, besorgte in Eile einige kleine Geschäfte, um bei dem Zuhören nicht unterbrochen zu werden, nahm dann ihr Strickzeug zur Hand, und setzte sich endlich wieder still an der Seite ihres Mannes nieder. Dieser begann:

„Zuerst muß ich dir mittheilen, wie es kam, daß mich der Teufel an Einem Haar faßte, das heißt, wie ich zuerst dazu verlockt wurde, den stillen Frieden unserer Häuslichkeit mit dem Getümmel und der Unordnung des Wirthshauses zu vertauschen. Das ging nun so zu: Im vergangenen Herbste versammelte sich wie gewöhnlich die Tischler-Innung bei dem Altmeister, und es wurde daselbst, als erst die Geschäfte abgethan waren, geplaudert und ein Gläschen getrunken. Einer von den jungen Meistern, du kennst ihn wohl, der Gotthardt, machte sich an mich und fragte mehr als einmal, warum ich doch nur ein solcher Stubenocker wäre und mich gar nicht in fröhlicher Gesellschaft

blicken lasse? Nun, du weißt, der Gotthardt und ich sind niemals besonders gute Freunde gewesen, und darum fertigte ich ihn kurz und bündig mit der Antwort ab, daß es mir in meinen eigenen vier Pfählen besser gefiele, als in einer Wirthshausstube. Da lachte denn der Gotthardt recht spöttisch, daß es mir ordentlich durch die Seele ging und mir die Galle aufregte. Aber ich schwieg still, denn ich fürchtete, daß es zu harten Worten kommen könnte, und nichts war mir damals mehr verhaßt, als Streit und Zank. Es kam und kommt mir auch jetzt noch so vor, als ob der Mensch sich zu einer wilden Bestie erniedrige, wenn er den Eingebungen seines Zornes den Zügel schießen läßt und grobe, unfläthige Worte ausspricht. Der Gotthardt schwieg aber nicht; mit lachendem, höhnischem Munde erzählte er einigen andern jungen Meistern, die auch nicht besser sind, als sie sein sollten, was für ein thörichter Mensch ich wäre, daß ich dem Pantoffel der Frau pariren müsse, und mir nur so den Anschein gebe, als ob ich freiwillig die Abende zu Hause bliebe. Die Anderen gingen nur zu bereitwillig in den schlechten Spaß ein, und bald sah ich mich von lauter lachenden und neckenden Leuten umringt, die mich durch ihren Spott und ihr Höhnen fast zu einem Ausbruche des Zornes gereizt hätten. Dennoch hielt ich an mich, und um die Zudringlichen nur los zu werden, ließ ich mich endlich zu dem Versprechen verleiten, wenigstens Einen Abend in der Woche in ihrer Gesellschaft im Gasthause zuzubringen!"

Bei diesen Worten hielt Rudolph inne und seufzte tief. Theilnehmend ergriff Johanne seine Hand und drückte sie sanft. „Sieh", sprach sie, „dem Gotthardt habe ich auch nie viel Gutes zugetraut. Er kann keinem Menschen gerade in's Angesicht sehen, und das ist doch gewiß ein Zeichen von einem bösen Gewissen."

„Nicht immer, Johanne", erwiederte Rudolph. „Manche Leute wagen aus angeborner Schüchternheit die Augen nicht aufzuschlagen; aber bei dem Gotthardt freilich, — nun, da wirst du wohl das Rechte getroffen haben. Mir ist immer zu Muthe, wenn ich ihn sehe, als ob er mir noch etwas recht Böses zufügen würde. Gott möge mich vor seiner Bosheit bewahren."

Rudolph fuhr mit der Hand über sein Gesicht, als ob er die schlimmen Gedanken wegwischen wollte und sprach dann weiter:

„Sieh', Johanne, da, als ich in unbesonnener Leidenschaft mein Versprechen gab, da war es, wo mich der Teufel bei dem Haare hatte! Da war ich sein! da war der erste, schlimme Schritt zum Unrecht geschehen. Ich dachte, ein redlicher Mann müsse Wort halten, und so geschah es, daß ich zum ersten Male seit unserer Verheirathung nach dem Abendessen meinen Rock anzog und dich allein daheim ließ, um — zu meinem Verderben zu eilen."

„Ach, Rudolph", unterbrach ihn Johanne — „ich weiß den Tag noch, als ob es erst gestern gewesen wäre. An einem Freitage war's, am siebenten October. Es stürmte draußen gewaltig und der Regen schoß in Strömen vom Himmel nieder. Ich wollte dich zurückhalten und bat dich, du möchtest doch lieber an einem andern Tage ausgehen, denn ich sah nichts Böses darin, daß du einmal in heiterer Gesellschaft wärest. Aber du ließest dich nicht halten; — weißt du wohl noch?"

„Wohl weiß ich, und wäre auch gar gern bei dir geblieben", erwiederte Rudolph mit einem trüben Lächeln. „Aber, Johanne, der Teufel hatte mich schon an einem Haar, und da mußte ich ihm folgen, ich mochte wollen oder nicht. Doch höre nur weiter. Als blutjunger Ge-

sell war ich niemals in Schenken und Kneipen gewesen; denn mein Meister hatte mich immer davor gewarnt, und ich war klug genug, seinen wohlgemeinten Warnungen Folge zu leisten. Daher mochte es wohl kommen, daß ich ordentlich zurückfuhr, als ich die Thüre zur Gaststube öffnete und mir nun die verdorbene, heiße, mit Tabaksqualm und den Gerüchen von Schnaps, Bier und Punsch geschwängerte Stubenluft entgegendampfte wie der Athem der Hölle. Mein guter Engel trat zu mir und warnte mich zum letzten Male, indem er mir zurief, ich solle umkehren, und diese Räume für ewig fliehen, die mir so unerquicklich, so ekelhaft und widerwärtig erschienen. Aber es war zu spät. Gotthardt und seine Kameraden hatten mich schon gesehen, und stürmten mit frohen Gesichtern auf mich zu. Das gab ein Händeschütteln und ein Freuen! Alle lobten sie mich, weil ich Wort gehalten habe, nannten mich einen braven, ordentlichen Kerl, und schworen mir zu, daß ich es niemals bereuen sollte, mich ihnen angeschlossen zu haben. Ich wußte nicht, wie mir geschah. Die Lobpreisungen der Männer erweckten mir ein angenehmes Gefühl, und als ich in ihrer Mitte am Tische saß, ein Glas Bier vor mir, wie die Uebrigen, da thaute ich nach und nach auf, und warf manches Scherzwort in das Gespräch hinein, das jederzeit mit einem fröhlichen Gelächter aufgenommen wurde. Das ungewöhnte, schwere Bier regte mich auf, ich ward immer lebendiger und schwatzhafter, die Gesellschaft behagte mir mehr und mehr, und siehe da, als wir endlich aufbrachen und ein Jeder seines Weges nach Hause ging, da versprach ich aus freien Stücken, mich in den nächsten Tagen wieder in der Gaststube einzufinden."

„Das ist recht, Rudolph", sagte Gotthardt mit seinem freundlichsten Grüßen. „Ein Mann wie du darf nicht un=

ter dem Kommando eines Weibes stehen. Komm' nur fleißig her, und du sollst sehen, es wird bald ein ganz anderer Kerl aus dir werden, als so ein stubenhockerischer Duckmäuser, der du bis jetzt gewesen bist!"

Die Uebrigen lachten, und ich selbst, obgleich ich mich von den rohen Worten unangenehm berührt fühlte, lachte mit, um nicht meiner Empfindlichkeit wegen verspottet zu werden. Wir trennten uns unter Scherz und Lachen, und ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich wirklich schon Geschmack daran gefunden hatte, die Abende in fröhlicher Gesellschaft außer dem Hause zuzubringen. Die Stunden waren verflogen wie Minuten, und ich meinte, von so lustigen, harmlosen Gesellen könnte mir nicht gut etwas Böses kommen. Auch war es in der Gaststube wohl fröhlich und heiter, aber doch nicht unsittlich und unanständig zugegangen, und überdies vertraute ich auch auf mich selbst, auf meine festen Grundsätze, und fühlte mich in meinen Gedanken überzeugt, daß ich niemals ein Säufer und Schlemmer werden würde. Diese Klippe vermied ich auch freilich, aber an einer anderen, die ich noch nicht kennen gelernt hatte, scheiterte ich nur zu leicht.

„Du weißt, Johanne, wie ich von jener Zeit an erst alle Wochen einige Mal, sehr bald aber alltäglich des Abends ausging. Was ich früher verabscheute, war mir bald zur Gewohnheit geworden. Da geschah es eines Abends, wo das Gespräch gar nicht recht in Gang kommen wollte, daß Gotthardt vorschlug, ein Spielchen zu machen. Alle stimmten fröhlich ein, und ich selbst, obgleich ich kaum die Kartenblätter kannte, ließ mich überreden, an dem unschuldigen Spiele, wie Gotthardt es nannte, Theil zu nehmen. Einer aus der Gesellschaft setzte sich zu mir, lehrte mich die Regeln des sehr einfachen Spieles kennen, gab mir ei-

nige gute Rathschläge, und schien sehr erfreut zu sein, als er sah, daß ich Glück hatte. Und in der That begünstigte mich das Glück an jenem Abende auf eine auffallende Weise. Obgleich die Einsätze sehr niedrig waren, gewann ich doch ein Paar Thaler, und freute mich über den Gewinn, als ob mir ordentlich Heil widerfahren wäre.

Sieh, Johanne, das war die zweite Verlockung des Teufels. Er kirrte mich mit dem Sündengelde, damit ich dem bisher verabscheuten Kartenspiel Geschmack abgewinnen solle, und seine Absicht gelang ihm nur zu gut. Hätte ich beim ersten Male, wo ich die bunten Blätter in die Hand nahm, mein Geld verspielt, — es wäre der größte Gewinn für mich gewesen! Daß ich aber gewann, das hat mich nicht nur eine bedeutende Summe Geldes, sondern auch noch obendrein meinen Seelenfrieden gekostet. Es ging mir wie fast allen Spielern. Fast Alle gewinnen im Anfange, und der fluchwürdige Reiz des Geldes verlockt sie, die leicht und mit Vergnügen genommene Summe durch neues Wagen zu vermehren.

Von jenem Tage an war ich ganz und gar in die Netze der Versuchung verwickelt. An jedem Abende wurde gespielt, und nicht mehr um geringe Einsätze wie im Anfange. Mir war das gerade recht. Die Habgier war wie ein Riese in meinem Herzen aufgewacht und verschlang alle bessern Empfindungen meines Gemüthes. Sie machte mich blind gegen deine Thränen, blind gegen die Trauer, die jetzt anstatt des stillen Glückes, das uns bisher erfreute, ihre düstere Stätte in unserem Hause aufgeschlagen hatte. Ich war nur dann zufrieden und glücklich, wenn ich unter den Genossen am Spieltische saß und die Kartenblätter, die abscheulichen, in meiner Hand erblickte. Freilich ließ ich mich nicht ohne Kampf zur Leidenschaft hinreißen. Ja

ich kämpfte und rang mit ihr, aber sie war immer stärker als ich. Oft schwur ich mir am Morgen zu, das Spielzimmer nicht wieder zu betreten, fest entschlossen, meinen Schwur zu halten. Aber wenn dann der Abend kam, da packte es mich mit unwiderstehlicher Gewalt, die Macht des Teufels riß mich davon, ich vergaß Pflicht und Schwur, und wie bei den Haaren zog es mich aus dem Hause fort, fort von deiner Seite, hin zu der Stätte des Verderbens, die mich tiefer und immer tiefer in den Abgrund des Elendes schleuderte. Denn mit meinem anfänglichen Glücke nahm es nur zu bald ein klägliches Ende. Wie gewonnen, so zerronnen! Ich verlor; verlor die paar Thaler, welche ein unseliges Glück mir zugeschleudert hatte, verlor die Baarschaft, die im Hause lag, um in die Sparkasse gegeben zu werden, verlor die kleinen Kapitalien, die mein früherer Fleiß erworben und deine Sparsamkeit erhalten hatte, und ging im blinden Wahnsinne mit starken Schritten dem Bettelstabe entgegen. Aber meinst du, daß die Verluste, welche ich erlitt, mich von meiner Leidenschaft geheilt hätten? Nimmermehr! Je größer die Summe war, welche der Abgrund verschlang, je größer war auch meine Begier, sie wiederzugewinnen. „Denn das ist eben der verderbliche Fluch, welcher dem Spiele anhaftet, daß er die Augen des Spielers so blendet, seinen Verstand so verwirrt, daß er niemals daran denkt, er werde verlieren können. Mit unbegreiflicher Thorheit rechnet er nur immer auf Gewinn! Auf Gewinn und Glück! Alle Spieler sind abergläubisch; sie hoffen, sich selber durch lächerliche Berechnungen täuschend, mit Gewißheit auf das Eintreffen vom Zufalle abhängiger Umstände, und sehen sie sich getäuscht, so schreiben sie es eher allem Anderen, als ihrer unbegreiflichen Thorheit zu. Mir ist es ergangen wie jedem Andern!

So oft und viel ich auch verlor, ich stellte mich immer in der festen und unerschütterlichen Gewißheit an den Spieltisch, daß ich heute sicher und unfehlbar gewinnen müsse; und dabei sah ich mein Hab und Gut in die Hände Anderer schlüpfen, ohne durch diesen Erfolg eines Bessern belehrt zu werden. Gott sei Lob und Dank, dir ist es endlich gelungen, dir, mein theures Weib, den Schleier der Verblendung von meinem Geiste zu nehmen, und noch ist es nicht zu spät, wieder gut zu machen, was ich in unsinniger Verblendung böse gemacht habe! Dank dir für deine sanften Ermahnungen, deine flehenden Worte, denen deine Liebe Kraft verlieh, mir die Augen zu öffnen. Du hast mich gerettet, Johanne, und beim Allmächtigen schwöre ich, daß ich fortan danach streben werde, deine Liebe zu verdienen und durch die treueste Anhänglichkeit, durch treuen und redlichen Fleiß zu belohnen. Aber kannst du mir auch jetzt, nachdem ich dir offen und wahr die Geschichte meiner Verirrung erzählt habe, meine Sünde vergeben?"

„O, mein lieber, guter Mann" erwiederte Johanne, indem sie den Gatten umschlang und mit herzlicher Liebe an ihre Brust drückte, „weißt du denn nicht, daß mehr Freude ist im Himmel über eine verloren gewesene und wiedergewonnene Seele, denn über tausend Gerechte? Ja, Rudolph, du hast gefehlt, und vergebens wäre es, das leugnen zu wollen; aber ich, ich habe dir nie gezürnt; ich grämte und härmte mich nur über das Unglück, deine Liebe verloren zu haben. Ich dir zürnen? O, mein Gott, ich liebte dich immer, und die Liebe trägt Alles, sie duldet Alles, sie vergiebt Alles mit Freudigkeit und seliger Hingebung. Deine Stätte in meinem Herzen ist niemals leer gewesen!"

Rudolph erwiederte die Liebkosungen seines trefflichen Weibes, und während er sie mit dem Arme umschlang,

wiederholte er still aber inbrünstig das Gelübde seiner Besserung. Sein Herz, so lange von der treuen Gattin abgewendet, öffnete sich wieder den Gefühlen erkannter, erhöhter Liebe, und in seinen Augen las Johanne, daß der trübe Schatten des Unglücks aus ihrem Hause entwichen war. Sie hoffte und glaubte wieder an eine fröhliche Zukunft, und leicht und selig schlug ihr Herz, als sie zur Ruhe ging, anmuthige Träume umgaukelten ihr Lager, als der Schlummer ihre Augen geschlossen hatte. Sie hielt sich überzeugt, daß Rudolph aus den Schlingen des Bösen gerettet sei, und das Bewußtsein, daß sie es war, die ihn dem Guten wieder zugewendet hatte, erfüllte ihr Herz mit einer unbeschreiblichen Seligkeit und ließ den Jammer vergessen, der ihr nun, wie sie fest glaubte, für immer den Rücken zugekehrt hatte. Wollte Gott, daß ihr Glaube sie nicht betrogen hätte! Aber der Versucher ist listig, und wen der Teufel erst an einem Haar hatte, den läßt er nicht ohne schweren Kampf wieder entschlüpfen. Rudolph meinte es treu, gut und redlich. Mehr als einmal wiederholte er sein Gelübde. Sehen wir, wie es ihm gelang, es zu halten.

Einige Jahre verstrichen; Rudolph besuchte kein Wirthshaus, rührte keine Karte an, floh seine vormalige, schlechte Gesellschaft und ertrug den Spott, den die Kameraden bei seiner Rückkehr zum Guten über ihn ergossen, mit schweigender Geduld. Er betrachtete den Hohn der Genossen als eine wohl verdiente Strafe seiner Verirrung, und ertrug dieselbe in diesem Bewußtsein sogar mit einer gewissen Freudigkeit. Seine Reue war tief und ernstlich, und er bewies dieselbe durch Thaten, nicht allein durch Worte. Vom frühen Morgen bis zum späten Abende schaltete und

waltete er in seiner Werkstatt, führte mit rüstiger Hand Hobel und Säge, und arbeitete mit Fleiß und Bedacht. Rudolph war ein sehr geschickter Tischler und hatte viel Geschmack. Die Arbeiten, welche aus seiner Werkstatt hervorgingen, waren zierlich und dauerhaft zugleich, und brachten ihn, wie man zu sagen pflegt, bald in die Mode. Alle Welt bestellte Möbel und dergleichen bei Meister Rudolph, und seine Geschäfte vermehrten sich so sehr, daß er immer einen Gesellen nach dem andern annehmen mußte, bis er ihrer sechs vollauf beschäftigte.

Um diese Zeit war es, wo wir ihn, beim Beginn unserer Erzählung, in seiner Werkstatt mitten unter den fleißigen Burschen erblickten, denen er so bereitwillig Rath und Lehre ertheilte. Er fühlte sich sehr behaglich in seiner Geschäftigkeit, und seine Frau wiegte sich in Träumen von unveränderlichem Glücke. Nimmer fiel ihr nur von Weitem ein, daß ihr Gatte noch einmal der Versuchung zum Laster des Spieles unterliegen könne, und andere Versuchungen glaubte sie mit Recht nicht fürchten zu müssen. Aber der Tiger der Leidenschaft schlummerte nur in Rudolph's Brust, und eben als er sich in der Unerschütterlichkeit seiner Grundsätze am sichersten fühlte, erlag er der Verlockung, und bekundete dadurch die Wahrheit des alten Satzes, daß der Mensch nie auf so schwachen Füßen steht, als in Augenblicken, wo er sich so recht vom Kopf bis zu den Füßen gegen das Böse geharnischt glaubt.

Eines Tages ließ der Hofmarschall des Fürsten den Meister Rudoph zu sich bescheiden, und theilte ihm die angenehme Nachricht mit, daß der Fürst ein nahe gelegenes Lustschloß durchgängig mit neuen Fußböden versehen und neu meubliren lassen wolle, und befohlen habe, dem Meister Rudolph die ganze Arbeit zu übertragen. Doch dürfe

die Sache nicht aufgeschoben werden und spätestens binnen einem halben Jahre müsse Alles geschehen sein. Rudolph, ganz glücklich über den ihm gewordenen Auftrag, versprach keinen Augenblick zu versäumen, um den Willen des Fürsten zu erfüllen. Er eilte nach Hause, begab sich dann nach dem Schlosse, machte seinen Ueberschlag, und fand, daß er zu den Fußböden noch für einige Tausend Thaler Holz einkaufen müsse, indem sein Vorrath nicht ausreichend war. Nahe an tausend Thaler hatte er in den letzten Jahren schon wieder erspart, und sein ruhiges, arbeitsames und nüchternes Leben hatte ihm einen so guten Ruf verschafft, daß es ihm nicht schwer wurde, die zu seinem Bedarfe noch fehlende Summe anzuleihen. Ein reicher Kaufmann streckte ihm gegen einen einfachen Schein anderthalb tausend Thaler vor, und mit der ganzen Summe bestieg Rudolph in der Frühe des nächsten Morgens ein leichtes Korbwägelchen und fuhr zu einem Holzhändler, welcher in der Nähe des oben erwähnten Badeortes eine große Schneidemühle besaß. Bei diesem Manne hoffte er alles Holz, was er gebrauchte, zu finden.

Er kam an, hörte aber zu seinem Verdrusse, daß Meister Müller sich mit seiner Familie nach dem kaum eine Viertelstunde entfernten Badeort begeben habe, um daselbst einen vergnügten Tag zuzubringen. Von Eifer für sein Geschäft beseelt, entschloß sich Rudolph kurz und rasch, seinen Mann im Bade aufzusuchen. Er meinte, ein so bedeutender Handel, wie er ihn mit demselben abschließen wollte, würde die Störung eines Vergnügens wohl genugsam entschuldigen, und lenkte sein Wägelein dem Badeorte zu. Kaum ausgestiegen machte er sich auf, den Meister Müller zu suchen. Er steckte seine blanken Goldstücke zu sich,

fragte hier und da nach dem Holzhändler, konnte aber nirgends Auskunft über ihn erlangen.

Es war ein heißer Sommertag, und die schattigen Alleen des Bades wimmelten von schön geputzten Herren und Damen, welche in buntem Gemisch durcheinander wogten und in heiterer Sorglosigkeit die Kühlung der dicht belaubten Linden und Kastanienbäume genossen. Rudolph drängte sich eifrig und erhitzt durch die müssige Menge, und achtete weder auf den Glanz und die Pracht ihrer Kleider, noch auf die muntern Klänge einer lieblichen Musik, welche aus einem nahe gelegenen, dichten Gebüsch hervortönten und sich angenehm mit dem leisen Rauschen des von einem sanften Windhauche bewegten Geblätters vermischten. Ungeduldig ließ er seine Augen umherschweifen. Nur sein Geschäft im Sinne habend forschte er nach Meister Müller, und der Schweiß drang in immer reichlicheren Perlen aus seinen Poren, je länger er vergeblich nach dem Gesuchten ausschauen mußte. Plötzlich fiel sein Auge auf Gotthardt, seinen ehemaligen Kameraden und Spielgenossen, und in der unbestimmten Hoffnung, daß eine gleiche Absicht denselben in das Bad geführt haben könne, brachte er nach kurzem Gruße auch bei ihm die Frage an, ob er nicht wisse, wo der Holzhändler zu finden sei.

„Mußt du ihn denn so eilig sprechen?“ fragte Gotthardt ein wenig höhnisch.

„Je eher, je lieber“, erwiederte Rudolph. „Du hast doch wohl schon gehört, was für eine Arbeit mir vom Fürsten übertragen ist? Nun, dazu gebrauche ich nothwendig und schleunig Holz, das ich gut und ausgetrocknet nirgend weiter finde, als beim Meister Müller.“

„So, so!“ brummte Gotthardt tückisch lächelnd. „Du

Unentschlossen stand Rudolph da. Er wünschte so sehnlichst, sein Geschäft in's Reine zu bringen, und scheute sich doch auch, die Spielhölle zu betreten, vor der er einen unbezwinglichen Abscheu empfand. „Wird er sich denn gar nicht bewegen lassen?" fragte er endlich. „Er soll es ja nicht umsonst thun; sein Gewinn bei unserem Geschäfte ist nicht so unbedeutend, wie er vielleicht glaubt."

„Dort drinnen gewinnt er mehr!" erwiederte Gotthardt kurz, indem er mit den Achseln zuckte.

„Nun denn", sagte Rudolph seufzend, „so muß ich wohl hinein!"

Gotthardt's Gesicht zeigte einen fast unverkennbaren, aber schnell wieder verschwindenden Triumph. Dem arglosen Rudolph entging er; aber der fremde Greis nahm ihn wahr, und fast unwillkührlich streckte er seinen Arm aus, um den Verlockten zurückzuhalten. Aber schon waren die beiden Männer in das Haus eingetreten, und langsam ließ der Greis seinen Arm wieder sinken, indem er einige unverständliche Worte vor sich hin murmelte.

Mittlerweile hatten Rudolph und Gotthardt sich in das Spielzimmer begeben. Eine schwere, heiße, drückende Luft schlug ihnen da entgegen, und Rudolph fühlte seine Brust beengt, sein Herz von einer seltsamen Bangigkeit gepreßt. Es war so still und düster in dem geräumigen Gemache. Man hatte die Vorhänge niedergelassen, und kein freundlicher Strahl der Sonne, die draußen das schöne Thal mit so göttlicher Klarheit erfüllte, vermochte in den unheimlichen Raum des Spielzimmers zu dringen. Es war, als ob die Bankhalter und Spieler sich vor dem Auge des allsehenden Gottes verbergen wollten. Wie nächtliche Raubvögel scheuten sie das Licht; wie Verbrecher, deren Thaten das Dunkel suchen, hüllten sie sich in Düster ein. Aber Gottes Auge sah sie

doch, und nur das Bewußtsein ihres sündhaften Treibens sprach klar und deutlich aus ihrem vergeblichen Bemühen, sich und ihrem Frevel den Mantel der verhüllenden Dämmerung umzuschlagen.

Rudolph bedurfte einiger Minuten, um sein Auge an das herrschende Düster zu gewöhnen. Anfänglich sah er Alles nur wie durch einen Nebelschleier; dann aber tauchten einzelne bleiche Gesichter hie und da aus dem Nebel auf, und endlich gewahrte er, erst in undeutlichen, dann in bestimmteren Umrissen, eine lange, grün überzogene Tafel, um welche dicht gedrängt die Spielenden ihre Plätze eingenommen hatten. Dem dichtesten Haufen gegenüber erblickte er den Bankhalter und seine Raubgenossen, die wir mit ihrem fremdländischen Namen Croupiers bezeichnen müssen, da Gottlob der ehrliche Deutsche mit seinem richtigen Gefühl noch kein Wort erfand, dessen wir uns zu ihrer Benennung bedienen könnten. Rudolph empfand einen innerlichen Schauder, als er diese unbeweglichen, wie versteinten Gesichter sah, mit ihren tief liegenden, scheu umherschweifenden, brennenden Augen, ihren gelblichen Wangen, ihren schmalen, blassen Lippen, ihren von Habgier und unedlen Leidenschaften tief gefurchten Zügen, ihrer ehernen Stirn, auf welche das Laster seinen unverkennbaren, unverkennbaren, unverwischlichen Stempel geprägt hatte. Mit Abscheu wendete er seine Augen von ihnen ab, und, indem er tief Athem schöpfte, ließ er hastig seine Blicke über die versammelten, schweigsamen Spieler gleiten. Aber auch da wurde ihm kein tröstlicher Anblick, auch da sah er diese blassen Gesichter, diese starr auf die Karten gehefteten, brennenden Augen, und hie und da eine zitternde Hand, einen zuckenden Mund, wenn der Croupier mit seiner Krücke die verlorenen Goldstücke den hoch aufgehäuften

Schätzen seines Gebieters hinzufügte. Die unheimliche Stille in der Spielhölle dauerte fort. Rudolph vernahm keinen Laut, als die abgebrochenen, mit klangloser, heiserer Stimme hervorgestoßenen Worte des Bankhalters, das perd und gagne (gewinnt und verliert) welches den Verlust oder Gewinn der besetzten Karten bezeichnete, das Klappern der Krücke der Croupiers, das Klirren des hin und her geschobenen Geldes, von Zeit zu Zeit den unterdrückten, qualerpreßten Seufzer eines Unglücklichen, eines Elenden, der vielleicht sein letztes Goldstück unter dem aufgehäuften Raube des Bankhalters verschwinden sah.

Einige Minuten beobachtete Rudolph tief ergriffen das entsetzliche Schauspiel und wendete sich dann zu Gotthardt, indem er mit angstvoller Hastigkeit, aber leiser Stimme fragte, wo er denn den gesuchten Geschäftsfreund finden werde?

Gotthardt führte seinen Begleiter einige Schritte seitwärts und deutete mit dem Finger auf einen ältlichen, schmächtigen Mann, dessen gespannte Züge verriethen, daß er mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit dem Gange des Spieles folgte. Die vor ihm liegenden Goldstücke schienen zu beweisen, daß er mit mehr Glück als die Uebrigen gespielt hatte, und eben, als Rudolph ihn gewahr wurde, zog er wieder ein Häuflein blinkender Metallstücke ein.

„Da sitzt unser Holzhändler und freut sich der guten Stunde", sagte Gotthardt. „Willst du hingehen und in diesem Augenblick mit ihm reden?"

Ohne eine Antwort zu geben, drängte sich Rudolph durch den Haufen der Spieler, gelangte glücklich bis an die Seite des Holzhändlers, und tippte ihn auf die Schulter, indem er sagte: „Meister Müller, folgt mir nur auf eine einzige Viertelstunde vor die Thür hinaus!"

Der Holzhändler drehte sich rasch und verdrießlich um; da er aber Rudolphs bittenden Blick bemerkte, wurde sein Gesicht freundlicher, und er antwortete hastig: „Nicht jetzt, nicht jetzt, Freundchen. Versteht, ich sitze eben im Glück, und das darf man nicht verpassen. Laßt Euch indeß eine Flasche Wein geben, alter Junge, natürlich auf meine Rechnung — ich bezahle sie!"

Dem also abgewiesenen Rudolph noch einmal freundlich zunickend, wendete er ihm wieder den Rücken zu und richtete seine Aufmerksamkeit von Neuem auf die Karten. Rudolph aber trat verdrießlich zurück, und wenn er an irgend einem andern Orte hätte Holz bekommen können, wäre er gewiß sogleich von dannen gefahren. So aber mußte er wohl bleiben, er mochte wollen oder nicht.

„Markeur, eine Flasche Wein!" rief Gotthardt, als Rudolph zu ihm trat.

„Wie, hast du denn gehört, daß . . ."

„Versteht sich! Meister Müller bezahlt Alles! Das ist so seine Art und Weise, die ich länger und besser kenne, als du."

Die beiden Männer setzten sich nieder. Gotthardt wählte den Platz absichtlich so, daß man den Spieltisch von einem Ende zum andern übersehen konnte, und schenkte ein. Die ungewöhnliche Hitze, der weite Weg in der Sonnengluth, das Umherlaufen und Suchen im Bade nach dem Holzhändler, Alles das hatte Rudolph durstig gemacht. Er trank hastig einige Gläser Wein und fühlte sich dadurch sehr erquickt. Während er trank, wendete Gotthardt das Gespräch auf das Spiel, und machte Rudolph darauf aufmerksam, wie Dieser und Jener von Zeit zu Zeit einen Haufen Goldes einzog. Mitunter warf er auch einige Fra-

gen hin, die auf Rudolphs Geschäfte Bezug hatten, und Rudolph, der immer offenherzig und arglos war, erzählte ihm ohne Hehl, daß er eine große Summe Goldes bei sich führe, von dem freilich über die Hälfte anvertrautes Gut sei.

„Ei, was tausend!" rief Gotthardt, „da würde ich doch einmal den Versuch machen, ob ich heute nicht einen glücklichen Tag hätte. Wenn du ein Paar Thaler verlierst, so ist das keine große Sache — wenn du aber gerade deinen Treffer hast, und du gewännst so ein paar tausend Thälerchen, das wäre doch gar nicht übel. Sieh' nur, da zieht die dicke Dame in dem schwarzen Kleide eben wieder zwanzig Louisd'or ein. Wahrhaftig, Rudolph — ich würd' es versuchen. Was kommt denn auf ein Paar Thaler an? Pfui, wer wird so geizig sein!"

„Ich bin nicht geizig", erwiederte Rudolph, „aber ich spiele nicht wieder!"

Gleichwohl hatten die Worte Gotthardt's sein ohnehin schon vom Weine aufgeregtes Blut noch rascher pulsiren gemacht, und je länger er dem Spiele zusah, desto mehr verwischte sich der erste Eindruck von Abscheu, welchen er beim Eintreten in das Spielzimmer empfunden hatte. Gotthardt trank ihm tapfer zu, ließ, unbemerkt von Rudolph, eine zweite Flasche Wein kommen, und erhitzte seine Phantasie immer mehr durch Erzählungen von Spielern, die hier in demselben Saale in einer guten Stunde ihr Glück gemacht hatten.

Rudolph dachte: „Ei, freilich wär' es kein übel Ding, wenn du ein Paar Tausend Thaler gewännest und deinem Gläubiger morgen das geliehene Geld zurückzahlen könntest!"

Die glühende, heiße Atmosphäre in dem Zimmer schien etwas Berückendes — der Klang des hin und her gescho-

benen Goldes etwas dämonisch Verlockendes zu haben. Rudolph griff in seine Taschen und wühlte in dem Golde, das er mitgenommen hatte, um von dem Holzhändler Holzvorräthe zu kaufen.

„Trink, Rudolph! rief Gotthardt.

Und Rudolph trank, und Gotthardt neigte seinen Mund näher an das Ohr seines Opfers, und flüsterte ihm wieder allerlei Geschichten zu, in welchen immer die Spieler großes Glück machten, und winkte ihm mit den Augen, wenn der Bankhalter drüben am Tische große Summen Geldes an die Gewinnenden ausbezahlen mußte. Der starke Wein, so unmittelbar und hastig nach der Erhitzung getrunken, machte Rudolph's Blut glühend; seine Augen funkelten und hafteten wie gebannt auf dem Spieltische; seine Hände wühlten immer gieriger in den Goldstücken, welche in seiner Tasche klimperten, und immer verführerischer erklang die Stimme des Versuchers. Plötzlich aber ermannte sich Rudolph, schob das Glas zurück, welches Gotthardt ihm eben von Neuem eingeschenkt hatte, und sprang auf.

„So ist's recht!“ sagte Gotthardt. „Weiß Gott, Bruder, ich habe so eine Ahnung, als ob du heute dein Glück am Spieltische machen würdest. Geh' hin und setze einen Louis auf die Dame — ich wette zwei gegen eins, du gewinnst.“

„Ich will nicht spielen, ich will hinaus in's Freie!“ rief Rudolph, dessen Augen lebhaft funkelten, dessen Blicke unwillkührlich auf die Karten hinüberflogen.

„Sei kein Narr!“ entgegnete der Versucher, indem er unter einem häßlichen Lachen seinen Schrecken und seine Verlegenheit über Rudolph's Entschluß verbarg. „Warte nur noch ein Weilchen; der Holzhändler muß ja doch endlich aufhören!“

In seiner Angst vor sich selbst, vor dem Riesen der Leidenschaft, den er wie früher in seinem Herzen sich regen fühlte, hatte Rudolph wirklich ganz das Geschäft vergessen, was allein ihn hierher geführt hatte. „Richtig, das darf ich nicht versäumen", sagte er. „Das Holz muß ich haben, und zwar unverzüglich, wenn ich mit meiner Arbeit zur rechten Zeit fertig werden will. Aber sieh' nur, Gotthardt, der Bankhalter hat doch wirklich Unglück — eben muß er wieder hundert Louisd'or an den kleinen, schwarzen Kerl dort drüben auszahlen!"

„Und dort an den Blonden fünfzig!" setzte Gotthardt hinzu. „Teufel nicht einmal, wer jetzt Geld hätte! Der Augenblick! Donnerwetter, Rudolph, du bist doch ein rechter Hansnarr, daß du nicht dein Glück versuchst. So setze doch ein paar Thaler auf's Spiel! Wenn du damit gewinnst, so ist es gut, — wenn du sie verlierst, nun, so hörst du zu spielen auf. Du mußt dir nur fest vornehmen, nicht mehr zu verlieren, als du einmal von vorn herein bestimmt hast."

„Freilich", sagte Rudolph, — „das wäre das Beste; und wenn ich sicher bin, nicht weiter zu spielen, so könnte ich doch wohl ein paar Thaler riskiren. Warum auch nicht? Ich werde ja weder reicher noch ärmer dadurch!"

„Ja, Bruder, und du hast noch obenein die Aussicht, ein hübsches Kapital zu gewinnen!" rief Gotthardt. „Teufel, da muß der Bankhalter schon wieder achtzig Louisd'or blechen! Wohl bekomm' es ihm! dem Halunken geschieht schon recht!"

Noch einen Augenblick schwankte Rudolph, ob er spielen solle oder nicht. Dann aber, nachdem er sich selbst das feste Versprechen gegeben hatte, nicht mehr als höchstens fünf Thaler zu verlieren, trank er rasch noch ein Glas

Wein und trat an den Spieltisch. Als er aufstand, hörte er einen tiefen Seufzer, wendete sich rasch um und erblickte den alten Mann, welcher ihn schon vor einer Stunde draußen auf der Terrasse beobachtet hatte. Das Auge desselben sprach eine recht tiefe Wehmuth aus, als es auf seinen erhitzten Zügen ruhete, und beinahe hätte Rudolph sich noch entschlossen, sich wieder auf seinen Stuhl zu setzen. Aber Gotthardt schritt schon auf den Spieltisch zu, und Rudolph, der nichts mehr fürchtete, als sich lächerlich zu machen, folgte, von seinem Verhängniß fortgezogen, dem voranschreitenden, falschen Freunde nach. Mit einem tiefen, wehmüthigen Kopfschütteln blickte der Greis hinter ihm drein und murmelte vor sich hin: „Wieder ein unglückliches Opfer der Verführung, dessen Rettung nur allein in Gottes Hand steht. Wollte doch der Himmel, daß er recht unglücklich spielte! Denn das ist der einzige Ausweg von dem gänzlichen Verderben!"

Der alte Mann hatte das ganze Gespräch der beiden Männer, nicht weit von ihnen in einer Vertiefung des Fensters stehend, mit angehört, und da ihm kein Wort, keine Miene Gotthardt's entgangen war, so konnte er besser, als Rudolph selbst, beurtheilen, daß er ein Opfer der Verführung geworden sei. Es jammerte ihn des jungen Mannes mit dem offenen, ehrlichen Gesicht, und gern hätte er ihm mehr als einmal zugerufen: trinke nicht, höre nicht auf die Worte des falschen Freundes, und flieh', ehe die Versuchung dich übermannt! Aber die Sitte der Welt, vielleicht auch die Furcht vor den groben Reden Gotthardt's hielt ihn ab, seinen oft gesetzten Vorsatz auszuführen, und, ohne eine rettende Hand auszustrecken, ließ er den jungen Mann seinem Schicksale entgegen gehen. Als Rudolph jedoch am

Spieltische stand, trieb ihn eine sehr natürliche Neugierde an die Seite desselben, und er beobachtete mit gespannter Aufmerksamkeit den Gang des Spieles.

Rudolph hatte mittlerweile bereits eine Karte genommen und mit einem Thaler besetzt. Es war die Dame. Sie gewann. Gewann noch einmal und wieder.

„Laß den Einsatz stehen und nimm eine andere Karte!“ flüsterte Gotthardt.

Rudolph griff blind zu und zog den Buben heraus. Der Bube gewann wie die Dame — binnen zwei Minuten hatte Rudolph nahe an hundert Thalern vor sich liegen.

„Sieh' da, das geht ja vortrefflich, ganz wie ich es vorher gesagt habe!“ flüsterte Gotthardt wieder. „Zieh' Dein Geld ein, Rudolph, und nun frisch d'rauf. Aber vergiß das Trinken nicht!“

Er ging auf ihren vorigen Platz zurück, füllte von Neuem die Gläser, bestellte eine Flasche noch feurigeren Weines und brachte seinem Opfer das gefüllte Glas. Rudolph trank, spielte dann wieder, und vergaß bald Alles um sich her, seine Gedanken allein auf die Kartenblätter richtend. Wunderbar begünstigte ihn das Glück. Ehe eine halbe Stunde verging, lag der Platz vor ihm auf dem Tische voller Gold- und Silberstücke, und seine Taschen strotzten vom Gelde.

„Teufel noch einmal!“ murmelte Gotthardt vor sich hin — „am Ende habe ich ihm gar wirklich zu seinem Glücke gerathen. Das wäre doch ärgerlich. Wenn er nicht sein Geld verliert, so befriedige ich weder meinen Haß gegen den Duckmäuser, noch bekomme ich den Auftrag, der ihm vom Fürsten ertheilt worden ist. Aber nur Geduld, das kann ja unmöglich so fortgehen!“

Der Greis an Rudolph's Seite hatte die leise gemurmelten Worte gehört, und auf einmal war ihm klar, in welcher Absicht der Verführer zu Rudolph getreten war. Er warf Jenen einen Blick unaussprechlicher Verachtung zu und wendete sich dann zu Rudolph. „Wollen Sie nicht jetzt aufhören?" fragte er ihn leise. „Das launige Glück pflegt dem Einzelnen nicht lange getreu zu bleiben, und Sie haben bereits eine ungewöhnlich anhaltende Gunst von ihm genossen!"

Rudolph wendete sich dem freundlichen Manne zu und heftige Worte schwebten auf seinen Lippen. Es ärgerte ihn, daß man ihn störte, und er schien sehr geneigt, dem unwillkommenen Störenfriede eine derbe Abfertigung zu ertheilen. Als er jedoch das milde und würdevolle und dabei so freundliche Antlitz des Greises sah, stockten die Worte in seinem Munde, und er schwieg, nur die Achseln zuckend und dann mit unverminderter Leidenschaft zum Spiele zurückkehrend. Er gewann noch immer, mehr als fünftausend Thaler nannte er sein, und nun erst auf sein Glück vertrauend, setzte er große Summen und immer größere auf's Spiel. Plötzlich aber schlugen die Karten zu seinem Nachtheile um und in einem Augenblicke hatte er von dem gewonnenen Gelde einen großen Theil wieder verloren. Anstatt dadurch abgekühlt zu werden und von seiner Spielwuth zurückzukommen, erneuerte er den hohen Einsatz und abermals verlor er. Gotthardt's bisher finsteres Gesicht hellte sich auf; ein Blitz höllischen Triumphes zuckte aus seinen grünen Augen, und mit hastiger Stimme raunte er Rudolph ins Ohr, daß er seinen Einsatz verdoppeln müsse, um das Verlorene wieder zu gewinnen. Dieser Rath stimmte mit Rudolph's jetzt ganz ungebändigter und fesselloser Leidenschaft zu sehr überein, als daß er ihn nicht

befolgt hätte. Vergebens tönte noch einmal die Stimme des warnenden Greises in sein Ohr. Sie verhallte ungehört und Rudolph setzte und — verlor. Große Schweißtropfen drangen aus seiner Stirn und seine Hand zerknitterte die Karte, welche ihm so unheilbringend gewesen war. Zerrissen flog sie dann unter den Spieltisch, aber nur, um einer andern Platz zu machen, auf welche Rudolph den ganzen Rest seines bisherigen Spielgewinnes setzte. Es war eine Sieben. Mit starren Augen folgte er den Bewegungen der Hand des Bankhalters, und seine gespannten Züge verriethen das Interesse, welches er von der bevorstehenden Entscheidung nahm. Die Sieben erschien und Rudolph verlor.

Ein kurzer, wilder, halb erstickter Schrei rang sich von seinen Lippen und seine bisher von Leidenschaft und Aufregung hoch gerötheten Wangen wurden von einer fahlen Blässe überzogen. Seine weit geöffneten Augen blickten starr, sein Mund zuckte und seine Hand wühlte, ohne daß er es selbst wußte, in seinen Haaren.

„Weiter, Rudolph! Weiter!" flüsterte Gotthardt dringend. „Den Teufel auch, willst Du Dich vor der ganzen Gesellschaft zum Gespötte machen!"

Rudolf fuhr auf und schaute mit stierem Blicke im Saale umher.

„Fassen Sie sich, junger Mann!" sagte sanft und leise der Greis, der nicht von Rudolph's Seite gewichen war, und ergriff dessen trockene, aber brennend heiße und zitternde Hand, — „noch ist nichts verloren! Gehen Sie! Gehen Sie hinaus in Gottes freie Natur! Dort werden Sie zu sich selbst kommen. Ich bitte Sie, folgen Sie mir!"

Mit sanfter Gewalt versuchte der Greis Rudolphen mit sich fortzuziehen. Dieser aber riß mit Heftigkeit seine

Hand los, stieß den wohlmeinenden Freund zurück, und lachte laut und höhnisch. Eine traurige Veränderung war in der kurzen Stunde mit ihm vorgegangen. Erst noch von Abscheu, Haß und Ekel gegen das Spiel erfüllt, hatte ihn jetzt die fürchterlichste, wahnsinnigste Leidenschaft ergriffen, und nicht einmal der Gedanke an sein zärtliches, treues Weib, an seine armen Kinder vermochte ihn zurückzuhalten, der Leidenschaft willenlos nachzugeben. Sein Blut kochte in den Adern, sein Gehirn wirbelte, er sah, hörte, dachte nichts mehr, als das Spiel, und wenn er seinen besten Freund vom Tode hätte retten können, so würde er jetzt nicht zu seiner Hilfe herbeigeeilt sein. Die Hölle hatte fester als je ihre Bande um ihn geschlungen. Rudolph war nicht mehr er selbst, — er war ein Wahnsinniger, Verblendeter, dessen Verstand verwirrt, dessen Seelenkräfte gelähmt erschienen.

Und woher das Alles? Blos, weil er seinem guten Engel nicht gefolgt war, der ihm rieth, die Spielhölle nicht zu betreten. Hätte er Kraft genug gehabt, die Versuchung zu vermeiden, hätte er seine Ungeduld zu bemeistern gewußt — glücklich und froh würde sein Herz geschlagen, die Gluth der Hölle würde nicht sein Gehirn verbrannt, nicht seine guten Vorsätze, Jahre lang so treu gehalten, erstickt haben. Der Mensch ist ein schwaches und gebrechliches Geschöpf, und seine Seele, sonst stark, treu und fest im Guten, erliegt oft in Augenblicken der Gefahr, wenn man es am wenigsten gedenkt.

Rudolph, verwirrt und wahnsinnig, wie er war, griff in seine Tasche und warf eine Hand voll von den Goldstücken vor sich hin, die zu einem besseren Zwecke bestimmt worden waren. Mit zitternder Hand ergriff er eine Karte,

setzte, gewann, verlor, und der Ausdruck der Leidenschaften malte sich auf seinen blassen, verstörten Zügen, je nachdem das Glück ihn begünstigte, oder das Unglück ihn verfolgte. Die erste Hand voll Gold war bald verspielt — er setzte eine zweite auf die Karten. Ein bitteres, wildes, aber auch entschlossenes Lächeln spielte um seine Lippen, als er zum dritten Male in die Taschen griff, die dritte Hand voll Gold auf den Tisch legte und die gewählte Karte besetzte, „Nun ist Alles gleich!" murmelte er. „Entweder oder!"

Die Karte verlor, eine andere ebenfalls, und immer schrecklicher wurde die leichenhafte Bläße, die Rudolph's Wangen bedeckte, immer stierer und schrecklicher der Ausdruck seiner weit aufgerissenen Augen, die in ihren Höhlen zitterten, wie von einem entsetzlichen Krampfe ergriffen. Auf seiner Stirne perlte kalter Schweiß, aber seine Züge, in denen sich vorher seine tiefe Erschütterung so lebhaft und deutlich ausprägte, wurden jetzt starr und unbeweglich, wie aus Marmor gehauen.

Zum letzten Male griff er in seine Tasche, die letzten Goldstücke legte er auf den Tisch. Seine rechte Hand verbarg er in seinem Busen; mit der linken nahm er eine Karte, und häufte den kleinen Rest seines Geldes darauf auf. Eine übermenschliche, unnatürliche Ruhe kam über ihn. Nur sein kurzer Athem, der heiß dem geöffneten Munde entströmte, nur das unbeweglich auf die Hände des Bankhalters gerichtete Auge verrieth, daß noch Leben in ihm sei. Gagne und perd tönte heiser und abgebrochen aus dem Munde des Bankhalters. Rudolph hatte den König besetzt. Ein König, so dachte er, wird dich in deinem Elende nicht im Stiche lassen. Gagne und perd! — Der König

zögerte lange. Er wollte und wollte nicht kommen. Endlich erschien er. Le roi perd — der König verliert!

Rudolph ächzte; seine ganze Gestalt bebte und zitterte vom Kopf bis zu den Füßen; der Greis an seiner Seite stieß einen unterdrückten Schrei aus, denn ein wildes Zukken überflog Rudolph's Gesicht, als ob er wirklich wahnsinnig geworden wäre, als ob ihn wirklich die Vernunft verlassen hätte. Aber das dauerte nur einen einzigen kurzen Moment. Im nächsten Augenblicke lächelte Rudolph, zog langsam seine rechte Hand aus dem Busen, schob langsam den Rest seiner Habe dem Bankhalter zu. Aber wer seine Hand ansah, den schauderte — denn die Nägel und die Fingerspitzen waren voll Blut. Im Krampfe des Entsetzens hatte Rudolph tief seine Nägel in das zuckende Fleisch seiner Brust gegraben.

Rudolph stand auf und ging hinaus. Sein Schritt war fest, aber sein Auge blickte so schrecklich, daß sogar Gotthardt sich vor dem Unglücklichen entsetzte. Niemand folgte ihm, Niemand hielt ihn auf. Wer ihm begegnete, wich vor seinem Aussehen scheu zurück. Rudolph trat in's Freie, warf einen Blick umher auf Gottes schöne Welt, die so strahlend vom Glanze der Sonne schimmerte, und ein bitteres Lächeln zuckte um seinen Mund. Aber keine Thräne, sein Unglück, sein grenzenloses Elend zu beweinen, netzte seine brennenden Augen. Langsam ging er den Hügel hinab, dann, anstatt links nach dem Bade hin, rechts in das Dickicht des Waldes hinein. Weiter drüben, das wußte er, lag ein Teich.

„Es ist mir heiß", murmelte er vor sich hin, während er unter den schattigen Bäumen hinging, in denen die Vögel so munter umherhüpften, so lieblich sangen, — „es ist

mir heiß, ich muß mich abkühlen! Und das Wasser des Weihers ist so kühl und tief! Wie schön wird sich's schlafen auf dem weichen, sandigen Grunde!"

Weiter ging er und weiter, und drängte sich durch das Gebüsch, bis er an dem einsamen Teiche stand, dessen regungsloser, glatter Spiegel den blauen Himmel, die ruhig dahin segelnden Wölkchen, die glänzende Sonne wiederstrahlte. Da kniete er nieder und betete: „Herr, sieh gnädig herab auf meine Schuld! Meine Sünde ist größer, als daß sie mir könnte vergeben werden. Du schicktest einen Boten aus, mich zu warnen, aber ich achtete seiner nicht und nun muß ich den Tod gehen! Das arme Weib, die unschuldigen, armen Kinder!"

Eine schwere, bittere Thräne rollte über Rudolph's Wangen, als er da zerknirscht auf dem Rasen kniete, und seine Hände verzweifelnd zum Himmel emporstreckte. Er fühlte die Thräne nicht, er empfand nur ein brünstiges, unwiderstehliches Verlangen, seine Schuld durch die Vernichtung seines sterblichen Leibes zu sühnen. Es graute ihm davor, sein Antlitz wieder den Menschen zu zeigen, und Er, der kaum vor wenigen Stunden noch der Glücklichsten einer auf Erden war, fühlte sich jetzt elend, zerschmettert, vernichtet, dem Tode anheimgefallen. Ein schneidender Seufzer noch entrang sich seiner Brust — dann ein Plätschern des Wassers — dann die Stille des Grabes. Das Laub der Bäume zitterte, wie vor Entsetzen und Schreck, und ein leiser Windhauch säuselte in den grünen Kronen der Eichen und kräuselte die Oberfläche des spiegelklaren Weihers. Gleich einem wehmüthigen Klagerufe verhallte das Rauschen des Windes in der Ferne, und die herrliche Natur schien zu trauern über ein verlornes Kind Gottes. Ru-

dolph war nicht mehr. Die Sünde, von einem unbewachten Augenblicke erzeugt, hatte das Verbrechen geboren. Rudolph endete, ein Selbstmörder, nachdem er vorher sein eigenes Glück, das Glück seines Weibes, das Glück und die Zukunft seiner Kinder gemordet hatte. Der allbarmherzige Gott möge seiner Seele gnädig sein.

Sollen wir noch den Jammer der unglücklichen Frau schildern, als die vernichtende Schreckenskunde zu ihrem Ohre kam, und ihr Herz zermalmte? Nicht doch! Ihr Schicksal ist bald erzählt. Sie endete in einem Irrenhause, und ihre Kinder, die armen, die beklagenswerthen Waisen, trieben sich in zerlumpten Kleidern bettelnd auf den Straßen umher, und mußten noch Gott danken, als ein entfernter Verwandter ihrer Mutter sie in sein Haus aufnahm, und unter Schlägen und Hunger zu einem erbärmlichen nur an Entbehrung reichen Leben auferzog.

Seht da das Ende eines Spielers und seiner schuldlosen Familie.

Und nun noch ein ernstes Wort an Euch, die Ihr freundlich und geduldig genug waret, meine einfache Erzählung bis hierher anzuhören.

Glaubt nicht, mich der Uebertreibung beschuldigen zu können. Geht hin in die Bäder, wo die Bankhalter ihr fluchwürdiges Spiel treiben dürfen, geht hin, und fragt selbst, sehet selbst. Man wird Euch hundert Geschichten erzählen von Spielern, die von Verzweiflung und Selbstverachtung getrieben, ihrem schmachvollen Leben durch einen Pistolenschuß, durch Gift, durch Dolch, durch einen Strick ein schmachvolles Ende machten. Man wird Euch erzäh-

len von ruinirten, auf immer in's Elend gestoßenen Familien, von armen Kindern reicher und wohlhabender Väter, die den Segen, den Gott ihnen verliehen, mit einem Bettelstabe vertauschen mußten.

Und wenn Euch das noch nicht zurückhalten, wenn es Euch noch nicht bewegen kann, die Karten und den Spieltisch zu fliehen, so bedenkt, daß ein einziger unbewachter Augenblick Euch Alles zu rauben vermag, was Ihr auf Erden am meisten liebt. Wer ist immer Herr seiner selbst? Nicht du, nicht ich, nicht ein Anderer! Wer die Versuchung meidet, ist weise; wer sie aufsucht, ein Thor und ein Narr.

Laßt Euch nicht blenden von Erzählungen, die da berichten, wie viel tausend Thaler dieser oder jener an dem grünen Tische gewonnen habe. Mag sein, daß er sie gewann. Aber erzählt man Euch auch, wie viel er vorher schon verloren hatte? Wem das unbeständige Glück eine große Summe Geldes im Spiele zuwarf, der pflegt damit zu prahlen, und schlägt an seine Brust und sagt mit stolzen Blicken: „Sehet, welch' ein Glückskind ich bin und was für ein Begünstigter des Himmels!" Aber von seinen Verlusten schweigt er mäuschenstill und hütet sich, die Kunde davon unter die Leute zu bringen, weil er fürchtet, an seinem Kredite Schaden zu leiden und ausgelacht zu werden noch obendrein. Denn dem Unglücke am Spieltisch pflegt man nur selten Mitleid zu spenden, weil ein solches Unglück kein Mitleid verdient.

Und wißt Ihr, was die Bankhalter selber sagen? Sie sagen: „Auf die Dauer können wir nicht verlieren, denn wir haben bei jedem Spiele Vortheile voraus, die uns den Gewinn sichern. Aber damit allein könnten wir nimmer solche Reichthümer erwerben, wie sie in unsere Kassen strö-

men. „Unsere besten Helfer, das sind die Spieler selbst, die nur selten ihren klaren Verstand beim Spiele behalten, sondern fast ohne Ausnahme in blinder Leidenschaft dahinrennen, wenn sie erst einmal die Karten ergriffen haben. Sie schleudern uns ihr Gold mit Gewalt zu, und rechte Narren müßten wir sein, wenn wir nicht zugriffen und es in unsere Taschen steckten.“

Die Plünderung.

Zur Zeit des siebenjährigen Krieges wohnte in einem Dorfe des mittleren Deutschlands der reiche Bauer Martin mit Weib und Kind, mit Knecht und Magd, und was sonst dazu gehörte, auf seinem freien Erbe, einem stattlichen Gehöft, das eher wie ein Edelhof aussah, als wie ein gewöhnliches Bauerngut. Hof und Stallungen lagen geräumig um das Wohngebäude her, aus dessen Fenstern man mit freiem Blick Alles hübsch übersehen konnte: den reinlich und sauber gepflasterten Hof mit dem großen eingefriedigten Düngerraume in der Mitte, die Ställe mit den glatten, wohlgepflegten Rindern, den stattlichen Pferden, den Schafen und Schweinen — das hölzerne Taubenhaus — den Hühnerhof — kurz Alles. Und Alles, was man sah, zeugte von ansehnlicher Wohlhabenheit, wenn nicht von Reichthum und Ueberfluß.

Kein Wunder, daß Martin nicht allein von seinen Nachbarsleuten, sondern von allen Insassen des Dorfes wirklich beneidet wurde. Der Eine neidete ihm den stattlichen Viehstand; der Andere die üppigen Wiesen; der dritte den fetten Weizenboden seiner Aecker — und wäre wohl nicht ein Einziger gewesen, der nicht mit Freuden sein Gehöft mit dem des Bauern Martin vertauscht hätte. Wär's dabei

geblieben, so hätt' es keinen Schaden weiter gethan. Aber manchmal giebt es Menschen, die nicht nur beneiden, sondern auch gerne besitzen wollen, und zu selbigen Leuten gehörte nun gerade der nächste Nachbar Martin's, nämlich der Bauer Thoring.

Der Mann hätte im Grunde nicht nöthig gehabt, nach anderer Leute Gut begehrlich zu sein, denn warum? Er besaß selber ein schönes Eigenthum, nur wenig geringer als Martin's. Indeß darnach frägt der Begehrliche nicht; der läßt sich nicht genügen, der will haben, immer mehr haben — so viel wie möglich, sogar auf Kosten der Rechtschaffenheit und des guten Gewissens. Stand Nachbar Thoring nicht selten mit gerunzelter Stirn, die Arme breit aufgestützt, an dem Geländer, das seinen Hof von dem des Nachbars schied, und schaute mit finsterem Blick nach Martin's Gut hinüber, mit finsterm und grollendem Blick, und manchmal murmelte er auch einzelne Worte abgebrochen vor sich hin, die gewiß keine Segenswünsche für den Nachbar Martin waren. Kümmerte diesen aber das blutwenig. Er fühlte sich so sicher in seinem Besitz — mochte Nachbar Thoring grollen und Neid hegen — besser beneidet, wie beklagt, meinte er und lächelte seelenvergnügt vor sich hin, wenn er das finster brummige Gesicht des Nachbars über das Gatter lugen sah.

Blieb es aber nicht beim Beneiden, beim Schauen und heimlichen Begehren. Winkte eines Tages der Bauer Thoring den Nachbar Martin heran, wünschte ihm guten Tag, und blickte dann nachdenklich auf die glatten Rinder, die im Ring auf dem Hofe umherspazierten.

„Was giebt's?" fragte Martin. „Ihr habt mich doch herangewinkt, Nachbar?"

„Ganz recht", sagte der. „Schönes Vieh, Eures!"

„Schweizer Vieh, beste Race", erwiederte der Bauer Martin und lächelte heimlich und selbstgefällig über des Nachbars Neid.

„Pferde auch gut!" sprach der wieder.

„Ja, brave Mecklenburger — ist jeder seine achtzig Louisd'or unter Brüdern werth", antwortete Martin, wie vorhin.

„Alles brav im Stande", sagte Thoring, und setzte dann mit einem solchen wunderlichen, schier bezüglichen Nachdrucke hinzu: „Wäre hart, das Alles herausgeben zu müssen!"

Martin stutzte und maß den Nachbar mit den Augen, der keine Miene verzog, sondern ganz stramm und ernsthaft in den Hof hinein blickte. „Ja", wiederholte er nachdrücklich — „denke mir, wäre hart, das Alles zu verlieren!"

„Wäre hart, freilich", erwiederte Martin, „steht aber gar nicht zu befürchten. Seid recht absonderlich mit Euren Worten heute, Nachbar Thoring."

„Absonderlich? Hm!" machte der. „Ist Euch auch ein ganz absonderliches Ding das!"

„Was für ein Ding?" fragte Martin immer gespannter. „Was meint Ihr eigentlich, Nachbar?"

„Nun, meine, 's wär' hart, so ein schönes Gehöft mit Vieh und Wiesen und Aecker so auf einen Schlag aufgeben zu müssen", wiederholte hartnäckig Nachbar Thoring.

„Und warum aufgeben? Und wem geben?" fragte Martin.

„Nun, mir zum Exempel", sagte kaltblütig Thoring.

„Euch? Träumt wohl, wie?"

„Träume nicht — bin ziemlich wach! Wißt, Nachbar, habe da ein Blättchen gefunden von Eurem und meinem Vater selig — so ein Ding, wie eine Schuldverschreibung von Eurem Vater an den meinigen — über achtzehntau-

send Thaler. Wunderte mich — gab erst nichts drauf — alte Geschichte von dreißig Jahren her — dachte aber nach — erinnerte mich, daß mein Vater selig dermaleinst Eurem Vater selig achtzehntausend Thaler geborgt — weiß auch noch, wozu — sprach mein Vater selig öfters davon — wollte Euer Vater selig dazumal den Acker vom Häger drüben kaufen — ist noch in Eurem Besitz, Nachbar — dachte weiter — wunderte mich, daß die Schuldverschreibung noch da sei — hm, Nachbar — solltet doch einmal nachschauen, ob Ihr eine Quittung habt über die Rückzahlung des Kapitals, die achtzehntausend Thaler mein' ich!"

Der Bauer Martin war ein wenig blaß geworden, und seine Hand zitterte so sehr, daß er sie auf's Gatter stützen mußte, um dem Nachbarn das Zittern zu verheimlichen. Ein Weilchen schwieg er und sah zu Boden. Dann sagte er ziemlich ruhig: „Mag richtig sein mit der Schuldverschreibung — weiß wohl, daß mein Vater selig das Geld von Eurem Vater selig geborgt! Wird aber auch die Quittung da sein von wegen der Rückzahlung. War ein ordentlicher Mann, mein Vater selig."

„Schon recht, desto besser für Euch, Nachbar", sprach Thoring kaltblütig. „Sucht nach der Quittung, Nachbar! Will morgen mal wieder anfragen, ob sie sich gefunden hat. Müssen nachbarlich mit einander verfahren!"

Thoring nickte, und Martin ging mit schwerem Schritte in sein Haus. In der Wohnstube stand ein großer, eichener Schrank mit gelben Messingschlössern — ein festes, massives Stück. Er schloß ihn auf, öffnete die schweren Schubkasten, nahm einen ganzen Haufen alter, vergilbter Papiere heraus, und las eins nach dem andern durch. Als er alle nachgesehen hatte, standen ihm große Schweißtropfen vor der Stirn und in tiefem Nachdenken stützte er den

Kopf in die hohle Hand. So fand ihn nach einer Stunde noch Marie, sein braves, kluges, verständiges Weib. Auf den ersten Blick sah sie, daß irgend etwas Absonderliches sich müsse ereignet haben. Sie legte sanft ihre braune, derbe Hand auf die Schulter ihres Mannes und fragte: „Was hast du, Martin?"

Martin blickte in die Höhe. Er sah ganz verstört aus. „Eine Teufelsgeschichte, Marie!" sagte er mit gepreßter Stimme.

„Wird so schlimm nicht sein!" antwortete sie. „Wer mit Gott ist, braucht auch den Bösen nicht zu fürchten. Sag' nur, was dich bedrückt."

Martin erzählte. Marie wiegte leise den Kopf. „Das ist Alles?" fragte sie.

„Ich meine, es sei genug!" entgegnete Martin ein wenig barsch. „Achtzehntausend Thaler seit dreißig Jahren her — Zins auf Zins — Kriegszeiten jetzt — die Güter tief im Preise — Haus und Hof, Garten und Feld, Alles wäre hin, fänden wir die Quittung nicht. Kennst ja doch den Thoring — böser Nachbar — schenkt uns nichts."

„Wollen auch nichts geschenkt haben, Mann!" sagte Marie. „Ist aber nichts mit der Schuldforderung da! War dein Vater selig ein genauer, sorglicher Mann — hätte von der Schuld gesprochen vor seinem Tode — hat aber nicht — ist also eitel Wind mit der Verschreibung. Suche nur, wirst die Quittung finden. Will dir helfen."

Sie suchten und suchten, fanden aber nichts — keine Spur, keine Andeutung — nur im alten Rechnungsbuche aufgeschrieben: Achtzehntausend Thaler von Kaspar Thoring geborgt — und dann ein dicker Tintenstrich quer durch.

„Da steht's!" sagte Marie. „Das Geld ist bezahlt — der Strich ist so gut wie eine Quittung."

„Ja, für uns, aber nicht für Thoring“, erwiederte Martin. „Vor Gericht wird man nichts geben auf den Strich.‘

„Weiß wohl“, sprach Marie ruhig und verständig darauf — „aber da der Strich hier steht, der ganz deutlich sagt, daß Alles zurückgezahlt ist, so muß sich auch die Quittung finden. Da müßt' ich deinen Vater, Gott hab' ihn selig, nicht gekannt haben.“

„Das ist wahr“, rief Martin sichtlich erleichtert aus. „Die Quittung muß da sein und wird sich finden. Wir wollen noch einmal suchen, Marie.“

Sie suchten — den Eichenschrank durch von oben bis unten, nahmen alle Schubfächer heraus, suchten alle Commoden und Tischkasten durch, Alles, Alles bis auf's letzte Winkelchen — aber keine Quittung. Martin zerfloß in Angstschweiß — Marie sah nachdenklich aus. Plötzlich leuchtete ihr Auge auf. „Der Kälberhof!“ sagte sie.

„Was ist damit?“ fragte Martin.

„Nun“, fuhr sie fort, „weißt doch, dein Vater war gern drüben — sind lange nicht hingekommen — stehen noch ein paar alte Schränke und so etwas drin — wollen auch da sehen.“

„Könnte sein, ja“, sagte Martin mit neuer Hoffnung. „Laß uns gehen, sogleich.“

Sie gingen.

War der Kälberhof eine abseits vom Dorfe gelegene Hütte, am Saume des Waldes, mit einem großen Garten und Wiesen d'rum her. Martin's Vater hatte ihn gekauft, um die letzten Jahre seines Lebens darin zuzubringen, nachdem er sein Gehöft dem einzigen Sohne abgetreten. Hatte sich nach seinem Tode Martin wenig mehr um die Hütte und die paar Ställe darum her gekümmert. Brauchte sie

nicht zu bewohnen — benutzte sie nur zum Aufbewahren seines Ueberflusses, wenn die Ernte so reich ausgefallen, daß seine Scheunen nicht ausreichten, den Segen des Himmels zu fassen. War demnach der Kälberhof ziemlich verwahrlost und vernachlässigt — die Dächer mit Stroh gedeckt — die Fensterscheiben erblindet und schimmernd in allen Regenbogenfarben — von den Wänden der Kalk abgefallen. Martin öffnete die hölzernen Fensterläden, schloß die Hausthür auf und trat mit seiner Frau in die Hütte. Eine dumpfe, drückende Luft schlug ihnen entgegen und beklemmte ihnen den Athem — Staub und Spinnengewebe überall — „es ist, als ob uns auch hier nichts Gutes erwarte!" sagte Martin.

In der Stube — der einzigen in der Hütte — sah es wüst genug aus. Die besten Möbel und Geräthschaften waren nach dem Tode des alten Martin auf den Bauernhof hinübergeschafft worden. Jetzt befand sich nichts weiter in dem verödeten Raume, als ein wackliger, alter Tisch, ein paar schadhafte Holzschemel und ein alter Wandschrank. Auf diesen ging Martin zu, und durchsuchte mit Händen und Augen alle Räume desselben. Vergebens. Alte Papiere, ein zerbrochenes Messer, eine kurze Bauernpfeife und andere werthlose Gegenstände fanden sich wohl vor, aber von der Quittung keine Spur. Rathlos blickte er seine Frau an.

„Dort steht noch ein Schrank im Winkel", sagte diese, und deutete mit der Hand auf ein schwarzes, alterthümliches Möbel, das die Beiden, da es vom großen Kachelofen verdeckt wurde, bisher übersehen hatten. Hastig stürzte Martin darauf zu und schloß mit zitternder Hand die Thüre auf. Leer! Sein Blick wurde trübe und trostlos.

„Laß uns weiter sehen“, sprach Marie „in der Kammer waren wir noch nicht.“

Sie gingen in die Kammer, welche an die Stube stieß — leer. Nichts da, als die vier nackten Wände mit Spinnenweben und Staub überzogen — ein trauriger Anblick.

„Alles verloren!“ stieß Martin gepreßt hervor. „Thoring hat Recht — es ist hart, Alles verlieren zu müssen! Merk' auf, Marie, wir werden Bettler.“

„Nicht so rasch, Mann“, entgegnete Marie. „Erst laß dir doch die Schuldverschreibung von Thoring zeigen. Wer weiß, er hat dich vielleicht nur necken wollen.“

Martin schüttelte den Kopf. Thoring hatte heute Morgen gar nicht scherzhaft und neckisch ausgesehen, vielmehr sehr ernsthaft und wohl auch schadenfroh.

„Ich werde sehen“, erwiederte er. „Komm nur — hier haben wir doch nichts mehr zu suchen.“

Schweigsam, Jeder seinen Gedanken hingegeben, kehrten die Beiden nach ihrem Gehöfte zurück. Martin hatte eine ruhelose, schlimme Nacht. Am andern Morgen, als er auf den Hof trat, sah er Thoring bereits seiner harrend, am Gatter, breit und behaglich die Arme aufgestemmt, wie gestern. Martin schlug scheu die Augen vor ihm zu Boden.

„Wie steht's mit der Quittung, Nachbar?“ rief Thoring ihm zu.

Martin trat zögernden Schrittes näher. „Wollen nachher davon reden“, sagte er beklommen. „Erst laßt mich die Schuldverschreibung sehen.“

Thoring griff in die Tasche und zog ein altes, sporfleckiges Stück Papier heraus.

„Da!“ sagte er kurz.

Martin nahm das Papier, und las es zwei, drei Mal, Alles war richtig. Das war die Unterschrift seines Vaters, gar nicht zu verkennen an den ungehobelten, großen Kerkelbuchstaben. Mit einem Seufzer gab er das Unglücksblatt zurück.

„Hart für Euch, Nachbar", nahm Thoring das Wort. „Sehr hart, Alles zu verlieren! Könnt mir aber nicht übel nehmen, wenn ich nach meinem Eigenthum verlange. Habe viele Jahre Geduld gehabt — müßt zahlen."

„Kann nicht!" sagte Martin. „Ist die Summe zu groß — kein Geld zu haben in Kriegszeiten."

„Wohl, nehme den Hof und den Acker", entgegnete Thoring. „Werde mit dem Richter sprechen."

Kaltblütig drehte er Martin den Rücken und ging davon. Eine Verwünschung, mit knirschendem Munde gesprochen, folgte ihm. Half aber die Verwünschung dem Martin nichts. Es kam zum Prozeß. Die Schuldverbung war richtig — die ältesten Bauern im Dorfe erinnerten sich wohl des ganzen Handels aus der vergangenen Zeit her — eine Quittung konnte Martin nicht beibringen — nach Jahr und Tag mußte Martin von Haus und Hof. Thoring bekam Alles — die Ställe, die vollen Scheuern, die glatten Rinder, die Mecklenburger, die Schafe und Schweine, die Aecker und Wiesen. Martin behielt nichts, als den Kälberhof mit Zubehör — eben genug, um vor dem Bettelstabe geschützt zu sein. Er wüthete und grollte, er tobte und schalt Thoring einen niederträchtigen Betrüger — aber es nützte Alles nichts — fügen mußte er sich doch. Thoring hohnlachte nun über seinen Grimm und machte sich breit in dem neuen Eigenthum. Marie trug mit stiller Geduld das Unvermeidliche.

„Gieb dich drein", sagte sie zu ihrem Manne, wenn

dieser seinem Grimme Luft zu machen suchte. „Entweder ist die Schuldverschreibung richtig und in Ordnung — und dann darfst du dich nicht beklagen; oder sie ist falsch und dann wird die Wahrheit an's Tageslicht kommen. Der liebe Gott lenkt die Geschicke der Menschen zuweilen wunderbar!"

Sie hatte gut reden. Martin hörte kaum nach ihr hin. Aber was ihre Worte nicht bewirkten, das thaten endlich Zeit und Gewohnheit. Mit der Zeit gewöhnt sich der Mensch an Alles, selbst an das Elend.

Das war im Frühjahr gewesen, als Martin sein Gehöft mit dem Rücken ansehen mußte. Im Herbst, als das braune Laub von den Zweigen fiel und die Drossel ihr Abschiedslied sang, tobte er schon nicht mehr, denn im Grunde war er doch ein verständiger Mann. Er fügte sich allmählig in die Umstände. Eine Kuh, ein Kalb, ein paar Schweine, Gänse, Hühner, Enten, selbst ein paar Schafe konnte er vom Ertrage des kleinen, ihm gebliebenen Gütchens noch füglich erhalten. Zu hungern brauchte er nicht — aber arbeiten mußte er freilich mehr, als bisher. Marie stand ihm treulich zur Seite. Sie blieb, wie sie immer gewesen war, geduldig, arbeitsam, freundlich und liebreich. Wenn eine Frau nur der Liebe ihres Mannes sicher ist, so fragt sie nach nichts Weiterem. Und sie wußte, Martin liebte sie. Diese Liebe war ihr schönster Schatz. Den konnte Nachbar Thoring ihr nicht rauben.

Thoring, wie gesagt, machte sich breit in seinem neuen Eigenthum, und wenn er Martin zufällig in der Ferne erblickte, so lachte er höhnisch vor sich hin. Nahe kommen ließ er ihn aber nicht, lieber verschwand er im Hause — und in die Gegend des Kälberhofes kam er auch nicht, aber auch niemals, sondern mied ihn mit seltsam wunderlicher

Scheu. Die Leute im Dorfe merkten's, und der klugen Marie entging es auch nicht. „Das Gewissen schlägt ihn", sagte sie zu sich selbst. „Er ist ein Betrüger." Ihrem Manne sagte sie aber nichts von dieser Ueberzeugung; sie fürchtete, es würde sonst der kaum gesänftigte Grimm in seinem Herzen von Neuem aufwachen.

So viel war gewiß, die Anwesenheit Martin's so ganz in der Nähe des Dorfes ließ Thoring zu keiner rechten Ruhe kommen. Er machte mehrere Versuche, ihn fortzuschaffen, indem er zuerst offen, und dann unter der Hand den Kälberhof durch Kauf an sich zu bringen suchte. Aber Martin verkaufte nicht, und zwar auf Zureden seiner Frau. Ihm für seine Person wär's ganz recht gewesen, wenn er das Dorf verlassen und sich anderswo hätte ankaufen können. — Denn im Grunde war's ihm nicht angenehm, da in Armuth zu leben, wo er früher, von allen beneidet, so wohl im Vollen gesessen. Aber die verständige Marie wußt' es ihm auszureden. Sie wollte nicht fort aus dem Dorfe, — absolut nicht! Sie wußte auch, warum! Sie hoffte auf Gott, der die Wahrheit an den Tag bringen werde, und die Wahrheit, daran zweifelte sie nun einmal gar nicht, brachte ihnen das Verlorene wieder. Thoring war ein Betrüger, so viel stand fest; man konnte es ihm ja auf dem Gesichte ansehen.

Thoring grübelte dagegen immer auf neue Mittel, Martin fortzuschaffen. Der Mann störte ihn, aber er konnte nicht an ihn kommen. Eine zweite Schuldverschreibung fand sich nicht, und verkaufen that Martin nicht. Da fügte sich's, daß er Hoffnung faßte, seinen heimlich gehegten Wunsch doch auch erfüllt zu sehen. Und das kam so.

Bisher war das Dorf von den mannigfachen Gräueln des Krieges verschont geblieben, denn es lag einige Meilen

abseits von der großen Heerstraße. Eines Tages aber, im Spätherbst, hatte sich doch ein Trupp leichter ungarischer Reiter auf das Dorf verloren, und sah Alles, was es enthielt, als gute Beute an. Kühe und Pferde wurden aus den Ställen geholt, und wer nicht gutwillig sein Eigenthum hergab, der wurde mit Schlägen und Stößen dazu gezwungen. Thoring wurde ebenfalls ausgeplündert — aber er machte gute Miene zum bösen Spiele und kam mit blauem Auge davon. Die Husaren wollten schon mit ihrem Raube wieder abziehen — aber das lag nicht in Thoring's Plan. Erst mußte auch Martin noch ausgeplündert werden, Martin, dessen kleines, abgelegenes Gehöft der Feind bis jetzt noch nicht ausgespürt hatte. Thoring berechnete ganz richtig, daß wenn Martin sein Bischen Vieh und Geld hergeben müsse, seines Bleibens nicht länger im Dorfe sein könne. Die Noth würde ihn, so hoffte er, zum Verkauf seines Gütchens zwingen, und dann — nun ja, dann blieb er gewiß nicht länger in einem Orte, wo er nichts mehr sein nennen konnte. Es war freilich ein schändlicher und niederträchtiger Verrath, auf den Thoring sann! Aber . . . . ihm war es eben nur um den Zweck zu thun, und den erreichte er durch dieses Mittel ganz gewiß.

Ein Wink von ihm genügte, den Anführer der Reiter aufmerksam zu machen. Einen Augenblick später sprengte ein Häufchen Husaren dem Kälberhof zu, und ein schadenfrohes Lächeln war es, mit welchem Thoring aus seinem Fenster der unter den Hufen der Pferde aufwirbelnden Staubwolke nachschaute.

„Endlich!“ murmelte er und rieb sich vergnügt die Hände.

Ja, endlich.

Thoring ließ sich nicht träumen, welches endlich er durch seine schnöde Verrätherei auf sein Haupt gelenkt hatte.

Martin und Marie, mit häuslicher Arbeit beschäftigt, hatten indeß keine Ahnung davon, daß ihr Dorf von einer Rotte plündender Husaren überfallen worden war. Erst, als die Hufschläge der Reitpferde dröhnend auf dem kleinen Hofe erschallten, und die rauhen Kehlen der wilden Soldaten ein Halloh brüllten, streckte Martin neugierig seinen Kopf aus der Tenne hervor, wo er Korn gedroschen hatte, und machte große Augen, als er die fremden Männer mit den gezogenen Säbeln und den wüsten Gesichtern erblickte.

„Hollah, Bauer, heraus da!" schrie man ihm entgegen. „Kasten und Ställe aufgemacht — geschwind — wir haben nicht viel Zeit."

Martin merkte natürlich sogleich, um was es sich handelte. Bläße und Röthe wechselten auf seinem erschrockenen Antlitz und seine Hand, welche noch den Dreschflegel hielt, zitterte, man wußte nicht recht, ob aus Furcht oder Grimm. Aber doch wohl das letztere, denn rasch entschlossen packte er den Dreschflegel fester, trat mit zwei Schritten vor die Thür seiner Hütte, und sagte mit fester Stimme: „Geht, Leute, geht! Ich bin ein armer Mann — Geld hab' ich nicht, und mein Bischen Vieh, meinen einzigen und letzten Reichthum, werdet Ihr mich nicht nehmen wollen."

„Unsinn, Bauer!" schrie Einer von den Husaren zurück. „Was kümmert's uns, ob du arm bist oder reich! Wir sind in Feindesland — also heraus mit den blanken Thalern und aufgemacht die Ställe! Geschwind, geschwind, oder die Klinge meines Säbels schmettert über deinem Schädel."

„Versucht's!" entgegnete Martin trotzig — „gutwillig laß ich Euch nicht hinein, und eh' Eure Säbel an mich kommen, sollt' Ihr meinen Dreschflegel kosten!"

Ein wilder Fluch — ein grimmiges Hohngelächter war die Antwort. Die Reiter spornten ihre Rosse auf Martin — ihre Säbel blitzten über seinem Haupte. Aber er stand fest. Sein Dreschflegel flog sausend durch die Luft — ein getroffenes Pferd bäumte hoch auf und sprengte mit seinem Reiter davon. Die Anderen brüllten vor Wuth — im Nu war Martin niedergeritten, und nur sein treues Weib, das sich mit grellem Schreckensschrei plötzlich zwischen ihn und die Reiter warf, rettete ihn von dem augenblicklichen Tode. Er raffte sich auf, ergriff sein Weib am Arme, zerrte es mit sich fort in die Hütte und schlug dröhnend die Thür hinter sich in's Schloß.

„Verdammter Bauer! Halunke! das sollst du bezahlen!" schrieen die Reiter hinterher.

Im Nu war die Hälfte von ihnen aus den Sätteln — mit ihren Säbeln und Fußtritten sprengten sie die morsche Thür, die nur geringen Widerstand leisten konnte. Wild, mit zornglühenden Gesichtern drangen sie in die Hütte.

Martin warf sich vergebens ihnen entgegen. Er wurde niedergerissen, mit Füßen getreten, die Säbel zischten auf ihn herab. Ein flacher Hieb über den Kopf betäubte — Marie schrie laut auf, warf sich den wüthenden Soldaten zu Füßen und flehte mit gerungenen Händen um Erbarmen.

„Nehmt Alles! Alles!" rief sie aus — „nur sein Leben schont!"

Selbst die entmenschten Herzen der wilden Krieger wurden gerührt durch den Jammer des armen Weibes. Sie

ließen ab von ihrem Opfer und brachen in die Stube ein. Die verschlossenen Schränke wurden mit Säbelhieben geöffnet — das morsche Holz flog in tausend Trümmern auseinander — kein Stuhl, kein Tisch, keins von den ärmlichen Möbeln wurde verschont. Aber sie fanden nur wenig, was ihre Habgier befriedigte. Wild fluchend verließen sie die Hütte, die sie in wenigen Minuten in eine wüste Trümmerstätte verwandelt hatten und kehrten auf den Hof zurück. Martin war verschwunden. Marie hatte den Ohnmächtigen in einem dunkeln Verschlage vor der Wuth der Plünderer verborgen. Jetzt flog sie, schreiend, weinend, wehklagend, draußen auf dem Hofe hin und her, und mit ihr Wilhelm, ihr kleiner Knabe, der sich voll Angst und Furcht an die Kleider der Mutter klammerte, und sein Klaggeschrei mit dem ihrigen vermischte. Eine Scene voller Schrecken und Verwirrung. Die Gänse, die Schweine, die Hühner rannten und flatterten kreischend und grunzend über den kleinen Hof und suchten das Weite. Die einzige Kuh mit dem Kälbchen wurde eben von den fluchenden Husaren, die den Stall erbrochen hatten, fortgetrieben. Kläglich brüllend schritt sie dahin. Die Husaren, wieder hoch zu Pferde, achteten wenig auf ihr Sträuben und jagten sie mit Säbelhieben vorwärts. Vergebens bat Marie um Erbarmen. Ihre flehenden Worte verhallten im Winde, wie das zornige Gebell des treuen Phylax, des zottigen Hofhundes, der die stampfenden Pferde in die Beine biß.

„Vorwärts! Vorwärts!" schrien die Husaren, und — da jagten sie hin, mit Kuh und Kalb, mit Wäsche und Kleidern, mit Gänsen und Hühnern, mit Allem, was sie in der Geschwindigkeit hatten aufraffen können. Trostlos weinend schaute die arme Marie hinter den Räubern her.

Ein dumpfer Ruf ihres Mannes aus dem Verschlage im Hause weckte sie aus ihrer Erstarrung. Sie eilte in die Hütte und öffnete die verschlossene Thür. Martin schwankte ihr entgegen — ein wenig bleich noch und betäubt, sonst aber heil an Kopf und Gliedern.

„Gott sei Dank!“ rief Marie und fiel ihrem Manne um den Hals — „du wenigstens bist gerettet!“

„Sind sie fort, die Schurken, die Räuber?“ fragte Martin mit dumpfem Grolle. „Oh, warum konnte ich sie nicht Alle niederschlagen! Nicht wahr, arme Marie, sie haben uns Alles geraubt.“

„Alles, oder doch fast Alles!“ erwiederte Marie schluchzend, Und was sie nicht mitnehmen konnten, das haben sie zerschlagen und zertrümmert. — Komm' nur in die Stube und sieh' selbst.“

Sie gingen in die Stube, und ihre Augen blickten trostlos auf die Gräuel der Verwüstung. Kein Stück war ganz geblieben, Alles lag in gräulicher Verwirrung durcheinander.

„Traurig! traurig!“ murmelte Martin gänzlich niedergeschlagen. „Das Unglück verfolgt uns — wir sind verloren! Barmherziger Gott, was haben wir verbrochen, daß deine Hand so schwer auf unserm Haupte lastet?“

„Murre nicht, lieber Mann, murre nicht wider Gott“, entgegnete Marie still weinend. „Klagen magst du, nur nicht dich auflehnen gegen den Höchsten. Ach, wohl ist hart, was uns getroffen, aber nur Muth, Gott hilft denen, die zerschlagenes Gemüth haben, und so wird er auch uns helfen über alles Elend hinaus.

Martin schüttelte den Kopf und blickte düster anf den mit Trümmern besäeten Boden nieder. Aber plötzlich —

warum flammte sein Auge auf? Warum entrang sich ein jäher Schrei seiner Brust? Warum stürzte er wie ein Tiger auf seine Beute, auf ein Stück altes, beschriebenes Papier zu, das am Boden lag?

„Herr Jesus!" jauchzte er auf — „Marie, du hast Recht! Gott hilft denen, die zerschlagenes Gemüth haben! Sieh' doch, sieh' doch! Die Quittung des alten Thoring! Heiland der Welt, wie kommt sie jetzt zum Vorschein?"

Marie schaute, staunte, starrte, dann ein lauter Jubelruf auch aus ihrem Munde, und Thränen der Freude, die von ihren Wangen strömten. „Das ist Gottes Finger!" rief sie laut. „Irgend ein verborgenes Schubfach gewiß in einem der Schränke, und die Husaren mußten kommen, um es mit ihren Säbeln zu sprengen! Mann, lieber Mann, sieh', sieh'! wie wunderbar Gott die Geschicke der Menschen lenkt! Was ihnen ein großes Unglück dünkt — Er wendet es zum Heile! Freue dich, Martin! Freue dich! Ach, ich wußt' es ja wohl: Recht mußte Recht bleiben, und siehe, mein Glaube hat mich nicht betrogen!"

Die Freude war groß, und vergessen waren Kuh und Kalb, Gänse und Hühner und alle Verluste. Martin und seine Frau segneten die Plünderung, die ihnen den alten Wohlstand wieder bescheerte und nicht lange, nur wenige Wochen, dauerte es, so saßen sie wieder in ihrem Erbe und rechtmäßigem Eigenthume. Nachbar Thoring aber? Manchen heimlichen Fluch und manche wilde Verwünschung stieß er aus, daß er die Husaren zur Plünderung nach dem Kälberhofe geschickt und so durch die eigene Hinterlist und Untreue die Wahrheit an den Tag gebracht hatte. Martin sah ihn nicht mehr hohnlächelnd über das Gatter in seinen Hof hineinlugen. Thoring hielt sich weislich fern

und dachte grimmig und grollend über den alten Spruch nach: Unrecht Gut gedeihet nicht.

Martin ist noch heute der reichste Bauer im Dorfe; er und sein Weib erfreuen sich ihres Glückes mit dankerfülltem Herzen gegen den höchsten Lenker aller menschlichen Geschichte.

Liebe ist Glück.

„Armes Weib!" murmelte in der Frühe eines hellen Sommermorgens der Fischer Gotthardt, indem er Netz und Ruder auf den Schultern, an das offene Fenster seiner Hütte trat, und mit zärtlichem Blick seine junge Frau betrachtete, die in der kleinen Stube emsig mit dem Stricken eines großen Netzes beschäftigt war. „Armes Weib!"

Er hatte sehr leise gesprochen, aber dem scharfen Ohr Else's waren die Worte doch nicht entgangen. Mit hellem Blick und lächelndem Munde schaute sie auf, und ihr freundliches Kopfnicken grüßte den hübschen, kräftigen Fischer. „Warum denn arm?" fragte sie.

„Elise, wie du sprichst!" erwiederte Gotthardt. „Meinst du, ich hätt' es nicht gehört, wie du bis Mitternacht unsern kleinen Werner auf dem Arm getragen und in Schlaf gewiegt hast — und jetzt — kaum ist die Sonne herauf — bist du schon wieder in voller Geschäftigkeit! Else, in der Seele jammert es mich, daß du so mühselig und traurig deine Tage verbringen mußt. Wenn das dein Vater sähe, der reiche Schiffsbaumeister — großer Gott, es müßte sein hartes Herz rühren. Aber er sieht es nicht, will es nicht sehen, und ich — — ach Else, wär' ich nimmer in

dein Haus gekommen! Du wärst wenigstens nicht arm, nicht elend geworden!"

Das junge, schöne Weib — denn jung und schön war sie, eine seltsame Wunderblume inmitten der armseligen Umgebung — stand rasch auf, legte beide Hände auf die Schultern ihres Mannes, und blickte ihm tief und zärtlich in die Augen. Die schlanke Frau, der kräftige Fischer mit dem gebräunten Gesicht — man konnte lange suchen, bis man ein schöneres Paar fand, wie dieses. „Ich bin nicht elend, Gotthardt, bin es nicht", sagte Else.

„Aber unglücklich bist du!" entgegnete ihr Mann.

„Unglücklich? Du träumst, lieber, lieber Gotthardt!" erwiederte Else innig und lächeltete. „Unglücklich? weil wir arm sind? Pah, du weißt nicht, was Glück ist! Weißt es nicht, Gotthardt."

„Ich weiß, daß deine zarte, weiße Hand rauh und braun geworden ist von schwerer Arbeit", sprach Gotthardt düster. „Ich weiß, daß deine Kost ärmlich, dein Lager hart, dein Schlaf ohne Ruhe, dein Wachen voll Mühe ist! Was brauch' ich mehr zu wissen? Leid' ich denn nicht mit dir?"

„Aber weißt du denn nicht, daß ich dich liebe?" fragte Else rasch und dringend.

„Ach, wohl, wohl weiß ich es! Du wärest ja sonst nicht hier!"

„Nun, und wie kannst du denn so sprechen?" lächelte Else zuversichtlich. „Liebe ist Glück, Gotthardt!"

„Ja, Liebe ohne Sorge!" erwiederte der Mann mit leisem Kopfschütteln. „Aber so?!"

Ein schalkhafter Strahl blitzte aus Else's klarem Auge. „Du meinst also, ich wäre glücklich, wenn ich in meines Vaters Hause wohnte?" fragte sie.

„Ja, das glaube ich", sagte er fest.

„Und du willst mein Glück?“ fragte sie weiter.

Ein Blick tiefer und inniger Zärtlichkeit war die Antwort.

„Wohl denn, Gotthardt“ — fuhr Else fort — „so will ich gehen und dich verlassen, und meine Lisbeth und meinen Werner, und will heimkehren in meines Vaters Haus.“

Sie hatte so ernsthaft gesprochen, daß Gotthardt betroffen aufschaute und eine leichte Blässe seine braunen Wangen überflog. „Das kannst du nicht thun, das wirst du nicht thun“, stieß er plötzlich nach einem Momente athemlosen Schweigens hervor.

„Und warum nicht? Du mußt es ja selbst wünschen! Du willst doch mein Glück?“ erwiederte Else.

„Aber mich, deine Kinder — uns, uns wolltest du verlassen? Aber du liebst uns ja!“

„Nun also!“ lachte Else.

Gotthardt blickte ihr verdutzt in's Auge.

„Aber wie schwer von Begriffen du bist!“ rief Else hell und munter. „Du fühlst selbst, ich sehe, ich höre es ja, daß ich elend wäre ohne Euch — begreifst du denn nun nicht, daß ich mit Euch glücklich sein muß! Muß, Gotthardt! Muß, ich mag wollen oder nicht! Lieber, thörichter Mann! Wer so reich ist an Liebe, wie ich, der ist glücklich! Oder wärest du es nicht? Sähest du irgend ein Glück ohne uns? Frage dein Herz, Gotthardt, und dann laß es mir antworten.“

„Du hast Recht“, stieß Gotthardt hervor — aber du bist auch ein liebes, herrliches, gutes Weib! Ja, Else, ich seh' es jetzt wohl — nicht Reichthum, nicht Müssiggang, nicht sorgenloses Leben, selbst nicht Kraft und Gesundheit

ist Glück — sondern nur Liebe ist es. Ja, Else, Liebe ist's!"

„Nun, endlich!" athmete Else auf, und ihr Blick strahlte. „Und willst du mich nun auch nicht mehr kränken durch deine Trauer und deine Zweifel?"

„Nein, aber doppelt lieben will ich dich, Else und mit verdoppelter Kraft für dich arbeiten!" erwiederte Gotthardt innig. „Ja, ja, da Liebe Glück ist, sollst du nun auch vollkommen glücklich sein — so glücklich, wie ich durch dich!"

Else beugte ihr Köpfchen zum Fenster hinaus und küßte ihren Mann auf die Stirn. „So!" sagte sie schalkhaft, „dies Stückchen Glück kannst du mitnehmen auf den Weg. Wann kehrst du zurück, Gotthardt?"

„Mit Sonnen-Untergang, so Gott will," erwiederte der Fischer. „Die Nacht war gut — ich hoffe, wir haben einen schönen Fang gethan."

„Wohl — am Strande erwart ich dich mit den Kindern," sagte Else. Und nun geh'!"

Gotthardt ging, aber nicht, ohne erst zärtlichen Abschied genommen zu haben. Else schaute ihm nach, bis er hinter den Sanddünen des Nordseestrandes verschwand. „Guter, lieber Mann, Gottes Segen mit dir!" flüsterte sie vor sich hin. „Er liebt mich, er trägt mich auf den Händen, er arbeitet für mich Tag und Nacht — und doch, doch fürchtet er, ich sei nicht glücklich. Wie wenig kennt er das Herz eines Weibes! Was gilt diesem Glanz und Reichthum gegen die Liebe des Mannes, den es liebt?"

Das verächtliche Achselzucken Else's sagte mehr als tausend Worte. Hätt' es Gotthardt gesehen, er würde nie mehr an Else's Glück gezweifelt haben.

Ja, Else war glücklich trotz ihrer Armuth, die ihr kaum das Nothdürftigste gewährte. Früher hatte sie in besseren Umständen gelebt. Ihr Vater, der Schiffsbauer Walters, war ein wohlhabender Mann, wenn auch nicht gerade reich, Gotthardt war einer seiner Gehülfen gewesen und oft in sein Haus gekommen. Er hatte Else, sie hatte ihn gesehen. Wie sich das so macht, sie wußten auf einmal Beide, daß sie einander liebten, so recht aus Herzensgrunde. Der Mann wäre Else's Vater schon recht gewesen, aber seine Armuth behagte ihm nicht. Er sagte nein, als Gotthardt sich ein Herz faßte und um Else anhielt. Gotthardt mußte fort — aber die Liebe blieb. Else grämte sich — schwand hin, wie ein Schatten — und sie war Walters einziges Kind. Sie klagte nicht, sie bat nicht, sie flehte nicht — aber ihr Gram sprach deutlich genug. Dem Vater bangte.

„Thu', was du willst," sprach er zu ihm. „Wenn du Gotthardt lieber hast, wie mich, so geh' zu ihm. Ich hindere dich nicht — auch meinen Segen will ich dir mitgeben — weiter aber auch nichts. Deinen Gram will ich nicht mehr sehen, und — obwohl der Gram nicht tödtet, so könnte doch der Henker sein Spiel treiben und — ich will deinen Tod nicht auf dem Gewissen haben. Thu' also, was du willst! Gefällt dir's bei Gotthardt besser, als bei mir, so bleibe bei ihm; wo nicht — so komm zurück. Ich werde dich immer lieben als meine Tochter — aber den Gotthardt mag ich nicht. Und somit Basta!"

Nun ja, Else hätte nicht Liebe empfunden haben müssen! Sie schwankte keinen Augenblick, und vier Wochen nachher war sie Gotthardt's Frau. Gotthardt trug sie im Herzen und auf den Händen. Durch seinen Fleiß erwarb er das Nöthigste; Else stand ihm treulich bei — zum Va-

ter kehrte sie nicht zurück. Sie hoffte, sein Herz werde ihn doch endlich zu ihr führen. Dennoch sehnte sie sich — aber nicht nach seinem Reichthum, der kümmerte sie nichts. Sie war so reich an Liebe.

Der Tag verging Else'n rasch in Sorge um die Kinder und in geschäftiger Emsigkeit. Als aber die Sonne sich dem Untergange näherte, legte sie die Arbeit bei Seite, nahm den kleinen Werner auf den Arm, sein Schwesterchen Elsbeth an der Hand und schritt hinab an das Meeresufer. Sie wußte schon eine Stelle, von wo sie weit hinaus schauen konnte auf die schimmernde, weite, glänzende Fläche. Langsam ging sie dahin — am Fischerdorfe vorüber. Wer ihr begegnete, grüßte sie freundlich, denn wer sie kannte, liebte sie auch, und sie war so sehr Aller Liebe und Freundlichkeit werth. Am Ufer setzte sie sich nieder — der kleine Werner schlief auf ihrem Schooße ein — Elsbeth streckte sich neben sie hin, suchte bunte Muscheln und Kiesel im Sande und spielte damit. Else selbst schaute über das Meer hin, plauderte wohl ein paar Worte mit ihrem kleinen Mädchen, hing aber mehr ihren Gedanken nach, die bei Gotthardt und ihrem Vater verweilten.

So näherte sich der Abend mehr und mehr, wie der leuchtende Sonnenball tiefer und tiefer hinabsank in die feuchte Umarmung des Meeres. Gotthardt hätte nun bald kommen müssen, er hätte schon da sein können — und doch gewahrte Else's scharfes, glänzendes Auge noch nirgends den weißen Schimmer seines Segels auf den Wassern. Andere Segel wohl, näher oder ferner — aber das Seinige nicht, das sie aus hundert andern heraus erkannt hätte. Sie spähete, forschte, suchte emsiger und emsiger — aber nicht aus irgend welcher Besorgniß — was hätte sie

fürchten sollen? — nur aus liebevoller Sehnsucht. Während dem Spähen und Forschen bemerkte sie nicht, daß am westlichen Himmel allmählich eine breite Wolkenwand sich bildete — ein grauer, bleifarbener Nebel, der bald auch die sinkende Sonne einhüllte. Die glänzenden Strahlen derselben verwandelten sich in röthliche Gluth, welche sich allmählig über die ganze Wolkenschicht verbreitete. Else merkte es nicht — sie blickte nur nach dem Segel ihres Mannes aus.

Ein alter Fischer kam vorüber und grüßte freundlich. „Macht, daß Ihr heimkommt, Frau Else," sagte er, „dort drüben taucht die Windsbraut aus dem Meere auf, und ihr Flug ist rasch. Es wird eine schlimme Nacht geben mit Sturm und Regengüssen. Die Möven schreien — und seht nur die Sonne, Frau Else!"

Else schaute und schrak zusammen. Ja freilich — ein Sturm stand bevor. Die Sonne schimmerte nur noch matt durch die Nebeldünste, deren Gluth in ein düsteres, drohendes Rothbraun übergegangen war. Das bisher glizzernde und schimmernde Meer wogte dunkel und finster. Die hellen Segel in der Ferne stachen grell und blendend gegen den Hintergrund der Wolkenwand ab. Die Sturmvögel flatterten kreischend über dem Wasser hin.

„Großer Gott, erbarme dich unser!" stammelte Else und faltete die Hände über ihren schlummernden Knaben.

„Was giebt's, Frau Nachbarin?" fragte der alte Fischer. „Ihr werdet blaß! Gotthardt wird doch nicht . . ."

„Er ist noch draußen," fiel Else hastig ein — „und fern! Ich sehe sein Boot nicht — nirgends!"

„Das ist schlimm!" sagte mit sorgenvollem Tone der alte Fischer — setzte aber sogleich ermuthigend hinzu: „Indeß, es wird nichs zu bedeuten haben! Gotthardt ist ein

erfahrener Mann — er hat gewiß die drohenden Anzeichen des Wetters längst gesehen, und sich und sein Fahrzeug in Sicherheit gebracht. Wegen Seiner könnt Ihr ruhig sein. Geht nur heim, gute Frau — vertraut auf Gott und Eures Mannes Geschicklichkeit."

Der Trost des alten Fischers verfehlte seine Wirkung nicht ganz. Else fühlte sich ein wenig beruhigt und stand auf, um mit den Kindern heimzukehren. Noch einen langen, spähenden Blick warf sie über die Wasserfläche hin, dann mit einem leisen Seufzer, da sie Gotthardt's Boot noch immer nicht entdeckte, schlug sie den Weg nach ihrer Hütte ein. Der alte Fischer begleitete sie bis zum Dorfe und gab ihr noch manchen guten Trost. Else glaubte fast selbst, Gotthardt müsse bereits in Sicherheit sein.

Die Nacht war angebrochen, als sie die Hütte erreichte. Den Kindern fielen die Augen zu vor Müdigkeit. Else brachte sie zur Ruhe, zündete ein Licht an, setzte sich an das Fenster und lauschte in die Finsterniß hinaus. Sie hoffte jeden Augenblick den wohlbekannten Fußtritt ihres Mannes zu vernehmen, aber sie hörte nichts als das Rauschen der Baumwipfel und das Brausen der Meeresbrandung aus der Ferne. Das Rauschen und Brausen ward lauter, gewaltiger. Der Sturm brach los und flog heulend über Wasser und Erde. Mit furchtbarer Wucht schüttelte er die Baumstämme und beugte sie, wie schwanke Gerten. Die Hütte schütterte unter seinen Stößen. Die Fenster klirrten — der Regen klatschte wie Peitschenhiebe gegen die Scheiben. Else's Angst kehrte wieder. Sie zitterte.

Der Regen hörte auf — die Wolken flogen mit Blitzesschnelle vorüber — der Mond ergoß sein Licht vom reinen Himmel über die Erde — die Sterne funkelten —;

aber der Sturm tobte fort, das Meer donnerte — dann und wann krachte ein zerbrochener Baumstamm zur Erde nieder.

Jetzt — was war das?

Else fuhr von ihrem Sitze in die Höhe. Ein kurzer, dumpfer Donner. Er wiederholte sich in gemessenen Zwischenräumen. „Nothschüsse, ein Schiff in Gefahr!" murmelte Else bang vor sich hin. Gleich darauf lautes Geschrei vom Dorfe her. Die Männer eilten an den Strand — sie sahen das Schiff ohne Zweifel. Else's Brust wogte heftig — ihr Athem flog — ihre Angst stieg. Sie hielt es nicht länger in der Hütte aus — sie mußte selbst sehen, selbst hören. Noch einen Blick warf sie auf ihre ruhig schlummernden Kinder, legte segnend und still betend die Hände auf ihre Locken, verschloß sorgfältig die Thüre hinter sich, und eilte dann mit zitternder Hast an den Strand. Viele Männer, Weiber, Kinder standen dort und blickten mit Spannung über die schäumenden Wogen hin. Noch wüthete der Sturm — die Brandung spritzte schäumenden Gischt — der Vollmond leuchtete hell und klar.

„Sie sind verloren!" sagte ein Mann. „Keine Menschenmacht kann da Rettung bringen."

Ja, sie schienen verloren. Auch Else sah es. Deutlich gewahrte sie eine Brigg — kaum zweihundert Ellen vom Strande entfernt. Sie saß fest auf einem Riffe. Ihre Masten waren zerbrochen — die Wellen schlugen mit Macht über das halb versunkene Hinterdeck. Nicht lange mehr konnte es dauern, so ging sie in Trümmer.

„Herr Gott, erbarme dich!" betete Else.

„Ein Boot!"

„Ja, wahrhaftig, ein Boot. Es schoß um den Spiegel des gescheiterten Schiffes herum, augenscheinlich von ei-

ner starken, geschickten Hand gelenkt. Trotz des Sturmes führte es einen kleinen Fetzen Segeltuch am Maste. Wenige Augenblicke hielt es sich an der Seite der Brigg, und man konnte sehen, wie einige dunkle Gestalten von Bord derselben nach dem Boote hinüber sprangen. Ob hinein, ob nebenbei, wer konnte es unterscheiden? Eine mächtige Welle schleuderte den leichten Nachen weit zur Seite. Die Wellen schienen es ganz und gar verschlungen zu haben.

„Schade um den muthigen Burschen!" sagte eine Stimme aus dem Haufen am Strande.

Else kreischte laut auf — ihr erster Blick hatte das Boot erkannt — es war das ihres Mannes.

„Da taucht's wieder auf!" schrie eine andere Stimme, der ein Jubelruf folgte.

Es tauchte wieder auf — ward von Neuem verschlungen — erschien abermals, und arbeitete sich wacker durch die rollenden, überstürzenden, schäumenden Wasserhügel. Wacker, wacker arbeitete das brave Boot dem nahen Rettungsufer zu. Heran kam es — heran bis auf fünfzig Schritt — Jeder erkannte nun Gotthardt, Else's Mann, und eine zweite, fremde Gestalt im Boote mit entblößtem Haupte, dessen graue Locken im Winde flatterten — Jeder schrie einen Zuruf der Ermuthigung, und Else — Else streckte sehnsüchtig ihre zitternden Arme dem Boote entgegen.

Heran kam es bis auf fünfzig Schritt — aber nicht weiter — keinen Zoll breit weiter. Die rückströmende Brandung packte den leichten Nachen und schleuderte ihn wieder in's Meer hinaus.

Unverdrossen kehrte er wieder — wieder bis auf fünfzig Schritt — zurück dann wieder, unerbittlich zurück. Und so zum dritten, vierten, fünften Mal!

„Nützt nichts — kommt nicht heran — ist verloren das gute Boot — armer Gotthardt!" sagte eine tiefe Stimme.

„Ein Seil! ein Seil!" schrie eine andere — „werft ihm ein Seil zu!"

„Nützt euch nichts — kommt nicht hinüber!" sagte die erste Stimme. „Ja, wenn Einer den Muth hätte, durch die Brandung zu schwimmen! Das Seil wäre wohl da. Hier ist's. Wer wagt's?

Sie standen und schauten — schauten auf das hoffnungslos kämpfende Boot — auf die wüthenden Wogen — Keiner trat vor — die Gefahr, zerschellt, zerschmettert, fortgerissen zu werden, war zu augenscheinlich. Tiefes Schweigen — und wieder kämpfte das Boot her — wakker, wacker heran — und noch immer trat Keiner vor von den Männern , auch nicht Einer.

„Verloren!" sagte die tiefe Stimme von vorhin.

„Wohl, dann verloren ich mit ihm!" sprach die zarte Stimme eines Weibes, und Else trat vor, blaß und mit zuckender Lippe — aber mit unerschütterlicher Entschlossenheit in den schönen Zügen. „Her mit dem Seile."

„Ihr, Frau Else? Ihr seid toll! Bedenkt Eure Kinder!" sagte der alte Fischer, der sie am Abend auf dem Heimwege begleitet, und hielt sie am Arme fest.

Else rang sich rasch, beinahe wild von ihm los. „Her das Seil!" wiederholte sie.

„Aber Eure Kinder! Eure Kinder!"

„Der da ist ihr Vater und muß gerettet werden!" entgegnete Else kalt und fest. „Her das Seil!"

„Ihr dürft nicht, sollt nicht — sollt absolut nicht — wäre Euer Tod!"

Pah, was frägt ein treues, liebendes, hochherziges Weib

nach dem Tode, wenn es gilt, den Mann ihrer Seele zu retten. Else's Augen rollten wild im Kreise umher — dann, wie eine Löwin, stürzte sie auf das Seil, schlang es um ihre geschmeidige Hüfte, warf ihr Obergewand ab und mit einem Sprunge verschwand sie in der tobenden Brandung.

Ein Schrei, ein Schrei des Schreckens, der Angst, des Entsetzens aus Aller Munde! Die Wellen schlugen über Else's Haupt zusammen — an Schwimmen war nicht zu denken — Else schien verloren, wie ihr Mann und sein Boot.

„Packt das Seil! Zieht sie zurück!" schrieen Einige.

Sie griffen das Seil — aber ehe sie anzogen, tauchte Else aus den Wogen auf — hielt sich über dem Wasser — ward überschwemmt — tauchte wieder in die Höhe, schüttelte die triefenden Locken: „Hier, Gotthardt! Hier!"

Die Strömung trieb sie auf das kämpfende Boot zu — noch ein Schritt — noch ein einziger — aber das Boot wich zurück — wich, wich, wich unaufhaltsam. „Verloren!" tönte vom Ufer. Aber doch nicht — doch nicht! Gotthardt griff nach dem Ruder — mit übermenschlicher Anstrengung drängte er den Nachen wieder vorwärts — der Bast ging von seinen Händen — das Blut spritzte unter seinen Nägeln hervor — aber er sah nichts, er fühlte nichts — er sah und fühlte nur den Todeskampf seines Weibes. Das Boot flog — durchschnitt die Wellen — Ein Griff — Ein jauchzender Schrei — Else war gepackt vom starken Arm ihres Mannes — das Ruder trieb auf den Wellen — aber sie, sie, die heldenmüthige Else — sie war gesichert — im Boote — über Bord gehoben mit einem einzigen Schwunge. Ohnmächtig fast sank sie hin. Gotthardt ergriff das Seil. Jubelndes Aufjauchzen am Strande! Mit Macht zogen sie an drüben — Gotthardt stand wie ein

Felsen, um den rechten Arm das Seil geschlungen — sein linker umfaßte krampfhaft den Mast.

„Hoiho! Hoiho! Durch, durch!“

Durch drang das wackere Boot durch die Brandung — da war es am Ufer! Gotthardt nahm sein Weib in die Arme — mit einem Sprunge brachte er Else in Sicherheit — sein Begleiter folgte ihm auf dem Fuße — das Boot, nicht länger gehalten, trieb in die schäumende Brandung zurück und verschwand — verschwand, wie die Brigg verschwunden war, indeß Aller Augen auf Else und Gotthardt gesehen.

Die drei Geretteten sanken auf ihre Kniee — Else Brust an Brust mit ihrem Gatten. So lagen sie athemlos selige Augenblicke — jeder ein volles Menschenleben werth — und um sie her standen die Männer und Weiber und Kinder mit entblös'ten Häuptern, betend mit den Betenden, die Gottes Hand errettet durch das muthige Herz eines liebenden Weibes.

„Meine Kinder! Meine Kinder! Gott segne Euch!“ sprach die zitternde Stimme des mitgeretteten Greises.

Else schaute auf mit hastigem, wilden Blick. „Mein Vater! Jesus Christus, mein Vater!“ schrie sie laut.

Ja, ihr Vater war es, der alte Schiffsbaumeister Walters. Er umarmte seine Tochter und Gotthardt mit den Worten: „Meine Kinder! Meine Kinder!“

„Also Gotthardt auch dein Kind, Vater?“ rief Else in Tönen seliger Trunkenheit.

„Mein Kind, wie du!“ sprach der Alte feierlich und zog die Beiden in noch innigere Umarmung.

So standen sie lange. Endlich gingen sie. Der Sturm tobte noch fort — aber in ihrem Herzen war Glück und

Frieden. Glück und Frieden traten mit ihnen in die niedere Fischerhütte.

Walters war auf einer Reise nach London begriffen gewesen, als der Sturm die Brigg an das Ufer getrieben. Gotthardt, auf der Heimkehr, hatte die Noth der gescheiterten Brigg erkannt und Rettung zu bringen gesucht. Nur dem alten Walters war es gelungen, an Bord des Bootes zu kommen. So ward er gerettet durch den Sohn, den er nicht sehen gewollt.

Die heldenmüthige Aufopferung Gotthardt's erschütterte sein Herz — mehr noch erschütterte es die todtverachtende Liebe der treuen Else. Liebe erzwang Liebe.

„Da du ihn so sehr liebst, muß er werth sein, mein Sohn zu heißen", sagte er zu Else am Morgen.

Else lächelte mit strahlendem Blicke. „Hörst du, Gotthardt?" sagte sie. Liebe und immer Liebe! Liebe ist Glück und bringt Glück!"

Sie war Glück und brachte Glück. Sucht glücklichere Menschen als den Vater Walters, Else, Gotthardt und ihre Kinder — suchen könnt Ihr lange — finden werdet Ihr Keine. Es giebt keine mit größerer Liebe — also keine mit glücklicheren Herzen. So liebt denn auch Ihr, und seid glücklich, wie Jene. Liebe ist Glück — alles Andere Tand, Spielerei, nicht der Rede werth!

Morgenstunde hat Gold im Munde.

Ein gutes, altes Sprichwort — und Mancher hat schon an sich selber erfahren, daß eine tiefe Wahrheit darin verborgen liegt. Morgenstunde hat Gold im Munde! Ja, Gold überall. Die Sonne geht auf in Glanz und Strahlenpracht und streut mit vollen Händen Ströme goldenen Lichtes über Himmel und Erde. Der Landmann streut in der Frühe goldenen Samen, und goldene Frucht entsprießt ihm daraus. Der fleißige Handwerker grüßt lächelnd die Sonne und seine rührigen Hände schaffen Gold über Gold. Seht den Schmied, er hämmert das Eisen, daß die Funken sprühen wie ein feuriger Regen, und siehe, aus Eisen wird Gold ohne Tiegel unb Retorte des Alchymisten. Seht den Schneider — glänzen seine Faden in seiner Nadel nicht golden im Morgenstrahl? Wie lange, und die Seide ist Gold geworden! — Seht den Maurer, den Zimmermann, den ehrlichen Schuster — Holz und Steine und Leder verwandeln sich in Gold unter seiner Hand. — Seht den Dichter, die Locken angeglüht vom ersten Sonnenstrahl — sein Ohr lauscht dem wirbelnden Gesange der Lerche, sein Auge taucht in die Tiefen des Himmels, von den feurigen Wolken schöpft er das Gold des Geistes und münzt es zu goldenen Gedanken aus. Gold, Gold, Gold — Gold

überall! Gewiß, Morgenstunde hat Gold im Munde, Gold aller Art, aber immer köstliches Gold.

Will Euch eine kleine, kurze, einfache Geschichte erzählen von der Morgenstunde, der goldenen Morgenstunde. Hat sich die Geschichte wirklich und wahrhaftig zugetragen und hat mir gefallen, da ich sie hörte, denke mir, sie gefällt Euch auch. War da nämlich ein Pächter — wollen ihn Urban nennen, denn es kommt auf den Namen nichts an, wenn nur die Sache richtig ist — hieß also Urban, der Pächter, und war Euch ein rechtschaffener, braver, frommer, fleißiger und geschickter Mann. Verstand sein Fach, versichere Euch. Ward für den besten Landwirth gehalten weit und breit und wußte, was es heißen will: „Morgenstunde hat Gold im Munde." Wenn die kleinen, munteren Vögel noch träumten in den Zweigen und die stille, dunkle Nacht noch glänzende Thautropfen mit geschäftigen Fingern an Gräser und Halme hing, dann war er schon rührig im Gehöft oder auf dem Felde, der Erste voran bei der Arbeit und ein treffliches Beispiel für Weib und Kind, für Knecht und Magd. Glaubte fest an das Sprichwort, das gute, wahre, alte — glaubte wirklich, Morgenstunde hat Gold im Munde, und täuschte ihn der ehrliche, treue Glaube auch keineswegs. Hatte klein angefangen, der Urban — war Euch aber wacker vorwärts gekommen, mit Macht vorwärts gekommen — konnte ein hübsches Gut in Pacht nehmen, hatte die schönsten Rinder und Schaafe im Stalle und die blanksten, muthigsten Pferde, und gedieh Alles unter seinen fleißigen Händen und seinen wachsamen Augen, die so klar und frisch in den klaren, frischen Morgen hineinblitzten. Hatte wirklich Gold im Munde für ihn, die Morgenstunde, und er freute sich dessen nebst Weib und Kind mit dankbarem Herzen für

den Geber alles Guten — bis — nun ja, bis denn auf einmal das Unglück einkehrte nach so vielem Segen in die gemüthliche Pachtung. Kam nämlich ein Viehsterben und fielen die glatten, stattlichen Rinder wie die Mücken. Die Schafställe starben aus, die Pferde sanken um. Urban schüttelte den Kopf, und das Herz wollte ihm schwer werden. Dachte aber: Klagen und Jammern nützt nichts — haben noch die Morgenstunde, und die führt Gold im Munde." Nahm ein Kapital auf in der Stadt, fünf Meilen von seiner Pachtung, versprach Rückzahlung zum Herbst, wenn die Erndte eingebracht wäre, kaufte andere Rinder, andere Schafe, andere Pferde und bestellte seine Felder. Die Saaten gediehen und schossen herrlich auf — segenschwer wogten die Halme auf den Fluren. Urban dachte: „das alte Sprichwort hat sich bewährt — Morgenstunde hat Gold im Munde. — Wir säeten in der Frühe und siehe, die Aehren tragen Gold über Gold in den Hülsen." Das Herz ward ihm wieder leicht.

Nicht lange.

Ein Gewitter kam mit Donnersturm und Hagelschlag — kurz vor der Ernte, und der reiche Segen der Felder war vernichtet in weniger denn zehn Minuten. Da stand der arme Urban am Grabe seiner Hoffnungen — neben ihm voll Jammers das treue Weib, und eine Thräne der Wehmuth funkelte in seinem trüben, erloschenen Auge.

„Wir sind Bettler, gutes Weib," sagte er — „Bettler, wenn es mir nicht gelingt, meinen Gläubiger zu Geduld und — einem neuen Vorschuß zu bewegen. Zu hoffen ist nicht darauf — aber dennoch, dennoch will ich's wagen. Morgen reite ich hinüber zu ihm."

Auch in seinem Unglück vergaß der ehrliche Urban nicht sein altes, gutes Sprichwort. Die Nacht lag noch dunkel

über der Erde, da saß er schon auf seinem Rößlein, und trabte der Stadt zu. Nicht munter und fröhlich wie sonst — sondern gesenkten Blickes, den Kopf voll schwerer, banger Gedanken. Dennoch kam er rasch vorwärts. Die Sonne ging auf, purpurn und golden, da erreichte er einen Wald. Die große Straße machte einen Umweg durch ihn. er lenkte von ihr ab, und schlug einen Fußpfad ein, der eine Stunde näher führte. Sein Rößlein ging langsamer — er blickte auf und sah umher. Plötzlich, mitten im Walde, vernahm er Stimmen — hielt verwundert an — lauschte und sah sechs oder sieben Männer in lebhaftem Gespräch. Er kannte sie nicht — sie kannten ihn auch nicht, wie es schien, denn sie maßen ihn mit halb neugierigen, halb mißtrauischen und finstern Blicken.

„Seltsam", dachte Urban, „was haben die so früh im Walde zu schaffen?"

Die Männer schauten — steckten die Köpfe zusammen — flüsterte eifrig mit einander — schauten wieder — Urban ward immer neugieriger.

„Willst doch abwarten, was sie thun werden" — dachte er bei sich selbst. „Der Braune ist ohnehin müde, ob er hier ausruht oder im Stalle wird ihm gleich sein."

Er stieg ab, streifte den Zaum herunter, band den Braunen an einen jungen Eichenstamm, warf ihm Futter vor, und ging gemächlich in der Nähe auf und nieder, bald die Bäume umher, bald die fremden Männer mit scheinbar gleichgültigen Blicken betrachtend. Die Letzteren stutzten sichtbar — ihre Blicke wurden feindseliger gegen Urban — ihr Gespräch unter einander eifriger, heftiger. Sie fochten mit den Händen durch die Luft — ihre Augen funkelten — die Heftigsten stampften mit dem Fuße auf die Erde. Urban's Neugierde stieg immer höher — bis zur Span=

nung. Aber Furcht empfand er nicht, trotz der zornigen Blicke, die auf ihn geschleudert wurden. Die Männer waren allerdings sichtlich sehr aufgeregt, aber ihr Aeußeres zeigte auf den ersten Blick, daß sie weder Räuber noch Mörder sein konnten. Vielmehr schienen sie reich oder doch wohlhabend zu sein, denn Alle trugen schwere Geldkatzen um den Leib geschnallt.

Plötzlich näherte sich Einer aus der Mitte der Männer, grüßte Urban kurz, aber höflich, und fragte, was er hier im Walde zu thun habe?

„Pah, was kümmert's Euch?" entgegnete Urban ebenso kurz und höflich, „Geschäfte führen mich her."

„So, so!" brummte der Mann, runzelte die Stirn und kehrte zu seinen Genossen zurück. Wiederum eifriges Geplauder, Köpfezusammenstecken, Gestikuliren, Fußstampfen. Urban schaute — immer gespannter auf die Entwickelung dieser kleinen Komödie. Nicht lange, so kam der vorige Mann wieder.

„Ein Wort zur Güte, Herr", sagte er zu Urban. „Nehmt fünfhundert Thaler, und entfernt Euch."

Urban stutzte — schüttelte vor Verwunderung schweigend den Kopf.

„Ihr besinnt Euch, wollt nicht", sprach der Mann. „Gut, nehmt tausend Thaler, aber laßt uns freies Feld."

Urban stutzte noch mehr. Tausend Thaler! Und wofür? Blos, damit er ginge! Seltsam.

„Ich gehe nicht — mag Eure Tausend nicht!" sagte er. Der Mann sah erst sehr ärgerlich, dann besorgt und ängstlich aus. „Ihr seid hartnäckig", — sagt er. „Aber Ihr werdet Euch besinnen!"

„Pah!" machte Urban — „tausend Thaler! Warum nicht fünftausend."

„Das ist viel!“ erwiederte der Mann. „Indeß, ich will mit den Andern reden.“

Er ging, und ganz bestürzt schaute Urban hinter ihm her. „Was hat das zu bedeuten?“ murmelte er vor sich hin. „Anfänglich hielt ich Alles für einen Scherz, aber es scheint Ernst werden zu wollen. Bin doch begierig, was daraus wird.“

Brauchte nicht lange zu warten. Kam wieder, der Mann, nachdem er abermals eine Weile mit seinen Gefährten gezischelt und getuschelt, wie vorhin.

„Ist viel Geld“, sagte er, „aber sollt es haben, Herr! Müßt nur versprechen, auf Ehrenwort versprechen, daß Ihr auf der Stelle den Wald verlaßt.“

„Will's versprechen, auf Ehrenwort“, erwiederte Urban, immer erstaunter.

„Gut — hier sind fünf Rollen Gold — zählt sie selbst nach“, sprach der Mann.

Urban nahm die Rollen — brach sie auf — lauter blankes Gold — richtige fünftausend Thaler.

„Seid Ihr zufrieden? Sind wir einig?“ fragte der Mann.

„Sind es, sollt' ich meinen!“ entgegnete Urban.

„Gut dann — besteigt Euer Pferd und fort! In einer Viertelstunde geht es los, dann müßt Ihr fern sein.“

Urban glaubte noch immer zu träumen. Doch steckte er sein Gold ein, zäumte den Braunen auf und bestieg den Sattel. Nach höflichem Gruße, der eben so höflich von den fremden Männern erwiedert wurde, trabte er davon — aber nicht der Stadt zu, sondern heimwärts. Brauchte nicht mehr in die Stadt, hatte Geld genug, um seine Schulden zu bezahlen, und noch ein Erkleckliches übrig zu behalten. Brauchte kein Geld weiter.

Vor dem Walde lag ein Gasthof. „Wer weiß“, dachte er, „der Wirth kann dir vielleicht Auskunft geben über die absonderliche Geschichte.“

Trat ein, fand den Wirth, fragte, hörte Alles, lachte laut und ritt weiter. Der Braune mußte tüchtig auftreten.

„Schon zurück, lieber Mann!“ kam die Frau ihm entgegen. „Wie steht's? Gute Geschäfte gemacht?“

„Vortreffliche!“ sagte er mit freudeglänzendem Gesicht. „Morgenstunde hat Gold im Munde, liebes Weib!“

„Wie so, Morgenstunde?“

„Nun, wäre ich eine halbe Stunde später ausgeritten, so hätte man mir keine fünftausend Thaler im Walde ausgezahlt.“

„Fünftausend Thaler? Wofür?“

„Daß ich den Wald meiden solle!“

„Den Wald meiden? Wie so?“

„Weil man ihn versteigern wollte!“

„Versteigern? Ich verstehe dich noch immer nicht, lieber Mann!“

„Nun, so höre! Ich komme in den Wald — weiß von keiner Versteigerung — sehe Männer — Neugierde hält mich fest — sie glauben, ich sei ein Concurrent, der mit bieten wolle auf den Wald — eine Viertelstunde nachher sollte die Versteigerung beginnen — sie waren die einzigen Käufer, schon einig unter sich — schaue da nun hinein — wollen mich forthaben — bieten mir fünftausend Thaler — und ich, ich greife zu. Erzählt mir nachher der Wirth am Walde, wie das Ding zusammenhängt. Eine halbe Stunde später, und die Versteigerung war vorbei. Sage drum: Morgenstunde hat Gold im Munde. Da ist das Gold, Weibchen — ein ganzer Haufen! Lacht, wie die Morgensonne!“

War ganz glücklich, die gute Frau. Und Urban — könnt mir glauben, der hat noch viel Gold gefunden in Morgenstunden, und frische Kraft und Gesundheit obendrein. Ist aber auch ganz verliebt in sein Sprüchwort; hängt's doch, mit großen Buchstaben geschrieben, über seinem Schreibtisch, und seinen Kindern hat er's so oft eingeprägt, daß sie's in ihrem Leben nicht vergessen. Glaub' es wenigstens nicht. Und nun — aus ist das Geschichtchen! Möchte nur, Ihr vergäßet das Sprüchwort daraus nicht — das alte, liebe, wahre Sprüchwort: „Morgenstunde hat Gold im Munde!" Wär' Euch kein Schade, sag' ich!"

Handwerk hat goldenen Boden.

In einer deutschen Residenz mittlerer Größe lebte in den dreißiger Jahren ein Mann, der viel von sich reden machte. Die Leute wußten nicht recht, wie sie mit ihm dran waren, nur das wußten sie, daß er, wie man zu sagen pflegt, unmenschlich reich sei. Fremd und unbekannt war er in die Stadt gekommen und logirte im ersten Gasthofe. Die Stadt und ihre Lage schienen ihm zu gefallen. Er sprach den Wunsch aus, sich für den Rest seiner Tage daselbst niederzulassen, und ehe man sich's versah, hatte er eines der schönsten Häuser und einen großen, prächtigen Garten an der Stadt nicht nur gekauft, sondern auch mit einer ansehnlichen Summe baar bei Heller und Pfennig auf einem Brette bezahlt. Er ließ Haus und Garten nach seinem Geschmacke einrichten, was wiederum viel Geld kostete, und als Alles fertig war, bewohnte er's ganz allein mit seinen Leuten, einem alten Diener und einer eben so alten Magd.

Im Hause ließ er nicht viel draufgehen, aber außer demselben desto mehr. Obgleich er's so geheim wie möglich that, man erfuhr doch, daß er unglaublich viele Wohlthaten spendete, namentlich an geschickte, fleißige, aber arme Gewerbsleute. Denen gab er Geld zu Hunderten.

Die faule Bettelhaftigkeit aber hatte nichts von ihm zu hoffen.

Es dauerte nicht lange, so kannte Jedermann in der Stadt den alten Herrn Bunker, und Jedermann hatte Respekt vor ihm. Ehrerbietig zogen die Leute die Hüte, wenn er in seinem grünen Röckchen, das er Sommer und Winter trug, auf den Rohrstock mit dem Goldknopfe gestützt, durch die Straßen spazierte. Die Neugierde war rege. Man wollte wissen, wer der Herr Bunker sei, woher er komme, wo er bis dato gelebt, wie er seinen Reichthum erworben, und dergleichen mehr. Aber man erfuhr nichts. Herr Bunker selbst sprach nicht über seine Verhältnisse, und seine Diener glichen verschlossenen und versiegelten Büchern. Indeß war im Grunde wenig Geheimnißvolles um Herrn Bunker herum. Mit ein paar Worten ist Alles gesagt. In seiner Jugend war er nach Amerika gegangen, hatte sich in New-York durch Fleiß und Betriebsamkeit ein hübsches Vermögen von ein paar Mal hunderttausend Thalern zusammengehäuft, und war dann, da ihm das Leben in Amerika nicht zusagte, nach Deutschland zurückgekehrt, um hier den Rest seiner Tage in behaglicher Ruhe zu genießen. Das war Alles. Aber genug — er sprach von seinem früheren Leben nicht, und was die neugierigen Leute anbetrifft, so kümmerte es ihn wenig, daß sie sich die Köpfe über ihn zerbrachen.

Eines Tages spazierte Herr Bunker nach seinem Garten hinaus, wo er ein hübsches Gebäude zu seiner Sommerwohnung hatte bauen lassen. Bis auf die innere Einrichtung stand es fertig da, und man war eben dabei, die Fußböden zu legen — lauter Parquets von feinen Hölzern. Herr Bunker liebte die Eleganz, die Pracht sogar in seiner Wohnung — weniger um ihrer selbst willen, als

um dem fleißigen und geschickten Gewerbsmanne Gelegenheit zu geben, etwas Rechtschaffenes zu verdienen. Meister Ringelhardt, der Tischler, hatte ihm Zeichnungen vorgelegt, die ihm gefielen. Die Ausführung derselben war freilich ein wenig theuer — aber auf das Geld kam es nicht an. Meister Ringelhardt bekam die Arbeit in Akkord, und Herr Bunker war eben im Begriff, mit eigenen Augen zu schauen, wie weit die Arbeit vorgerückt wäre. Vier Wochen hatte er den Garten mit keinem Fuße betreten, um gleich ein hübsches Stück fertig zu sehen — jetzt mußten die Fußböden beinahe gelegt sein.

Es war gerade eine Feierstunde, als Herr Bunker bei seinem Gartenhause anlangte. Die Arbeiter lagen in den Gebüschen und schliefen. Nur ein Einziger, ein junger Mensch von siebzehn oder achtzehn Jahren, saß in einer Laube, ein Buch in der Hand. Sein Anzug verrieth, daß er zu den Arbeitern gehören müsse — aber sein ausdrucksvolles, feines Gesicht und das Buch machten Herr Bunker stutzen. Er ging auf den jungen Burschen zu, der bei seiner Annäherung aufsprang, das Buch zur Seite legte, und ehrerbietig in einer Weise grüßte, die ungleich mehr Bildung verrieth, als man bei einem Tischler-Lehrjungen vorauszusetzen pflegt.

„Was liest Du, mein Sohn?“ fragte Herr Bunker. „Zeige doch das Buch.“

Erröthend gab es der junge Mensch hin. Herr Bunker stutzte wieder; es war der Homer in der Ursprache.

„Was tausend ist das?“ fragte Herr Bunker — „bist Du — sind Sie denn nicht ein Arbeiter von Meister Ringelhardt?“

„Ja, Herr!“ erwiederte der junge Mensch bescheiden — „ich bin sein jüngster Lehrling.“

„Ah! Wunderlich!“ sagte Herr Bunker. „Wo ist Dein Meister? Ruf’ ihn mir doch.“

Der Bursche sprang dann und kehrte nach fünf Minuten in Begleitung seines Lehrherrn zurück.

„Recht, daß Sie da sind, Meister,“ sagte Herr Bunker. „Begleiten Sie mich in das Haus. Ich will sehen, was Sie geleistet haben.“

„Sie werden zufrieden sein, hoff’ ich,“ erwiederte Meister Ringelhardt, und sie gingen.

Unterwegs sagte Herr Bunker: „Was ist das für ein junger Mensch da? Ihren Lehrburschen meine ich!“

„Ach, den Rainer! das ist ein merkwürdiger Junge, Herr Bunker,“ entgegnete der Meister. „Mit dem hat es ein ganz eigenes Bewandtniß — noch im vorigen Jahre ließ er sich’s nicht träumen, daß er einst mit Säge und Hobel werde hanthieren müssen.“

„Dacht’s wohl, hätte sonst nicht gefragt,“ sagte Herr Bunker. „Nun, was ist mit ihm?“

„Ei, ein herrlicher Junge ist er, versichere Sie, erwiederte Meister Ringelhardt. „Sein Vater war der verstorbene Doktor Rainer, geschickter Arzt, angesehener Mann — dachte alle Welt, als er vergangenes Jahr starb, er müsse ein hübsches Vermögen hinterlassen haben. Fand sich aber nichts, wenigstens nicht viel. Der Junge hatte studiren sollen, hatte auch die größte Lust dazu — wurde aber nun nichts. Mußte abgehen von der Schule — sein Vormund brachte ihn zu mir — wollte ihn erst nicht als Lehrburschen nehmen — wissen wohl, Herr, vornehm erzogen und nachher Lehrjunge, thut selten gut — indeß, der Vormund redete mir zu, und das blasse Gesicht des hübschen Burschen sprach mir zum Herzen. Dachte, ich wollt es versuchen, — nahm ihn zu mir, und — versichere Sie, Herr,

braucht's nicht zu bereuen! Habe in meinem Leben nicht solchen Lehrjungen gehabt. Geschick zu Allem, und Willigkeit zu Allem. Zeichnet, wie ein Engel, führt den Hobel, wie der älteste Gesell, und hat ihnen einen Geschmack — einen Geschmack — sag' Ihnen, die Pariser könnten von ihm lernen. Freilich, das Studiren geht ihm immer noch im Kopfe herum — sitzt gar zu gern bei seinen Büchern — und wahrhaftig, es ist Schade um ihn, daß er muß ein Handwerker werden."

„Seid Ihr ein Narr, Meister Ringelhardt?" rief Herr Bunker. „Schade, daß er ein Handwerker werden muß? Ist sein Glück, sag' ich! Handwerk hat goldenen Boden! Unsinn mit dem Studiren! Soll ein Tischler bleiben, der Junge! Das sag' ich!"

Meister Ringelhardt sah verdutzt aus — hatte vielleicht insgeheim gehofft, er werde an Herrn Bunker einen Gönner und Beschützer für Rainer finden — war aber nichts, sah' es schon. „Hm!" machte er — goldenen Boden! Ist die Zeit nicht mehr, wie früher, Herr Bunker!"

„Ist die Zeit, sag' ich", sprach Herr Bunker!" „Ist gerade jetzt die Zeit! Versteht Eure Zeit nicht, Mann! Giebt nichts Besseres in der Welt, als ein Handwerk! Natürlich, wenn man's versteht! Geht aber der Dummkopf überall unter! Der Gescheute aber schwimmt oben, wenn er freie Bahn hat. Genug — werde mit dem Jungen reden. Jetzt zeigt mir Eure Fußböden, Meister."

Sie traten in das Haus, gingen aus einem Zimmer in's andere, Herr Bunker nickte zufrieden mit dem Kopfe. Zuletzt traten sie in ein kleines Kabinet.

„Jetzt, Herr Bunker, muß ich um Verzeihung bitten", sagte Meister Ringelhardt. „Alles ist nach den Zeichnungen gemacht, die ich schon vorlegte, aber dies Parquet nicht.

Mißfällt's Ihnen, so reißen wir's wieder weg — Kosten soll's Ihnen nicht machen."

„Wegreißen! Kosten!" rief Herr Bunker aus und schüttelte unzufrieden den Kopf. „Diese Arbeit! Was tausend, den andern Plunder wollen wir wegreißen! Ihr ärgert mich, Meister! Warum habt Ihr mir diese Zeichnung nicht zuerst gegeben?"

„Ja, das macht, weil sie der Rainer erst hinterher entworfen hat", erwiederte der Meister. „Wollte zu Ihnen — ließen mich aber nicht vor — gefiel mir aber die Zeichnung — dachte, ich woll' es riskiren! Freut mich nur, daß die Arbeit Ihnen gefällt."

„Also Rainer, Rainer hat die Zeichnung gemacht?" sagte Herr Bunker.

„Ja, und auch diese da", fuhr der Meister fort. „Der Junge meinte, in dieses Zimmer dürften keine andern Möbel kommen, als solche, wie er sie hier entworfen hat."

„Diese Möbel?" sagte Herr Bunker, und musterte mit scharfem Blicke die Blätter. „Unsinn über Unsinn! Holt mir den Jungen!"

Meister Ringelhardt sprang davon und brachte Rainer herbei.

„Wer hat dir die Muster zu den Möbeln und dem Parquetboden angegeben?" fragte ihn Herr Bunker.

„Niemand, Herr, ich habe sie selbst erfunden" — erwiederte der junge Mensch ein wenig schüchtern. „Gerade für dieses Eckzimmer scheinen sie mir recht passend, und da erlaubt' ich mir denn, dem Meister meine Idee vorzulegen."

„Hast Recht gethan, Junge", sagte Herr Bunker. „Du bist zum Tischler geboren! Genie, unfehlbar! Werde mich jetzt Deiner annehmen! Sollst mir ein tüchtiger Meister werden! Nun? Freut's dich nicht?"

In der That, traurig blickte Rainer zu Boden und antwortete nicht.

„Es ist von wegen dem Studiren“, flüsterte Meister Ringelhardt Herrn Bunker zu.

„Unsinn über Unsinn“, rief dieser wieder. „Mit solchen Anlagen studiren wollen! Schlag' dir das aus den Gedanken! Bist was Besseres werth, als hinter den Akten zu hocken. Handwerk hat goldenen Boden, sag' ich dir, Junge! Das Lehrburschenleben gefällt dir nicht — glaub's wohl! Mußt aber durch! Wirst Geselle! Wanderst nach Paris — nach London — nach Wien — Sapperment, muß was Großes aus dir werden! Für die Kosten steh' ich — nun?“

„Sie sind so gütig, lieber Herr“ — erwiederte Rainer — „aber — aber —“

„Nun, aber?“

„Möchte doch lieber studiren!“ fuhr Rainer fort. „Ich liebe die Wissenschaft — die geistige Regsamkeit — das Handwerk drückt zu Boden, tödtet den Geist.“

„Du bist ein Narr und sprichst, wie du's verstehst!“ rief Herr Bunker ärgerlich. „Das sind Thorheiten! Geh' mir mit deiner Wissenschaft! Die Kunst ist auch etwas, und ein tüchtiger Handwerker ist auch ein Künstler! Durch mußt du, sag' ich! Was du jetzt erträgst und duldest, wird dir sehr gute Frucht tragen. Die Zeit der Erndte kommt, muß kommen, und bist dann ein anderer Mann, als so ein Assessor oder Rath meinetwegen mit seinen sechs=, achthundert Thalern jährlich und die ewige Knechtschaft. Bist dann ein unabhängiger Mann — ein König in deiner Werkstatt, während du als Beamter nichts bist, als eine Maschine und der gehorsame Diener deiner Herren Vorgesetzten! Unsinn! Sollst ein Mann werden, sag' ich dir!“

Rainer hörte ehrerbietig zu — aber sein Gesicht blieb

traurig und als Herr Bunker schwieg, schüttelte er den Kopf. „Möchte doch lieber studiren!" murmelte er.

„Eselei, verdammte!" brummte Herr Bunker vor sich hin und ging eine ganze Weile nachdenklich mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er vor Rainer stehen und schaute ihm scharf in's Gesicht.

„Nimm mir's nicht übel", sagte er kalt, „aber du bist wirklich ein Esel! Trotzdem — ich will dir einen Vorschlag machen. Gehst du darauf ein — gut! Wo nicht, so lauf' hin! Will dich studiren lassen für mein Geld — aber unter einer Bedingung. Höre zu: Du beziehst die Universität, aber du treibst dabei dein Handwerk fort. Gieb mir dein Versprechen, daß du das Letztere über das Erste nicht vernachlässigen willst — und ich schicke dich nach Berlin. Was es kostet, kostet's — ich bezahl' es. Und nun sag' Ja oder Nein — wie du willst."

„Ja — mit tausend Freuden, ja!" rief Rainer voll Entzücken aus. „Mein Ehrenwort darauf, daß ich redlich meine Pflicht thun will."

„Gut! Abgemacht!" sagte Herr Bunker. „Jetzt bleibst du noch so lange hier, bis die Möbel fertig sind, zu denen du die Zeichnungen entworfen hast, und dann magst du gehen. Deine Wohnung ist in meinem Hause. Heute Abend kommst du, und du wirst deine Stube bereit finden. Adieu!"

Kurz drehte er sich um und ging. Verblüfft schaute ihm Meister Ringelhardt und Rainer nach.

„Dein Glück ist gemacht, Rainer", sagte der Erstere endlich. „Nimm es wahr! Sei brav und fleißig, und Herr Bunker wird dir ein zweiter Vater sein."

Meister Ringelhardt täuschte sich nicht. Rainer zog in Herrn Bunker's Haus und wurde gehalten wie sein Sohn.

Er schwamm in Glück und Wonne. Sein höchster Wunsch war erfüllt — er sollte sich wieder der alten Neigung zu den geliebten Büchern hingeben dürfen. Herr Bunker spöttelte zwar über seine Glückseligkeit, aber Rainer ließ sie sich nicht trüben. Zudem war die Zeit, wo er zur Universität nach Berlin abgehen sollte, nicht mehr fern. Als die Möbel fertig waren, trieb Herr Bunker selber zur Abreise.

„Geh'", sagte er. „Ich will dich nicht ermahnen, dein Wort zu halten, denn das wirst du von selber thun. Aber einen wohlgemeinten Rath will ich dir noch mit auf den Weg geben: „Thu, was du thust, mit Liebe und voller Hingebung. Verachte den Hobel neben deinen Büchern nicht, und denke nicht, wenn du nur die bestimmte Zeit in der Werkstatt zubringst, du habest dein Wort gelöst. Lust, Liebe und Nachdenken edeln das Handwerk zur Kunst! Und nun Gott befohlen! Das lange Abschiednehmen lieb' ich nicht! Geh'!"

Rainer ging zur Post, setzte sich ein, und rollte wohlgemuth nach Berlin. Mit Geld hatte ihn Herr Bunker reichlich versehen, und ihm außerdem ein Empfehlungsschreiben an einen der ersten und berühmtesten Tischlermeister in Berlin mitgegeben. Angekommen war sein erster Gang zu dem Meister — wir wollen ihn Ehrenfried nennen. Dieser las den Brief und lächelte. „Schon recht", sagte er. „Kommen Sie, so oft Sie wollen' Sie werden immer Arbeit bei mir finden."

Nun erst begab sich Rainer zu seinen Professoren und nahm Collegia an.

Ein wunderliches Doppelleben führte der junge Student und Tischler-Lehrling von jetzt an. Morgens am Studirtische — Nachmittags an der Hobelbank. Morgens Pandekten — Nachmittags Säge und Bleistift. Einen Andern hätte es

vielleicht ermüdet — aber Rainer befand sich wohl dabei. Zwar gab er ganz entschieden dem Vormittagsleben den Vorzug, aber er vernachlässigte deshalb die Nachmittags-Arbeit keineswegs. Nicht allein sein gegebenes Ehrenwort fesselte ihn — sondern mehr noch die herzliche Dankbarkeit, die er für Herrn Bunker, seinen Wohlthäter, empfand. Dabei blieb er frisch und gesund. Der Wechsel der geistigen und körperlichen Regsamkeit übte den wohlthätigsten Einfluß auf ihn aus. Und was noch mehr war: die Arbeit hielt ihn von den gewöhnlichen äußern Zerstreuungen ab, denen sich sonst die studirende Jugend so gern hingiebt. Seine Fortschritte waren bedeutend — die Professoren gaben ihm die besten Zeugnisse — Meister Ehrenfried lobte ihn über die Maßen.

Nach Ablauf der ersten zwei Semester reiste Rainer nach Hause zu Herrn Bunker. Er brachte ihm die Atteste seiner Professoren, und einen Toilettkasten mit, zu dem er selbst die Zeichnung entworfen und dann ihn eigenhändig gemacht hatte. Die Atteste blickte Herr Bunker kaum an — als aber Rainer den Kasten auspackte, da funkelte sein Auge und eine volle halbe Stunde verwandte er zur Besichtigung desselben.

„Gut!" sagte er endlich. „Ich bin zufrieden mit dir, Junge! Fahre fort, wie bisher — dann werden wir weiter mit einander reden!"

Noch ein Jahr und wieder eins schwand rasch dahin. Endlich konnte Rainer Berlin nach absolvirten Studien verlassen. Er machte sein Examen, bestand es glänzend, und sollte sofort bei dem Obergericht in seiner Vaterstadt angestellt werden. Herr Bunker aber sagte: So weit sind wir noch nicht. Erst gehst du ein Jahr nach Wien, Paris und London, und arbeitest in jeder Stadt ein Viertel-

jahr als Tischlergesell, das verlang' ich, und du wirst mir's nicht abschlagen, Rainer."

Rainer konnt' es freilich nicht abschlagen, er wollt' es auch gar nicht. Die Reise, der Aufenthalt in den drei ersten Städten Europa's hatte etwas Verlockendes für ihn. Er schnürte sein Bündel, Herr Bunker ließ ein Röllchen Gold in seine Tasche gleiten, und Freund Rainer, seinen Lehrbrief wohlverwahrt in der Brieftasche, machte sich auf den Weg. Zuerst nach Wien, dann nach Paris, dann nach London. Gewissenhaft suchte er überall zuerst Arbeit, die er leicht fand, da er sich erbot, umsonst zu arbeiten — und nachher bemühte er sich, Leben und Treiben, Menschen und Kunstschätze kennen zu lernen. Einmal an Fleiß gewöhnt, blieb er auch jetzt fleißig und lernte, was zu lernen der Mühe lohnte. Viel war's nicht — bei aller Bescheidenheit, die ihn beseelte, konnte er sich's doch nicht verhehlen, daß er selbst in Paris nur wenig fand, was er nicht eben so gut oder noch besser hätte leisten können. Seine Meister, wenn er gehen wollte, boten ihm Geld über Geld, daß er bleiben möchte — aber er ließ sich nicht halten. Für ihn blieb Handwerk — Handwerk. So geschickt er in seinem Fache war, er liebte es nicht, er verachtete es beinahe. Gleichwohl versäumte und vergaß er Herrn Bunker nicht, gegen welchen er unveränderlich dankbar blieb. Da er wußte, daß es ihm Freude machen würde, schickte er ihm von Wien aus einen Toilett-Spiegel, von Paris einen Lehnsessel, von London einen Spieltisch eigner Erfindung und Arbeit. Sein Meister war entzückt darüber — Herr Bunker meldete seine Zufriedenheit — Rainer lächelte und dachte: „Säßest du nur erst wieder hinter deinen Büchern!"

Endlich war auch dieses Probejahr um, und Rainer kehrte wieder zu seiner Vaterstadt und seinem alten Freunde

und Wohlthäter zurück. Herr Bunker hieß ihn wie einen Sohn willkommen.

„Junge", sagte er, „deine Geschenke haben mir Freude gemacht. Es ist Genie drin — und ich denke, jetzt wirst du dich anders besonnen haben. Nicht wahr, die Ateliers in Wien, Paris und London wollen doch mehr besagen, als die Werkstätten hier bei uns. Hast eine andere Idee vom Handwerk gekriegt, was?"

Rainer schüttelte den Kopf. „Ich bleibe bei meinen Büchern," sagte er.

„Du bist ein Narr, ein unverbesserlicher Narr!" erwiderte Herr Bunker ärgerlich. „Der Hochmuthsteufel ist in Dich gefahren! Es scheint Dir zu gering, bei der Hobelbank zu stehen. Das ist's. Aber ich sage Dir, Junge: Halten kann ich Dich nicht, denn Du hast Deinen freien Willen — doch darauf kannst Du Dich verlassen, zu hoffen hast Du von mir nichts mehr, als höchstens das Allernöthigste. Dagegen, wenn Du mir folgst: Auf der Stelle zwanzigtausend Thaler zur ersten Einrichtung. Nun besinne Dich, und wähle — aber wähle mit Bedacht! Du kennst mich, ich spaße nicht, und mein Entschluß ist unabänderlich. Sei gescheut."

Rainer besann sich nicht lange. „Lassen Sie mich meinen Weg gehen, Herr Bunker," sagte er. „Sie wollen mein Glück, nun denn, der Hobel kann mich nicht glücklich machen."

„Aber die Pandekten werden's wohl, nicht wahr? erwiderte Herr Bunker spöttisch. „Narr! Das größte Glück ist Unabhängigkeit bei frischer Gesundheit und gutem Auskommen. Daran denke! Bei der Juristerei mußt Du hungern, und kriechen und heucheln und schmeicheln noch obendrein. Ich sage Dir, Handwerk hat goldnen Boden."

„Wenn auch, Herr Bunker,“ antwortete Rainer. „Ich habe das Meinige gelernt — an Fleiß bin ich gewöhnt — ich werde mir schon Bahn brechen. Lassen Sie mich meinen Weg gehen.“

„Nunn denn, so geh!“ schrie Herr Bunker zornig. Aber Du wirst's bereuen — denk' an mich!“

Der gute Herr Bunker! So scharfsichtig er war, Alles sah er doch nicht. Im vorigen Jahre hatte Rainer die schöne Emma erblickt, die Tochter des Präsidenten, und sie sehen und lieben war Eins gewesen. Er wußte sich ihr zu nähern — der Präsident lud ihn in sein Haus ein — keine vier Wochen und die Sache war richtig. Das heißt, zwischen Emma und Rainer. Der Präsident wußte nichts und sollte auch nichts wissen.

„Er soll mich erst achten und lieben lernen,“ sagte Rainer zu Emma. „Und dann, wenn ich Assessor bin, dann will ich mit der Sprache heraus. So lange wirst Du mir treu bleiben, Emma! Nicht wahr?“

„Immer!“ antwortete das gute Mädchen mit zärtlichem Blicke.

So wenig, wie der Präsident, erfuhr Herr Bunker von dieser Geschichte ein Redenswörtchen. Aber gerade sie war der Hauptgrund, daß Rainer vom Handwerk nichts wissen wollte. „Einem Tischlermeister giebt der Präsident seine Tochter im Leben nicht,“ sprach er zu sich selbst. „Also, wenn ich meine Emma bekommen will, muß ich schon bei Staatsrecht und Pandekten bleiben. Herr Bunker wird sich mit der Zeit zufrieden geben.“

Er trat also die juristische Laufbahn an, und arbeitete für Zwei. Der Präsident, sein Vorgesetzter, bemerkte ihn und gab ihm manches Lob. Er, wie alle andern Leute in der Stadt glaubten, daß Rainer, als der Pflegesohn Herrn

Bunker's, dermaleinst auch dessen Erbe sein werde, und Herrn Bunkers Reichthümer verliehen Rainer in den Augen des Präsidenten wenigstens so viel Interesse, wie sein Fleiß und seine gediegenen Kenntnisse. Aber Herr Bunker war ein Mann von Wort. Rainer bekam nichts von ihm, als wirklich nur das Allernothwendigste — Wohnung, Kleidung, Essen und Trinken. Im Uebrigen — nichts. Rainer lebte so eingezogen, wie ein Eremit — er mußte es. Das war ihm freilich unangenehm, indeß ertrug er's in Hoffnung auf bessere Zeiten. Sein einziger Ausgang war zum Präsidenten, oder vielmehr zu Präsident's Emma. Da fand er Trost. Ein Blick, ein Händedruck des lieben Mädchens genügte, ihn für acht Tage zum Glücklichsten der Menschen zu machen. Doch kamen auch Stunden voll Niedergeschlagenheit und Betrübniß. Es ging nicht so schnell mit dem Assessor werden, als er gehofft hatte. An Vorgängern, die schon Jahr und Tag bei dem Gerichte gearbeitet hatten, fehlte es nicht. Ehe er an die Reihe kam und auf eine Anstellung mit ein paar hundert Thaler Gehalt rechnen konnte, mochten noch Jahre vergehen, fünf Jahre, sechs, vielleicht zehn. Herr Bunker — heimlich gestand sich's Rainer ein — war nicht so ganz auf dem Holzwege. Wenn Emma ihn nicht gefesselt hätte — wer weiß, was geschehen wäre. Aber von Emma lassen — nimmermehr! Lieber noch zwanzig Jahre umsonst dienen! —

Plötzlich ein großer Schrecken! Herr Bunker wurde krank — nach zwei Tagen starb er. Rainer war nicht von seinem Bette gewichen. Noch ganz zuletzt hatte Herr Bunker zu ihm gesagt: „Junge, wirf die Pandekten auf die Seite und greife zum Hobel. Handwerk hat goldenen Boden. Sei gescheut!“

Rainer konnte die Worte nicht vergessen — sie tönten ihm immer noch im Ohr, als Herr Bunker bereits in der kühlen Erde ruhte. Traurig und nachdenklich schlich er umher. Alle Welt glaubte, er würde nun ein reicher Mann werden — aber Rainer wußte es besser. Er gab sich keinen Täuschungen hin, er wußte ganz genau, daß Herr Bunker ihm keinen Heller vermacht hatte. Und richtig — als das Testament eröffnet wurde, fand sich's, daß Rainer vollständig enterbt war. Freie Wohnung im Hause sollte ihm bleiben. Die Zinsen und Einkünfte des übrigen Vermögens sollten der Gewerbeschule zukommen, vorläufig auf ein Jahr. Was dann geschehen sollte, würde ein versiegeltes Codicill bestimmen, das dem Testamente beigefügt war. Am Schlusse desselben standen noch die wenigen Worte: „Mein Pflegesohn Rainer möge nicht vergessen, daß Handwerk goldenen Boden hat.“ Das war Alles.

Die ganze Stadt wunderte sich, daß Rainer so leer ausging — nur er selber nicht. Gleichwohl schlich er finster und mürrisch umher. Die Leute glaubten, aus Aerger über das schöne Vermögen, das ihm entgangen war — aber da irrten sie wieder, wie so oft. Rainer dachte an Emma, und was nun werden sollte. Mit Herrn Bunker hatte er seine einzige Stütze verloren, und befand sich nun in einer schlimmen Lage. Ohne Geld, ohne Aussichten für die nächste Zukunft — es war wirklich zum Verzweifeln. Indeß, Rainer verzweifelte nicht so geschwind. Er verkaufte die Pretiosen und sonstigen Geschenke, die Herr Bunker ihm in bessern Zeiten gemacht hatte, und löste so viel Geld daraus, daß er bei strenger Sparsamkeit zwei Jahre davon leben konnte. In zwei Jahren konnte sich so Manches ändern, und, Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Rainer blieb bei seiner Juristerei als unbesoldeter Referendarius.

Nun ja, es änderte sich Manches, und das bald, aber nicht in der Art, wie Rainer hoffte. Seit der Präsident wußte, daß der Herr Referendar ein armer Schlucker war, bemerkte er ihn weder mehr, noch lobte er ihn. Im Gegentheil — er mied den armen Referendarius absichtlich, und an Einladungen in sein Haus wurde gar nicht mehr gedacht. Rainer ging ungeladen hin, und — wurde sehr kühl aufgenommen. Emma allein zeigte sich unverändert herzlich. Rainer kam noch einmal, und wieder — endlich wurde er vor der Thüre abgewiesen. „Der Herr Präsident sei nicht zu Hause." Und doch hatte Rainer ihn gesehen, am Fenster, im Schlafrock, mit der langen Pfeife!

Das war ein Schlag. Betäubt, vernichtet, voll Groll und Zorn auf die ganze Welt schlich er nach Hause. In seinen vier Pfählen weinte er — nicht über den Präsidenten, sondern über den Verlust seiner Emma. Nun sah er wohl — und ein Blinder hätte es sehen müssen — daß er sich keine Hoffnung auf ihren Besitz mehr machen dürfe. Er gab sie auf — mit zerrissenem, blutenden Herzen. Aber sprechen wollte er sie noch einmal. Schnell warf er ein Paar Zeilen auf's Papier und schickte das Briefchen fort. Gegen Abend ging er in den Park, zehn Minuten später kam Emma mit verweinten Augen. Das gab eine rührende Scene. Reiner sprach offen seine Hoffnungslosigkeit aus, entband Emma ihres Wortes und wollte Abschied nehmen für immer. Emma schluchzte an seinem Herzen.

„Ich weiß wohl", sagte sie — „wir werden uns vielleicht nie besitzen, aber dennoch bleib' ich dir treu, denn ich liebe dich. Nie wird ein Anderer, als du, mein Herz und meine Hand empfangen."

Rainer machte vernünftige Vorstellungen — Emma wollte nichts hören. Alles kam, wie man's voraussehen

konnte. Aus der ewigen Trennung wurde nichts. Anstatt sich Lebewohl zu sagen, schwuren sich Emma und Rainer auf's Neue ewige Treue. Das ist aber unter Liebesleuten nicht anders.

Am nächsten Morgen machte sich Rainer Vorwürfe über seine Schwäche — aber das Geschehene war nicht mehr zu ändern. Und was nun? Konnte er denn nichts, gar nichts thun, sich eine Stellung in der Welt zu erwerben? Als Referendar wurde er grau und alt! Herr Bunker fiel ihm wieder und immer wieder ein mit seinem Sprüchwort: Handwerk hat goldenen Boden. Wenn er einen Versuch machte! Wenn es glückte! Dem Präsidenten war's am Ende nur um einen reichen Schwiegersohn zu thun!

„Willst es versuchen!" sagte Rainer ganz laut, während er hastig in seiner Stube auf und abging. „Schaden kann's auf keinen Fall!"

Meister Ringelhardt, bei dem er Lehrling gewesen, war gestorben und hatte seine Frau das Geschäft aufgegeben. Das Handwerkszeug und Alles war noch da. Rainer ging hin zu ihr. Die gute Frau überließ ihm mit Freuden Werkstatt und Vorräthe. Rainer schaffte ein paar tüchtige Gesellen an, und nun ging es an die Arbeit. Kein Mensch weiter wußte davon; denn Rainer wollte nicht, daß sein Name genannt würde. Aber er zeichnete, hobelte, polirte, schnitzte von früh bis spät. In einem Vierteljahre sollte die Gewerbe-Ausstellung stattfinden, und und bis dahin mußte Alles fertig sein. Rainers Kapitälchen ging freilich bei dem Geschäfte drauf — aber seine Arbeit fand wohl einen Käufer, und zu verlieren war also im Grunde nichts. Zu rechter Zeit wurde Alles fertig — ein vollständiges, prächtiges Meublement von Polixander-Holz mit reicher Bildhauer-Arbeit, zu welcher Rainer die Zeich-

nungen entworfen hatte. Die Sachen wurden in die Gewerbe-Ausstellung am Tage vor ihrer Eröffnung abgeliefert. Mit Bangen und Hoffen wartete Rainer des Erfolgs. Er befand sich unter den Ersten, die sich nach den Sälen begaben. Rasch durchlief er sie — nichts erblickte er, was nur entfernt seiner Arbeit hätte an die Seite gestellt werden können, und er athmete auf. Allmählig füllten sich die Säle. Auch der Fürst kam. Kaum konnte er sich durch die Menge drängen, die Rainer's Kunstwerk förmlich belagerte. Ein Ausruf des Erstaunens und der Bewunderung entfuhr ihm.

„Man soll auf der Stelle diese Sachen kaufen — zu jedem Preise", sagte er. „Wer hat sie geliefert? Etwas so außerordentlich Schönes hab' ich selbst in Paris und London nicht gesehen. Hier ist nicht mehr Handwerk, sondern Kunst! Es gereicht meinem Lande zur Ehre, wenn es solche Arbeit zu liefern vermag! Nun, wer ist der Meister?"

Niemand wußte es. Der Fürst wurde ungeduldig — Rainer, der in der Nähe stand und jedes Wort gehört hatte, fürchtete, den Fürsten möge am Ende der Ankauf reuen — rasch faßte er seinen Entschluß und trat vor. „Gnädigster Herr, ich habe die Arbeit gemacht", sagte er bescheiden.

„Himmel, Sie, mein lieber Rainer!" rief der Fürst höchlich überrascht aus. „Wie ist das möglich? Sie sind Referendar! Wie kommen Sie in die Tischler-Werkstatt?"

Rainer erklärte mit einigen Worten das Räthsel.

„Aber das ist einzig!" sagte der Fürst lachend. „Sie müssen Ihre Carriere beim Gericht aufgeben! Sie müssen ein Atelier errichten! Referendare habe ich zur Genüge im Lande, aber keine Künstler, gleich Ihnen."

„Gnädigster Herr — mir fehlen die Mittel . . ." warf Rainer bescheiden ein und zuckte die Achsel.

„Pah, Mittel!" Dafür werd' ich sorgen", erwiederte der Fürst. „Besuchen Sie mich morgen! Wir müssen ausführlich über die Sache reden! Sie ist mir wichtig! Handel und Gewerbe müssen unterstützt werden. Vergessen Sie nicht, Lieber — morgen früh neun Uhr!"

Rainer verbeugte sich — überglücklich. Begünstigt und beschützt vom Fürsten, der ihm nach kurzer Unterredung einen Vorschuß von zehntausend Thalern zur ersten Einrichtung eines Atelier bewilligte. Rainer fühlte sich überglücklich. Er nahm Arbeiter an, machte Einkäufe — nach vier Wochen arbeiteten zwanzig Gesellen unter seiner Aufsicht. Alle Welt wollte Möbeln von ihm haben. Der Fürst und die Vornehmen machten bedeutende Bestellungen. Rainer merkte bald, daß Handwerk wirklich goldenen Boden hat. Nur Eines fehlte ihm noch — eine Frau Meisterin. Emma wär's gern geworden — aber Vater Präsident wollte nichts davon hören.

„Ein Handwerksmann — pah!" sagte er verächtlich, als seine Tochter ihm ihre Liebe zu Rainer gestand, und drehte ihr den Rücken zu. „Denke nicht mehr dran — bei meinem Zorne!"

Emma weinte, Rainer runzelte die Stirn.

„Laß es gut sein", sagte er zu Emma. „In ein paar Jahren bin ich reich — dann wollen wir noch einmal anklopfen!"

Er brauchte nicht einmal so lange zu warten. Gerade am Jahrestage nach Eröffnung des Testaments, das Herr Bunker hinterlassen, wurde Rainer auf das Gericht beschieden, um der Eröffnung des bekannten Codicills beizuwohnen. Er ging. Der Präsident war zugegen — das Co-

dicill wurde entsiegelt — und der Präsident las laut vor:

„Im Fall, daß Georg Rainer, mein Pflegesohn zu der Erkenntniß gekommen ist, daß Handwerk goldenen Boden hat, ernenne ich ihn hiermit zu meinem Universal-Erben. Zu der Erkenntniß gehört, daß er seine juristische Laufbahn am Tage der Eröffnung dieses Codicills aufgegeben und das Gewerbe eines Tischlers ergriffen hat. Sollte dieses wider mein Erwarten nicht der Fall sein, so verbleibt mein Vermögen der Gewerbeschule. Bunker."

Siegel, Unterschrift der Zeugen — Alles befand sich in Ordnung. Der Präsident machte große Augen — Rainer lächelte.

„Mein Pflegevater war ein guter, kluger Mann", sagte er. „Ich bedarf zwar seines Reichthums nicht, denn ich bin mittlerweile wirklich zu der Erkenntniß gekommen, die er verlangt, — indeß bin ich ihm doch von Herzen dankbar. Friede und Segen seiner Asche."

Der Präsident war auf einmal wieder freundlich gegen Rainer, drückte ihm die Hand, lud ihn sogar in sein Haus ein. Rainer lächelte und kam. Zwei Wochen später war Emma seine verlobte Braut. Der Präsident wollte, der Schwiegersohn solle sein Gewerbe aufgeben, da er ja reich genug sei, um ohne Beschäftigung leben zu können. Rainer schüttelte den Kopf und lächelte wieder.

„Handwerk hat goldenen Boden!" sagte er, und zudem, mein Pflegevater hat mir den Reichthum nicht als Mittel zum Faullenzen, sondern zur tüchtigen Betreibung meines Gewerbes vermacht. In seinem Sinne muß es verwendet werden.

Der Präsident drang nicht weiter in Rainer. Dieser arbeitete rüstig weiter. Die Erzeugnisse seiner Fabrik werden überall gesucht — selbst nach Amerika schickt er sie.

„Der alte Bunker", sagte er manchmal — „war doch ein kluger Mann! Handwerk hat goldenen Boden! Es lebe der Hobel!"

Ja, ja, der alte Herr hatte wohl Recht; Handwerk hat goldenen Boden, nur freilich, muß man's verstehen und fleißig sein, wie Rainer. Der tauscht jetzt mit keinem Präsidenten, selbst mit seinem Herrn Schwiegervater nicht.

Ich kann nicht auskommen.

Eine alltägliche Geschichte

Lieber Leser, du hast es gewiß auch schon gehört und nicht blos ein oder das andere Mal, daß Leute mit einem recht hübschen, respectablen Einkommen, nach mancherlei Klagen über die schlechten Zeiten, über die Rücksichten, die man auf seine Stellung in der Welt nehmen müsse, über die theuren Preise aller Bedürfnisse, über die hohen Miethen, und was dergleichen mehr war, zuletzt in die Worte ausbrechen: „Es geht nicht! Ich kann nicht auskommen! Absolut nicht! Ich mag's anfangen, wie ich will, auskommen kann ich nun einmal nicht!"

Du hast's gewiß schon gehört, und ich denke, auch darüber gewundert hast du dich manches Mal. Denn die Klage, daß man nicht auskommen könne, ist eine so allgemeine und alltägliche, Arm und Reich führt sie so oft im Munde, daß es ein wahres Wunder wäre, wenn sie noch nicht in deinen Ohren geklungen hätte.

Nun, wenn arme Leute! die alle Tage von der Hand in den Mund leben und gerade nur so viel haben, als sie verdienen, zu Zeiten einmal nicht auskommen können, so findet man das ganz natürlich und in der Ordnung, hilft wenn man's vermag, und denkt sich weiter nichts dabei.

Aber Leute in Amt und Würden, Leute mit einem Einkommen von Hunderten, von Tausenden sogar — wenn solche Leute klagen und lamentiren, da wundert man sich und schüttelt den Kopf, und kann's nicht begreifen, und Mancher hat wohl manches Mal schon im Stillen gedacht: „Hätt' ich deine Einnahme, mit der Ausgabe wollt' ich wohl fertig werden!"

Freilich wohl wär's keine Hexerei — indeß, wer weiß?" Gehörst du mit drei=, vier=, fünfhundert Thaler Einkommen auch zu denen, die nicht auskommen können, so kommst du auch mit so viel Tausenden nicht aus — denn im Vertrauen will ich dir nur sagen, daß die — Gott verzeih' mir's — verdammte Redensart: „Ich kann nicht auskommen!" am ganzen Kreuz und Leiden lediglich ganz allein Schuld ist. Mit einer andern Redensart — ich will sie dir nachher in's Ohr sagen — da wärst du ausgekommen, und kämest aus, und du wirst dich schon überzeugen, daß ich ganz Recht habe, und wirst mir auch Recht geben. Erst aber will ich dir kurz und bündig die Geschichte vom Herrn Geheimerath von Degen erzählen, der auch die verwünschte Redensart: „ich kann nicht auskommen", aller Augenblicke im Munde führte und blos an dieser heillosen, nichtswürdigen Redensart zu Grunde ging. Hast du die Geschichte gelesen, so wirst du mir noch eher Recht geben; denn die Geschichte ist von Anfang bis zu Ende buchstäblich wahr, und hätte der Mann meine andere Redensart gewußt, so wär' er wohl nicht so kläglich in's Elend hineingerathen. Nun, wenn du zuhören willst, so höre zu — ich fange an.

Als der Herr Geheimerath Degen noch im Kittel und in den Kinderschuhen herumlief, da hieß er noch nicht Geheimerath, sondern Adolph, und war ein lockeres, lustiges,

hübsches Bübchen. Ein bischen naseweis und vorlaut freilich — aber das übersah man, denn Adoplph hatte wirklich Witz und Verstand, und über seine drolligen Einfälle lachte man eher, als daß man sich darüber ärgerte. Und lacht man einmal über die drolligen Kinder, dann ist allerdings nachher die Ruthe oder der Spanier nicht mehr recht am Platze. Zudem, Adolph's Vater war ein angesehener, reicher Mann in der Stadt, und so hielt man dem Jungen schon um des Vaters willen Manches zu gut, und wo ein anderer Knabe mit dem Spanier tractirt worden wäre, da streichelte man Herrn Adölphchen die rothen Bäckchen, steckte ihm Zuckerbrod zwischen die rothen, frischen Lippen, und rief lächelnd aus: „Was der Adolph doch pfiffig ist! Ein wenig spitz und dreist freilich, aber doch zum Entzücken!"

Daß Freund Adolph dadurch nicht bescheidener und demüthiger wurde, das versteht sich von selbst — aber das nur nebenbei. Die Hauptsache war, daß der junge Naseweis sich schon sehr früh die alberne Redensart angewöhnte: Ich kann nicht auskommen!

Als er in die Schule geschickt wurde, setzte ihm sein Vater ein bestimmtes, wöchentliches Taschengeld aus, das der junge Herr jeden Montag in Empfang nahm, natürlich mit der Ermahnung, daß es bis zum nächsten Montage reichen müsse. Die ersten Wochen reichte es auch, und zwar ganz vortrefflich. Ja, der junge Herr behielt sogar einige Groschen übrig, und verzehrte trotzdem eben so viele Aepfel, Birnen oder Kirschen, als die andern Jungen in der Schule. Mit einemmale aber änderte sich das Ding; das Taschengeld war schon am Donnerstag oder Freitag in alle vier Winde geflogen, und Adolph sagte: „Vater, du mußt mir mehr Taschengeld geben — ich kann nicht auskommen."

Der Vater wunderte sich, wollte nicht mehr geben, zankte und hieß den Mosjö sparsam sein. Die Mutter aber sah ihr Söhnchen greinen, und die Thränen schmolzen ihr das Herz. Adölphchen fand unversehens etliche Groschen in der Westentasche — nächste Woche wieder — nächstfolgende auch, und — daß er von nun ab mit seinem Taschengelde nicht auskommen konnte, nun, das versteht sich von selbst.

Gleichwohl aber bezeigten sich seine Aeltern sehr gütig gegen ihn, denn abgesehen davon, daß Adolph nicht auskommen konnte, war der Junge gut, fleißig, ordentlich, und immer der Erste in seiner Klasse. Das brachte ihm manche Nachsicht zuwege.

So kam die Zeit heran, daß er zur Universität abgehen sollte. Seine Examina bestand er glänzend und der Herr Papa war stolz auf den Herrn Sohn.

„Höre, ich bin im Ganzen wohl zufrieden mit dir", sagte er beim Abschiede. „Aber, Junge, auf der Universität nimm dich zusammen. Hier in der Brieftasche stecken zweihundert Thaler — die müssen reichen bis zum nächsten Semester. Müssen, sag' ich! Verstehst du, Bursche! Jetzt mußt du lernen, auszukommen, oder ein Wetter kommt über dich! Als ich nach Halle ging, gab mir mein Vater nur hundert Thaler und ich bin ausgekommen — recht gut ausgekommen! Also laß mir in Zukunft die Redensart weg! Verstanden? Und nun lebe wohl — genieße deine Jugend und die Freiheit — aber mit Maß und Ziel — und vergiß das Lernen nicht!"

„Schon recht, Vater!" sagte Adolph und steckte vergnügt die Brieftasche ein. „Sei unbesorgt! In Bonn komme ich gewiß aus!"

Der junge Herr reiste nach Bonn ab, miethete sich eine hübsche Wohnung, besuchte fleißig seine Collegia, und machte

viele Bekanntschaften. Als das erste Vierteljahr um war, zählt er seine Tresorscheine. Noch hundert und dreißig lagen wohlgeborgen in der Ledertasche.

„Es geht!" sagte er. „Ich komme aus! Will mir ein Reitpferdchen halten. Der und der und der haben auch eins, und warum sollte ich's ihnen nicht gleichthun?"

Ein Pferdchen wurde angeschafft, ein allerliebstes Thier! So flink und munter! Nur Schade, es wollte alle Tage drei Metzen Hafer fressen, und der Hafer war theuer! Auch wollte es geputzt und gestriegelt sein, und der Stallbursche kam nicht umsonst! Ferner mußte es doch auch geritten und Staat damit gemacht werden, und da ritt man denn hierhin und dorthin, trank sein Schöppchen Wein, aß auch wohl ein Beefsteak mit Kartoffeln oder ein Dutzend Austern und — im nächsten Briefe schrieb Adolph:

„Es geht mir gut, Vater, fleißig bin ich auch, lerne unmenschlich, aber dieses Bonn hat heillos theures Pflaster! Ich kann nicht auskommen, Vater, absolut nicht, so sehr ich auch spare! Man kann nicht zurückbleiben — habe noble Bekanntschaften hier — siehst wohl ein, Väterchen, ich kann wirklich nicht auskommen!"

Der Vater schrieb zurück: „Mein lieber Adolph, du bist ein Verschwender und bekommst von mir keinen Groschen Zulage! Dein getreuer Vater Degen."

Im Briefe lagen aber trotzdem hundert Thälerchen wohlgezählt. „Aha, von der Mutter!" sagte Adolph, und seine Augen funkelten.

Nachmittags ritt er nach Godesberg und kaufte sich zu dem hübschen, flinken Pferdchen noch einen prächtigen Hund. Das Thier fraß zwar ganz gewaltig, aber es war der schönste Hund in Bonn, und Adolph wußte sich was damit. Mit dem Auskommen freilich sah's windig aus. In-

deß, was that's, die gute Mutter schoß zu! Adolph lebte flott in die Welt hinein, aber um bei der Wahrheit zu bleiben, er vergaß auch seine Studien nicht, sondern lernte wirklich tüchtig. Sein heller Kopf und aufgeweckter Verstand halfen treulich mit, und als er seine Studienjahre beschloß, machte er ein glänzendes Examen und eine Berechnung seiner Schulden, die nicht minder glänzend ausfiel. Die Zeugnisse schickte er dem Vater, die Schuldenliste der Mutter, und bekam von Beiden sehr befriedigende Antworten. Zwar die Mutter schmählte ein wenig, aber Adolph schrieb: „Es ging in der That nicht anders, ich konnte wirklich nicht auskommen", und die Mutter war versöhnt. „Sei nur in Zukunft ein wenig sparsamer!" schrieb sie zurück.

Adolph wurde Referendar, Assessor, und bald nachher vortragender Rath. Der Fürst des Landes war auf ihn aufmerksam geworden, seine gründlichen Arbeiten gefielen ihm, sein angenehmes, leichtes und gefälliges Wesen bestach ihn, und Adolph war auf einmal sein Günstling. Der Fürst gab ihm freie Wohnung, setzte ihm achthundert Thaler Gehalt aus, zog ihn häufig zur Tafel, machte ihm ansehnliche Geschenke, und Adolph wurde von aller Welt beneidet. Dennoch verfiel er von Zeit zu Zeit in sichtbare Betrübniß, und einstens schlich er so melancholisch umher, daß selbst der Fürst darauf aufmerksam wurde.

„Was fehlt Ihnen, mein lieber Degen?" fragte er und klopfte den Griesgram von fünfundzwanzig Jahren gnädig auf die Schulter. „Sprechen Sie! Ich will Sie heiter sehen, mein Freund."

„Ach, Hoheit sind zu gnädig", stammelte Adolph mit einer tiefen Verbeugung — aber ich wage wirklich nicht..."

„Pah! Pah! Wagen Sie nur, Sie dürfen es schon!"

sagte der Fürst munter." Ein treuer und fleißiger Staatsdiener, wie Sie, darf sich offen aussprechen! Nun?"

„Hoheit, es könnte undankbar scheinen", erwiederte der Rath.

„Nichts da von undankbar — sprechen Sie offen! Ich befehle es!"

„Hoheit, meine Stellung . ." stammelte Degen — „Rücksichten . . . man muß so Manches mitmachen . . . das Vermögen meines seligen Vaters war nicht so bedeutend, als man glaubt . . ich kann nicht auskommen, wirklich nicht auskommen, gnädiger Herr!"

Da war es heraus! der Herr Rath konnte nicht auskommen mit achthundert Thaler Gehalt und freier Wohnung.

Allerdings, sein Vater war gestorben und hatte ihm nicht grade Hunderttausende hinterlassen, aber doch immerhin genug, um auch ohne den Gehalt ein bescheidenes Auskommen zu gewähren. Die gute Mutter war auch gestorben, so daß der Herr Rath nicht für sie zu sorgen brauchte, und doch: er konnte nicht auskommen! konnte nicht! Trotz der Zinsen vom väterlichen Nachlaß, trotz des ansehnlichen Gehalts, trotz des Innggesellen-Lebens, das er führte!

Freilich die Standesrücksichten! Sie erforderten so Manches! Allerdings nichts absolut Nothwendiges! Aber doch ein Reitpferd — Adolph hatte es ja selbst auf der Universität gehabt — und dann, bei schlechtem Wetter konnte er doch nicht zu Fuß nach Hofe gehen; reiten konnte er auch nicht in Tanzschuhen und seidenen Escapins — also mußte er eine Equipage haben, mußte sie nothwendig, mußte sie absolut haben! Zu der schönen Equipage gehörten dann auch schöne Pferde — er hätte sich ja sonst

lächerlich gemacht bei den stolzen, adeligen Hofherren! Zu den schönen Pferden ein schöner Kutscher — zu dem schönen Kutscher eine schöne Livre und ein Bediente hinten auf — die Sache war einfach, Adolph konnte wirklich nicht auskommen.

Der Fürst sah's ein. Er war ein vernünftiger Mann. ‚Gut, gut, mein lieber Rath,“ sagte er. „Es freut mich, daß Sie sich offen ausgesprochen haben. Bleiben Sie nur mein treuer Diener, und das Andere findet sich. Wissen Sie was, Lieber? Sie sollten heirathen! Lassen Sie mich machen! Ich weiß eine Parthie für Sie! Nun?“

„Hoheit sind zu gnädig und herablassend“, entgegnete der Rath und verbeugte sich tief, tief bis auf die Erde. „Ich bin Ihr Werkzeug — bestimmen Sie ganz über mich.“

Die bereitwillige Zusage seines Günstlings versetzten Seine Hoheit in die allerheiterste Laune. Seine Hoheit rieben sich vergnügt lächelnd die beringten Hände, nickten ihrem vortragenden Rath huldreichst zu, und sagten: Wollen sehen, Degen! Werden bald von mir hören!“

Damit schossen Seine Hoheit davon und plauderten lächelnd erst mit ihrer Gemahlin, und dann mit einer Hofdame aus hochadeligem Hause, die sehr reich, aber auch sehr häßlich war. Der vortragende Rath beobachtete Seine Hoheit aus der Ferne, sah sie einige Mal freundlichst lächeln, sah ihren Blick auf sich gerichtet, sah das Hoffräulein erröthen und das Augenglas zur Hand nehmen, um einen Blick auf ihn zu machen, und — seufzte.

Er errieth Alles. Fräulein von Donnersberg war die ihm bestimmte Braut. Ihr Geld hätte er sich wohl gefallen lassen, aber ihre Häßlichkeit! Und ihren Hochmuth! Und ihren impertinenten Stolz auf ihre siebzehn oder acht-

zehn Ahnen! Heimlich wünschte er, sie möge ihm und dem Fürsten einen Korb geben. Ja, er hoffte es sogar, denn einen Bürgerlichen zu heirathen, einen simpeln Rath, dazu konnte sich Fräulein Adelgunde von Donnersberg trotz ihres unschönen Gesichtes doch wohl nicht herablassen! Aber wenn doch? Dann galt freilich kein Sträuben mehr! Adolph mußte Wort halten, oder er hatte auf immer und ewig die Gnade Seiner Hoheit verscherzt.

Trübselig drückte er sich in den Ecken und Winkeln herum und war herzlich froh, als endlich die Stunde der Entlassung schlug. Der Fürst winkte ihm beim Abschiede freundlich zu und melancholisch fuhr Adolph in seiner prächtigen Karosse nach Hause. Die ganze Nacht träumte er von Fräulein Adelgunde von Donnersberg — aber selbst die bunten Gebilde des Traumes konnten die häßliche Hofdame nicht in einen schönen Engel verwandeln, und Adolph seufzte während des Träumens fast noch ärger, als im Wachen. Verdrießlich und verstimmt stand er am Morgen auf, setzte sich an seinen Schreibtisch, rechnete und zählte, schrieb ganze Bogen voller Zahlen, und murmelte endlich: „Verdammte Geschichte, daß ich nicht auskommen kann! Aber wie ich auch addire und subtrahire, es geht nicht! werde also wohl in den sauern Apfel beißen und Fräulein Adelgunde heirathen müssen!“

Um Mittag herum kam ein Lakai in der fürstlichen Livree und brachte ein großes, dickes Handschreiben von Seiner Hoheit.

„Mein lieber Rath!“ schrieben Seine Hoheit — „ich bin als Freiwerber glücklich gewesen und hoffe, Sie dadurch ebenfalls glücklich zu machen. Fräulein Adelgunde von Donnersberg nimmt ihre Bewerbungen unter der Bedingung an, daß Sie in den Adelstand erhoben werden.

Dafür lassen Sie mich sorgen, denn das Verlangen ist billig, und Ihre Verdienste sind groß genug, daß Ihre Erhebung nur als eine gerechte Belohnung für dieselben erscheint. Einstweilen beifolgende Kleinigkeit zur häuslichen Einrichtung. Später mit dem Einkommen des Fräuleins werden Sie, denk' ich, schon auskommen. Keinen Dank, mein lieber Rath! Ihr wohl affectionirter Ernst Emil!"

Die beifolgende Kleinigkeit bestand in fünftausend Thalern guter Staatspapiere und reichte eben hin, die Schulden des Herrn Rathes, die sich allmählich ziemlich angesummt hatten, zu decken. Seufzend schloß er Brief und Papiere in seine Schatulle ein, ließ anspannen und fuhr zum Fürsten, obgleich derselbe sich den Dank verbeten hatte. Adolph wußte wohl, daß er trotzdem willkommen sein werde. Der Fürst empfing ihn ungemein gnädig — Adolph sank ihm zu Füßen, küßte seine Hand und stammelte: „Hoheit, welche himmlische Güte . . . . wo kann, wo soll ich Worte finden, meinen . . ."

„Still, still, Lieber!" unterbrach ihn der Fürst und nöthigte ihn zum Aufstehen. „Sagen Sie mir nur, sind Sie zufrieden mit der Braut, die ich Ihnen ausgesucht habe? Noch ist's Zeit, Alles rückgängig zu machen, denn noch weiß Niemand ein Wort von der Verlobung außer meiner Gemahlin? Nun?"

„Hoheit, wie könnte ich Ihre Herablassung so verkennen und mit schnödem Undank vergelten!" entgegnete Adolph, und gab sich den Anschein, als ob er außer sich sei vor Freuden. „Sie haben mich vollkommen glücklich gemacht, gnädigster Herr, und mein ganzes zukünftiges Leben soll Eurer Hoheit den Beweis geben, daß mein Herz

voll Entzücken und Dankbarkeit ist. Blut und Leben für Eure Hoheit!"

„Freut mich, mein lieber Degen", erwiderte der Fürst, „freut mich in der That, daß Sie zufrieden sind. Fahren Sie nun zu ihrer Braut und sorgen Sie für Verlobungs-Karten. Gott befohlen, mein Lieber!"

Degen ging, außen den Himmel, innen die Hölle. Er fuhr zu seiner Braut, die ihn mit herablassendem Stolze aufnahm, und es kostete ihn keine geringe Ueberwindung, dem unschönen Fräulein gegenüber den Schein eines glücklichen Bräutigams anzunehmen. Herzlich froh war er, als er sich endlich mit Anstand verabschieden konnte. Trostlos und wüthend über sich selbst fuhr er nach Hause, und verwünschte hundert Mal das Unglück, daß er nicht auskommen konnte. Ein schrecklicher Gedanke war es ihm, zeitlebens an das Fräulein von Donnersberg gefesselt zu sein, und doch konnte er es nun nicht mehr verhindern, konnte nicht zurück, sondern mußte, um den gütigen Fürsten nicht zu beleidigen, noch obendrein den Anschein innigster Befriedigung und höchster Glückseligkeit annehmen. Er hätte weinen und sein Haar zerraufen mögen! Aber was half's? Er hatte nicht auskommen können, und mußte noch Gott danken, daß der Fürst seine Schulden bezahlte.

Der arme Adolph! Alle Welt beneidete ihn um sein Glück, um die Gunst des Fürsten, um sein rasches Emporsteigen, sogar um die reiche Braut, deren Goldglanz selbst das Kupfer ihrer dünnen, langen Nase überstrahlte, — und er selber fühlte sich so elend! Der Fürst hatte ihn in den Adelstand erhoben, ihm den Titel Geheimer Rath verliehen, ihm eine ansehnliche Gehalts-Zulage bewilligt, ihn zum Rendanten über seine Privat-Einkünfte gemacht —

und doch schlich der beglückte, mit Gnadenbezeugungen überschüttete Günstling trübselig umher und hatte kaum so viel Kraft, in Gegenwart des Hofes und seiner Braut ein munteres, aufgewecktes Wesen anzunehmen. Mit Allem war er zufrieden — nur nicht mit der Braut, die eine so unwillkommene Zugabe zu allen den neuen Herrlichkeiten war.

Indeß, er mußte vorwärts! Die Verlobung wurde vom Fürsten öffentlich bei Hofe verkündigt, und eine Woche darauf war die Hochzeit. Und was für eine Hochzeit! Alles Glanz, Pracht, Schimmer, Herrlichkeit; seidene Kleider und blitzende Juwelen, rauschende Musik und ganze Wälder brennender Kerzen; Feuerwerk und Champagner, — nichts fehlte, als nur eine einzige Kleinigkeit: Glück und Zufriedenheit.

Der arme Geheime Rath von Degen! —

Während Alles in einem Meere von Glanz und Wonne zu schwimmen schien, während er selbst sein angenehmstes Lächeln über seine Züge verbreitete — trug er den Tod im Herzen mit sich herum und beneidete den ärmsten Unterthan seines Fürsten, der doch wenigstens liebte wo er heirathete, während er heirathete und von Grauen und Abscheu gegen sein Weib erfüllt war, das nun die Gefährtin seines ganzen Lebens werden sollte, an das er für immer mit unzerreißbaren Ketten geknüpft war.

Indeß, wer wollte ihn bedauern, ihn bemitleiden? Er war ja selbst an seinem Unglücke schuld! Warum hatte er nicht auskommen können?

Die Hochzeit war vorbei, die Flitterwochen schwanden dahin, Degen gewöhnte sich an die Kette, die er mit sich herumschleppte. Im Grunde war sie so schwer nicht und zudem ächt vergoldet. Auch paßte das junge Ehepaar in

einzelnen Punkten recht gut zusammen, z. B. im Hange zur Verschwendung und zu äußerlichem Glanze. Der Herr Geheimerath gab gern Gastmähler und Bälle — die Frau Geheimeräthin ebenfalls. Der Herr Geheimerath liebte ein hohes Spielchen — die Frau Geheimeräthin nicht minder. Der Herr Geheimerath liebte schöne Pferde und Wagen — die Frau Geheimeräthin schwärmte dafür. Der Herr Geheimerath liebte goldene Dosen und Busennadeln mit großen Brillanten — die Frau Geheimeräthin kannte nichts reizenderes als Diademe, Halsbänder, Armbänder, Ohrringe und andere Ringe mit Diamanten und Rubinen!

Was Wunder, daß die jungen Eheleute die schönsten Bälle gaben, die herrlichsten Pferde und Carossen hatten, auf die beste Manier ihr Geld am Spieltische verloren und immer mit den elegantesten und neuesten Schmucksachen glänzten! Die kleinen Liebhabereien kosteten freilich große Sümmchen — aber das schadete nichts — sie hatten es ja, und in der That, Adolph kam aus! Endlich aus! Ob aber mit seinem Gehalt und den Zinsen, oder mit Hülfe des Kapitals, das seine Gemahlin ihm zugebracht, das war eine andere Frage. Wer konnte sie beantworten, wer den reichen Leuten ihre Ausgaben nachrechnen? Genug, sie ließen hübsch aufgehen, machten keine Schulden, und Adolph sagte nie mehr zum Fürsten: „Ich kann nicht auskommen!" Was konnte man mehr verlangen. Geheimeraths waren solche scharmante Leute — der Fürst selbst besuchte ihre Feste — schoß wohl gar zuweilen ein paar tausend Thälerchen zu — genug, Adolph kam aus.

Ja, er kam aus — ein Jahr, zwei Jahre, fünf Jahre — und war immer vergnügt, immer noch der Günstling des Fürsten, immer noch beneidet von aller Welt. Aber auf einmal wurde seine heitere Laune weniger beständig,

seine Augen blickten finster, besonders wenn er allein war oder sich unbeachtet glaubte, und seine glatte Stirn runzelte sich.

„Was hast Du, lieber Mann?" fragte seine Frau. „Bist Du nicht wohl?"

„Pah! Kümmmere Dich nicht um mich", erwiderte er. „Verdrüßliche Geschäfte — man kann nicht immer in die Welt hinein lachen."

„Gut, gut, lieber Mann — aber sieh hier diesen reizenden Schmuck, den mir der Juwelier geschickt hat. Man kann nichts Schöneres sehen, und nur fünftausend Thaler soll er kosten! Was meinst Du, ob ich ihn behalte? Die Hofmarschallin würde vor Neid grau werden, wenn sie mich mit ihm sähe."

„Aber Du hast ja Schmuck genug, liebes Kind, warum noch mehr? Es ist wirklich überflüssig!" sagte der Geheimerath.

Die Frau Geheimeräthin sah den Herrn Gemahl mit großen Augen an und sagte stolz: „Ueberflüssig? Eine Frau in meiner Stellung kann nie genug Schmuck haben! Ich werde diesen nun gerade behalten."

„Aber liebes Kind, fünftausend Thaler sind keine Kleinigkeit!"

„Und wenn das auch", entgegnete die Dame. „Der Herr Geheimerath werden nicht vergessen, daß ich den Schmuck von meinem Gelde bezahle."

Der Herr Geheimerath machte ein langes Gesicht, murmelte ein paar unverständliche Worte und schoß zur Thüre hinaus in sein Zimmer, wo er sich einschloß und emsig am Schreibtisch beschäftigt war, bis der Abend dämmerte. Da stand er auf, sah sehr bleich und ange-

griffen aus und seufzte. Die Papiere verschloß er sorgfältig, öffnete einen anderen Kasten und nahm eine Hand voll Goldstücke und Kassenscheine heraus.

„Das letzte!" murmelte er. „Gott weiß, wie wir nun auskommen sollen! Das Weib ist toll mit ihrer Verschwendungssucht! Fünftausend Thaler für einen einzigen Schmuck, während wir kaum noch fünftausend Thaler im Vermögen haben! Aber was ist zu thun? Hindern kann ich sie nicht, denn wenn sie erfährt, daß ihr Vermögen in alle Winde geflogen ist, so giebt's eine Scene! Wozu auch? Das Glück ist mir heute vielleicht günstiger, als in den letzten Tagen! Verwünschtes Unglück! Zehntausend Thaler in einer Woche! Aber das kann ja nicht immer so fortgehen! Nur muthig vorwärts! Frisch gewagt ist halb gewonnen! Mag das närrische Weib den Schmuck kaufen — bezahlt kann er später werden!"

Der Herr Geheimerath schlüpfte aus dem Zimmer, eilte leise und heimlich die Treppe hinunter, betrat die Straße und drückte sich im Schatten der Häuser entlang, tief in den Mantel vermummt, so daß Niemand ihn zu erkennen vermochte. Durch mancherlei Straßen und Gassen schlüpfte er hastigen und verstohlenen Schrittes, bis er bei einem einsam gelegenen, großen, aber düsteren Gebäude stehen blieb, das in alten Zeiten ein Kloster gewesen zu sein schien. Hier zog er die Glocke. Eine schwere, massive Thür sprang auf — Adolph schlüpfte hindurch und trat eine Minute später in ein geräumiges Gemach, wo um einen großen, grün überzogenen Tisch bereits eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft versammelt war. Man begrüßte ihn mit einem kurzen zen Kopfnicken, das Adolph eben so kurz erwiederte. Gesprochen wurde kein Wort. Niemand hatte Zeit oder Lust

dazu; denn auf dem grünen Tische lagen Haufen Geldes und bunte Kartenblätter: man spielte und spielte hoch.

„Hundert Louisd'or auf den Buben!" sagte Adolph und war von Stund an mit Leib und Seele in die Wechselfälle des Spieles vertieft.

Es gewährte einen traurigen Anblick, den eifrigen Spieler zu sehen. Unaufhörlich wechselte der Ausdruck seiner Gesichtszüge, er wurde bald todtenblaß, bald dunkelroth, sein Haar triefte von Schweiß und hing verwirrt über seine runzelvolle, düstere Stirn, er klemmte die Lippen blutig zwischen den Zähnen und mancher bange Seufzer, manches dumpfe Stöhnen, manches bittere Lachen, mancher wilde, kurze Schrei glitt über seine blutunterlaufenen Lippen. Er verlor und gewann abwechselnd bedeutende Summen; endlich gegen Morgen hörte das Spiel auf und verzweiflungsvoll starrte Adolph auf die verhängnißvolle Tafel hin. Er hatte Alles verloren, was er mitgebracht und noch eine bedeutende Summe auf Ehrenwort dazu.

„He, Degen, wir wollen gehen", schrie ihm ein Bekannter zu und klopfte ihn auf die Schulter. „Der Tag graut schon. Komm! Laß dich den Verlust nicht kümmern, du bist ja reich!"

„Gewesen!" seufzte Adolph im Innern, raffte sich aber zusammen und entfernte sich mit den Uebrigen. Blaß wie eine Leiche kam er nach Hause, warf sich in einen Armstuhl und starrte mit wildem Blick vor sich nieder.

Der arme Mann! Er hatte nicht auskommen können mit seinem Gehalte und seinen Zinsen! Das Vermögen seiner Frau hatte aushelfen müssen und heute Nacht war denn richtig der letzte Rest davon am Spieltische verloren gegangen. Im Grunde — wenigstens sprach er selbst sich das vor — im Grunde war er ganz unschuldig! Seine

Stellung erforderte einen gewissen Aufwand! Dazu die reiche Frau, die so prunksüchtig und prachtliebend war! Es mußte Alles so kommen! Am Spieltische hatte er die vergeudeten Summen zu ersetzen gesucht, aber statt dessen auch noch den letzten Rest zugesetzt und Schulden dazu gemacht, die binnen vierundzwanzig Stunden bezahlt werden mußten! Aber wie? Von was? Woher Geld bekommen?

Adolph dachte an den Fürsten. Aber nein, das ging nicht! Der durfte nicht zuerst erfahren, daß er ruinirt war! — Geld borgen? Aber von wem? Und wer hatte gleich eine so große Summe, wie er bedurfte, vorräthig? —

Adolph wußte sich keinen Rath und warf einen verzweifelten Blick auf die geladenen Pistolen, die über seinem Schreibtische an der Wand hingen. „Eine Kugel durch den Kopf bezahlt am Ende alle Schulden!" murmelte er.

Seufzend, aber schon halb entschlossen, stand er auf und näherte sich dem Schreibtische. Doch — das Leben war so schön! Und er noch so jung! Und wenn er sich einschränkte, so konnte er doch wohl am Ende auskommen — er zögerte, schwankte, blieb stehen und sein erloschenes, tiefliegendes Auge blitzte auf.

„Das ginge!" murmelte er. Das würde mich noch einmal retten! Und sie merkt auch nicht einmal etwas davon! Freilich — es sieht aus wie Diebstahl — aber ob die Närrin die bunten Steine hat oder nicht! Und am Ende gehören sie mir eben so gut, als ihr, denn ihrer Schönheit wegen habe ich sie wahrhaftig nicht geheirathet, sondern um ihres Reichthums wegen! Auch ist sie an Allem Schuld! Sie kann wahrhaftig noch weniger auskommen als ich und ist doch nur ein Weib! Es muß sein! Es muß!"

Der Geheimerath zog seine Stiefeln aus und schlich auf Strümpfen nach den Gemächern seiner Frau. Leise und verstohlen öffnete er die Thüren, leise und verstohlen schloß er sie wieder. Jetzt stand er in ihrem Zimmer. Nebenan schlief sie. Das ganze Haus schlummerte noch. Ein Schlüssel fiel ihm in's Auge. Mit freudiger Hast ergriff er ihn, schloß den Secretair auf, in welchem seine Gemahlin ihre Schmucksachen aufbewahrte, nahm mit eiliger, zitternder, scheuer Hand die kostbaren Diademe, die funkelnden Halsbänder und Armringe zu sich, verschloß den Secretair wieder, steckte den Schlüssel ein, und schlich eben so leise und heimlich davon, als er gekommen war. In seinem Zimmer zog er seine Stiefeln wieder an, ging in den Stall hinab, sattelte sein schnellstes Pferd und sprengte im Galopp davon in die nächste große Handelsstadt, die nur einige Stunden weit von der Residenz entfernt liegt. Hier verkaufte er die ächten Juwelen seiner Frau, ließ in den Schmuck andere unächte, also werthlose, einsetzen, jagte nach Hause zurück, bezahlte seine Spielschulden und — konnte wieder ein Weilchen auskommen. Seine Gemahlin merkte nichts von dem Betruge und hielt nach wie vor ihre Schmucksachen für ächt.

Adolph war nun freilich ein Dieb und Betrüger geworden — indeß, seine Schulden waren bezahlt und es wußte ja kein Mensch von seinem Betruge.

Gleichwohl sah er ein, daß die Verschwendung in seinem Hause nun ein Ende nehmen müsse, und er suchte eines Tages ernsthaft mit seiner Gemahlin zu sprechen und ihr größere Sparsamkeit zu empfehlen. Die stolze Frau wollte jedoch davon nichts hören und schüchterte ihren Herrn Gemahl mit hochmüthiger Rede dermaßen ein, daß dieser,

da er nicht eingestehen wollte, daß ihr Vermögen vergeudet sei, ein für alle Mal den Versuch, sie zur Vernunft zu bringen, aufgab. Die natürliche Folge davon war eine rasche Anhäufung von Schulden und der Herr Geheimerath konnte weniger als jemals auskommen.

Eine Zeitlang ging das so hin; dann aber drängten die Gläubiger, drohten mit Verklagen, und Adolph, der arme Aoplph sah dem schrecklichsten Ruin, der Ungnade des Fürsten, der Entlassung aus seinem Amte, und der Himmel mochte wissen, was noch für Leiden entgegen. Traurig und niedergeschlagen schlich er einher; kein Lächeln kam mehr auf seine Lippen, sein Gesicht wurde bleich, seine Gestalt hager — er sah aus, wie eine Vogelscheuche, und konnte kaum noch bei Hofe sein früheres, zuversichtliches und angenehmes Wesen beibehalten. Der Fürst bemerkte endlich seine Verstimmung und fragte ihn gelegentlich einmal, was ihm fehle?

„Geld, Hoheit!" erwiederte der Geheimerath mit verzweifelter Entschlossenheit. „In der Residenz ist theures Pflaster — ich kann nicht auskommen, Hoheit!"

Die Hoheit schüttelte mit dem Kopfe und warf dem Geheimerathe einen ernsthaften Blick zu. „Lieber Degen," sagte er, „Sie müssen auskommen! Ich kann Ihnen nicht zwei reiche Frauen verschaffen, das sehen Sie ein. Geben Sie ein Paar Bälle weniger im Jahr, schaffen Sie die theuren Pferde ab, und es wird schon gehen."

Ehe der Geheimerath Degen, der bestürzt dastand, antworten konnte, drehte ihm der Fürst den Rücken zu. Der Geheimerath stand wie auf Kohlen, und sobald es, ohne Aufsehen zu erregen, geschehen konnte, eilte er nach Hause.

Der arme Geheimerath! Er konnte nun einmal nicht auskommen — jetzt weniger, als jemals — und das Feuer brannte ihm auf den Nägeln. In der Residenz munkelte man schon davon, daß es gar übel mit ihm stände, und dem heutigen Benehmen des Fürsten nach zu schließen, schien dieser auch schon ziemlich wohl unterrichtet zu sein. Und morgen sollte und mußte der Geheimerath einen Wechsel von zehntausend Thalern bezahlen, oder in's Schuldgefängniß spazieren. Er hatte gehofft, der Fürst werde ihm noch einmal aus der Noth helfen — aber diese Hoffnung war zu Wasser geworden!

Was nun beginnen? Wenn er die zehntausend Thaler nicht herbeischaffte, so war er verloren, so kam Alles an den Tag, so zeigte sich's, daß das Vermögen seiner Frau vergeudet, daß selbst ihr Schmuck verfälscht war, und — das Schlimmste von Allem, er konnte dem Schuldthurm nicht entgehen. Heiliger Himmel, welch' ein Scandal für die Residenz!

Verzweiflungsvoll rang der arme Geheimerath, der absolut nicht auskommen konnte, die Hände und zermarterte sein Gehirn nach einem Auskunftsmittel. Aber er sann vergebens, ganz vergebens. Alle seine Hilfsquellen waren versiegt, und er konnte, konnte der Schande nicht entgehen!

Nur ein Weg, ein einziger, blieb ihm noch — doch vor diesem schauderte er selbst zurück. Die Schatulle des Fürsten stand ihm offen — erst gestern war eine bedeutende Summe eingezahlt worden — wenn er die zehntausend Thaler entlehnte — entlehnte, bei Leibe nicht stahl — so konnte er vielleicht der Schande entgehen, vielleicht im Spiel die Summe wiedergewinnen, vielleicht sie ersetzen, —

vielleicht die ganze schmutzige Geschichte in Ordnung bringen, ohne daß nur ein Mensch irgend eine Ahnung davon hatte!

Es waren dies freilich nur lauter vielleicht, indeß, Schande bedrohete ihn so wie so — auf eine Hand voll mehr oder weniger konnte es nun nicht mehr ankommen. Der Juwelen-Diebstahl war ihm geglückt — warum sollte ihm die erzwungene Anleihe mißlingen? Es mußte gewagt werden — es war der letzte Trumpf, den er auszuspielen hatte, und der Trumpf konnte das ganze Spiel ändern. Mißlang es aber, nun, so hingen da die geladenen Pistolen — so konnte er immer noch einen Sprung in die andere Welt hinüber machen und mit einer Bleikugel Schulden und Schande quittiren!

So dachte der verblendete Geheimerath und faßte nebenbei noch die besten Vorsätze. Wenn es gelang, wenn er sich noch einmal aus dieser Klemme zog, so wollte er in Zukunft ganz gewiß ein anderes Leben führen, wollte keine Bälle mehr geben, seine Pferde und Equipage verkaufen, und auskommen, absolut auskommen, mochte seine Frau und die Welt dazu sagen, was sie wollten!

Schwache Vorsätze eines armen Sünders! Er hatte mit Hunderttausenden gespielt und wollte nun mit Hunderten auskommen!

Aber die Noth drängte. Was geschehen sollte, mußte gleich geschehen, in dieser Nacht noch, denn morgen war es es zu spät. Sein Herz pochte — der kalte Angstschweiß brach ihm aus — seine Hand zitterte, wie Espenlaub, als er nach dem Schlüssel der Schatulle griff. Auf den Zehen schlich er nach der Kanzlei hinüber — ohne Licht, um sich nicht zu verrathen. Er nahm die Summe — er stahl —

er ward ein Dieb und Betrüger: weil er nicht auskommen konnte, der Mann! Er verrieth seine Ehre, seine Treue, seinen Fürsten, der ihn wie einen Freund behandelt hatte, weil er nicht auskommen konnte, der Mann! —

Anderen Tages bezahlte der Herr Geheimerath seine Wechsel und Abends trieb er sich mit heitrem Gesicht in den Sälen des fürstlichen Schlosses herum.

Plötzlich stand der Fürst neben ihm, und warf ihm einen halb mitleidigen, halb verächtlichen Blick zu. „Nun, Degen, Sie sind heute besser bei Laune, als gestern", sagte er — „haben Sie Geld bekommen?"

Degen erschrak bis in's innerste Herz hinein, aber er faßte sich noch und erwiederte „Ja, gnädiger Herr, ich habe ein Sümmchen entlehnt."

„Gestohlen! wollen Sie sagen", donnerte der Fürst. „Ich weiß Alles! Treuloser Diener! Leichtsinniger Verschwender! Verrätherischer Freund — so also haben Sie mein unbeschränktes Vertrauen belohnt! Hinweg mit ihm! Strenges Gericht soll über ihn gehalten werden! Keine Schonung mehr für den Elenden, den ich mit Gunst und Gnaden überhäufte, und der so meine Wohlthaten belohnt!"

Kreideweiß stand der Geheimerath da, während die Herren vom Hofe mit ungeheurem Erstaunen und unverhohlener Schadenfreude ihn anblickten. Ein Offizier trat herein in den prunkenden Saal, ergriff den gefallenen Günstling am Arme und führte ihn davon. Willenlos, einer Ohnmacht nahe, zerschmettert folgte ihm der arme Sünder, und erwartungsvoll richteten die Hofherren ihre Blicke auf den Fürsten, ohne dem Gefallenen irgend ein Zeichen von Theilnahme zu vergönnen.

„Sie wundern sich, meine Herren", sagte der Fürst,

„über diesen Auftritt! Nehmen Sie sich ein Exempel dran! Der Herr Geheimerath Degen ist ein Dieb und Betrüger geworden, weil er nicht auskommen konnte. Gestern sprach er mich um Geld an — und heute erfuhr ich, er habe einen Wechsel von zehntausend Thalern eingelöst. Ich ließ meine Schatulle untersuchen — es fehlten zwölftausend! Wer der Dieb ist, können Sie sich denken. Er konnte nicht auskommen! Nun, im Zuchthause, denk' ich, wird er's wohl lernen!"

Die ganze Stadt war voll von der scandalösen Geschichte. Der Geheimerath konnte nicht läugnen — er gestand Alles ein — und mußte auf zehn Jahre in's Zuchthaus wandern. Seine Frau Gemahlin, die auch nicht auskommen konnte, starb vor Schrecken, als sie merkte, daß ihre Juwelen verfälscht waren. In den Rest ihrer Habe theilten sich die zahlreichen Gläubiger. Degen erholte sich nie von dem Schlage, der ihn getroffen, von dem Sturze, der ihn in den Abgrund geschleudert hatte; aber kurios — im Zuchthause konnte er auskommen. Er mußte wohl.

Willst du nun aber die andere Redensart wissen, lieber Leser, die Redensart, von der ich weiter oben gesprochen habe? Sie ist kurz und bündig, und spricht sich eben so leicht aus, wie die andere. Sie heißt: „Ich beschränke mich!"

Ich sage dir, hätte der Geheimerath diese Redensart im Munde geführt, statt der: „Ich kann nicht auskommen", er wäre noch heutzutage Geheimerath und Günstling des Fürsten, oder wohl gar Minister. Denk' einmal darüber nach und sage, ob ich nicht Recht habe. „Ich beschränke mich!" das ist dir eine ganz herrliche Redensart

und wer die fest hält — Kopf und Kragen setz' ich d'ran — der kommt aus. Bei dieser Redensart hätte der Geheimerath nicht im Zuchthaus geendet, aber — da er nicht auskommen konnte — nun, so mußte er natürlich die Suppe essen, die er sich eingebrockt hatte. Laßt uns bei der Redensart „ich beschränke mich!“ bleiben — bei der stehen wir uns gut, denk' ich. —

Aufopferung.

Man kennt die furchtbare Sitte der Blutrache, die Sitte, Mord zu rächen durch Mord an dem Mörder oder dessen Verwandten. Sie gilt bei den Arabern bis auf den heutigen Tag, sie herrschte bis vor wenigen Jahrzehnten noch bei den Bewohnern der Insel Corsica.

Die Corsischen Familien der Bandello und Paoli übten sie. Zuerst war Carlo Bandello gefallen. Alberto Paoli hatte ihn aus Eifersucht erschossen. Guilielmo Bandello rächte den Bruder, und Alberto Paoli fiel auf der Jagd. Guilielmo Bandello lag eines Morgens todt auf den Felsen der Südküste von Corsica — eine Kugel mitten in der Brust. Sein eigenes Gewehr lag neben ihm, der Schuß noch im Rohre. Ein Fremder also mußte ihn getödtet haben. Wer anders konnte der Fremde sein, als Antonio Paoli. An ihm war die Reihe, Blutrache zu üben an dem Mörder seines Bruders Alberto. Fischer hatten ihn gesehen am Morgen des Tages und in der Nähe des Ortes, wo man Guilielmo todt gefunden. Die Blutrache ging über auf den letzten Bandello, auf Raphael.

Raphael Bandello weinte nicht, als man seinen Bruder zur Erde bestattete. Aber seine Zähne knirschten, seine

Augen sprühten, und auf den Lauf seines Stutzen ließ er die Worte graviren: Tod dem Antonio Paoli. So erhielt er die Erinnerung frisch an die Blutrache.

Der Rächer durchflog die Insel nach allen Richtungen und suchte sein Opfer in den verborgensten Schluchten und Thälern des Gebirges. Aber Antonio Paoli war verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Man vermuthete, er habe sich selbst verbannt aus dem Vaterlande, um der Blutrache zu entrinnen, die über seinem Haupte schwebte.

Raphael durchreiste, Rache im Herzen, Italien, Frankreich, Griechenland. Jahre verstrichen; er fand sein Opfer nicht, aber die Rache blieb lebendig in seinem Herzen. Sein Stutzen mit der Inschrift Tod dem Antonio Paoli erinnerte ihn täglich an sein furchtbares Amt.

Er kehrte endlich müde in die Heimath zurück. Hier lebte er einsam, still und menschenfeindlich auf seinem Schlosse im Gebirg. Der unbefriedigte Drang nach Rache glühte in seinem Blute und verzehrte seine Jugendkraft. Er wurde alt vor der Zeit.

Da vernahm er, Antonio Paoli sei ein Mönch geworden, ein armer Augustiner, und lebe auf dem St. Bernhards-Kloster in Unterwallis ein stilles, trauriges Leben voll Mühsal und Aufopferung, beinahe achttausend Fuß hoch über dem Meere, in der eisigen Wüste des Gebirgs, wo kein Baum, kein Strauch gedeiht, wo kein grüner Halm der unwirthbaren Erde entsprießt — dort sei er, und ein jammervolles Leben der Buße führe er da.

Raphael Bandello wollte keine Buße, er wollte Rache. Sein halberloschenes Auge sprühte wieder von dem alten, furchtbaren Feuer. Er sprach kein Wort — aber er lud seinen Stutzen, hing die Jagdtasche über und verließ die

Insel. Seine Nachbarn wußten, wohin er ging, und lobten ihn; denn die Blutrache war ihnen heilig.

Raphael bedurfte nicht vieler Tage, um den Fuß des St. Bernhard zu erreichen. Unaufhaltsam trieb ihn sein ungelöschter Durst nach Rache fort über das Meer, über die Ebenen und Berge. Abends langte er in einem Dorfe an. Dort blieb er für die Nacht. Am nächsten Tage sollte Antonio fallen.

Reisende kamen und gingen. Raphael kümmerte sich um keinen von ihnen. Finster saß er in einem Winkel und dachte an den morgigen Tag, an Antonio Paoli, an seine Rache. Plötzlich zuckte er zusammen, und seine Finger preßten krampfhaft den Lauf seines Stutzen, der neben ihm an der Wand lehnte. Er hatte den Namen Antonio vernommen; die Reisenden, unmittelbar vom Hospize des St. Bernhard herniedergestiegen, sprachen von Antonio, dem guten Vater Antonio, dem frommen, dem braven, dem sich selbst aufopfernden Vater Antonio. Der Wirth und die Wirthin der kleinen Herberge hörten beifällig zu. Sie mischten sich in das Gespräch. Sie schilderten Antoio's milde, demüthige, immer bereite Barmherzigkeit, sie erzählten, wie oft er sein Leben auf das Spiel gesetzt habe, um fremde Leben zu retten; wie er weder Sturm, noch Schneegestöber, noch die grimmigste Kälte scheue, um den Reisenden Hülfe zu bringen, die sich in den Schluchten des Gebirges verirrten.

„Aber wir lieben ihn auch Alle, fast wie die Vorsehung!" sagten sie. „Er ist ein ächter Jünger des Heilands, und die Krone der Heiligen wird einst der Lohn seiner Aufopferung sein! Der gute Vater Antonio! Möge er noch lange leben!"

„Er sterbe!" murmelte zähneknirschend Raphael Ban-

dello und starrte mit funkelndem Auge auf die Inschrift seines Stutzen.

Das Lob des Feindes erbittert das Herz und steigert den Haß. Jeder Blutstropfen in den Adern Bandello's dürstete nach Rache. Am frühen Morgen stand er auf, lud seinen Stutzen mit frischem Pulver und Blei, und murmelte: „Tod dem Antonio Paoli.“ Dann ging er.

Der Wirth stand in der Hausthür und schaute den Himmel an. Schweigend schritt Raphael an ihm vorüber, aber der Wirth hielt ihn auf.

„Geht nicht allein heute, Herr,“ sagte er. „Die Wolken verkünden Schnee und Sturm. Wartet lieber einen Tag oder zwei, es wird besser sein.“

„Rache wartet nicht!“ entgegnete Raphael und schritt weiter — finster, traurig, entschlossen. Ihn hielt nichts auf, ihn trieb sein Haß.

„Heute noch wird dein Blut gerächt sein, mein Bruder Guilielmo!“ das war der Gedanke, der ihn begleitete, als er die steilen Pfade des St. Bernhard erklomm.

Um Mittag ruhete er eine Stunde, das Haupt gegen einen Felsen gelehnt. Dann ging er weiter, dann stieg er höher, immer höher, seinem Ziele entgegen. Keinen Blick warf er um sich, hinter sich. Sein finsteres Auge ruhte auf dem Boden und schweifte nur zuweilen nach oben hin, nach dem Gipfel des Berges, wo das Hospiz lag, wo der Feind wohnte, den er suchte. Für die erhabene Pracht der Natur, die ihn umgab, hatte er keinen Blick. Er sah nicht die kühn emporragenden Hörner und Kuppen der Riesenberge, um deren Häupter die Wolken spielten, nicht die glänzenden Felder von Schnee und Eis, nicht die prachtvollen Thäler mit ihren Matten und Wäldern hinter

sich! Er sah nur vorwärts, sah nur die Gestalt des Feindes, den er suchte, sah sie blutend und gebrochenen Auges zu seinen Füßen liegen, wie er Guilielmo, seinen Bruder, vor Jahren zu seinen Füßen liegen gesehen! Im Vorgefühle der gesättigten, der befriedigten Rache lachte er zuweilen dumpf auf, und dann drückte er den Stutzen krampfhaft an sein Herz, den Stutzen, auf dessen Laufe gravirt stand: Tod dem Antonio Paoli.

Je höher Raphael Bandello stieg, desto eisiger wehte ihm die Luft entgegen, desto schärfer und schneidender durchdrang sie seine Glieder. Er wickelte sich in seinen Mantel und schritt weiter, unaufhaltsam weiter. Sein Ziel konnte nun nicht mehr fern sein.

Düstere Wolken kamen gezogen und hüllten ihn ein mit ihrem feuchten Schleier. Finsterniß und dichter Nebel umgaben ihn. Sein Fuß glitt aus auf dem eisigen Pfade, den er verfolgte, seine Glieder fingen an zu ermatten, — aber Bandello drang vorwärts, unaufhaltsam vorwärts und ruhete nicht.

Plötzlich stöberten ihm dichte Wolken von Schnee entgegen, und heulend brach der Sturm los aus den Schlünden des St. Bernhard. Der Sturm faßte das Gewand des einsamen, düsteren Wanderers mit Gewalt und suchte es ihm von den Schultern zu zerren. Raphael stemmte sich dagegen — der Sturm riß ihn nieder, und die Wolken des fallenden Schnee's bedeckten ihn im Nu mit einem weißen Tuche.

Raphael raffte sich wieder auf und drang vorwärts — vorwärts trotz Sturm und Schneegestöber.

Aber, wo war der Pfad, den er bis jetzt verfolgt hatte? Der weiße, lockere Schnee lag darüber hin, und wirbelnd kamen neue und immer neue Massen, blendeten das

Auge des Wanderers, drangen durch die Falten seines Gewandes, und der Sturm, der furchtbare, machte seine ermattenden Glieder zu Eis erstarren. Dennoch, dennoch ging Raphael weiter. Er schlang sein Gewand eng um den Leib und stemmte sich mit Anstrengung aller Kraft gegen die Macht des Sturmes. Seine Füße wateten durch den Schnee — oft sank er bis an die Knie hinein — oft glitt er aus und stürzte, aber immer raffte er sich wieder auf und eilte weiter.

So rang er eine Stunde gegen den Sturm und die wirbelnden Schneemassen. Seine Glieder erlahmten allmählig, seine Stirn bedeckte sich mit eisigem Schweiße, sein Blut schien in den Adern zu stocken, seine Kraft schwand dahin — aber nicht erlahmte seine Willenskraft, nicht sein Haß, nicht sein Rachedurst. Wenn er wankte, wenn er ausglitt, wenn er niederstürzte, so griff er nach seinem Stutzen, und sein Blick fesselte sich auf die Inschrift „Tod dem Antonio Paoli", und er raffte sich auf, immer, immer wieder auf, und schleppte sich weiter — gehend, gleitend, auf allen Vieren kriechend — nur weiter, nur dem Feinde näher, nach dessen Blute er dürstete. So heiß war die Gluth seiner Rache, daß alles Eis der Gletscher sie nicht zu dämpfen vermochte. Kein Seufzer kam über seine Lippen, kein banges Stöhnen entrang sich seiner Brust! Sein Drang nach Rache bezwang lange selbst seine Erschöpfung.

Aber Raphael Bandello war zuletzt nur ein Mensch, wenn auch ein gewaltiger nnd mächtiger Mensch. Er stemmte sich gegen die Wuth des Sturmes, gegen den Grimm der Kälte, gegen die eisigen Schneemassen, die ihm Hände und Gesicht zerrissen. Aber endlich mußte er doch unterliegen. Seine Glieder versagten ihm den Dienst — knirschend vor Grimm taumelte er zu Boden, ein Schrei,

wild und gellend, schrillte durch das Heulen des Sturmes, und Raphael krümmte sich ohnmächtig auf dem Eise, das den Boden bedeckte.

Er raffte sich nicht wieder auf. Seine Sinne verließen ihn — aber mit der letzten Kraft, mit der letzten Anstrengung griff er nach seinem Stutzen und preßte ihn an seine Lippen.

„Ich sterbe!“ murmelte er — „sterbe ohne Rache, aber Guilielmo, nicht mein ist die Schuld!“

Noch einmal und wieder machte er eine krampfhafte Anstrengung, sich zu erheben. Den Stutzen hielt er fest in den erstarrenden Händen. Plötzlich ein scharfes, kurzes Krachen — der Stutzen ging los — die Kugel, für Antonio's Brust bestimmt, flog in die Weite. Raphael hörte den Knall nicht mehr. Mit dem letzten Zucken der Finger hatte er den Drücker berührt — der Schuß donnerte und weckte den Wiederhall der hohen Felsen und Eiswände — aber Raphael lag starr und gebrochenen Auges am Boden, sein Antlitz war bleich und das Herz, das so heiß nach Rache gedürstet, es pochte nicht mehr. Es war still, still wie die weiße Decke, die der Schnee mitleidig über seinen Körper warf. — — — — Noch wenige Minuten und der Sturm war vorüber. Der Nebel entschwand, die Schneemassen wirbelten in die tieferen Thäler hinab, die düsteren Wolkenberge flatterten zerrissen in weite Fernen, und strahlend warf die Sonne aus der Bläue des Himmels ihr goldenes Licht über Berg und Thal.

Das tiefe Bellen eines Hundes wurde in der Ferne vernehmbar; gleich nachher ertönte es näher; die Nase am Boden kam, sodann das schöne Geschöpf mit langem Haar und Schweif um die nächste Felsenwand, und ihm unmit-

telbar auf dem Fuße folgten drei Mönche in der Tracht des Augustiner-Ordens. Ihre Kaputzen waren vom Schnee bedeckt, selbst in ihren Bärten hing Schnee und Eis, und ihr Aussehen zeugte von großer Erschöpfung.

„Du hast dich getäuscht, Bruder Antonio", sagte Einer von ihnen zu dem Mönche, der den beiden Andern voraus-schritt. „Was du für einen Schuß hieltest, war sicher nur das Krachen des Donners oder einer Lawine. Laß uns zurückkehren — deine Kraft ist erschöpft — schone dein Leben."

Der Mönch Antonio schüttelte mit ernstem Lächeln das Haupt. „Mein Leben ist der Rettung Unglücklicher geweiher", erwiederte er sanft. „Keine Anstrengung darf uns zu groß scheinen und keine Rücksicht auf uns selbst uns abhalten, diesem Ziele nachzustreben. Aber sieh', mein Bruder, ich täuschte mich nicht — der edle, treue Hund hat die Spur gefunden."

In der That blieb der Hund bei einer niedrigen Schnee-wehe stehen, scharrte mit den Vorderfüßen den Schnee zur Seite und bellte heftig. Antonio trat rasch herzu, unterstützte die Bemühungen des Hundes und zog einen Ohnmächtigen aus seinem Schneegrabe hervor. Mit ihm ein Gewehr. Er nahm es in die Hand, warf einen Blick darauf und erblaßte. Er hatte die Schriftzüge auf dem Laufe gesehen und die Worte „Tod dem Antonio Paoli" gelesen.

„Er ist es — es ist Raphael Bandello, und er ist gekommen, mich zu tödten!" murmelte er. „Aber wie dem auch sei — mein Leben steht in Gottes Hand, und Raphael muß gerettet werden."

Rasch leisteten die Mönche hilfreichen Beistand. Antonio kniete nieder neben dem Verunglückten, legte das Haupt desselben in seinen Schooß, und nahm aus einem Kästchen, das Einer der Gefährten ihm darbot, stärkende Essenzen. Liebevoll und eifrig war sein Bemühen um Raphael Bandello, seinen Todfeind. Raphael erwachte zu neuem Leben, seine Kraft kehrte zurück, stumm aber düster folgte er den Mönchen in das Hospiz, ohne ihnen zu danken. Er hatte in Antonio, in seinem Retter den Feind erkannt, den er haßte, und dem er den Tod geschworen mit heiligem Eide.

Die Mönche brachten ihn zur Ruhe. Er blieb allein. Erst am folgenden Tage trat ein verhüllter Mönch in seine Klause. Er schlug die Kaputze zurück. Raphael bebte zusammen: Antonio stand vor ihm.

„Raphael Bandello“, sagte der Mönch mit sanfter Stimme, „du bist gekommen, mich zu tödten. Ich bin bereit, dein Opfer zu sein. Aber erst höre mich.“

Finster und den Blick niedergeschlagen nickte Raphael mit dem Kopfe, und Antonio fuhr fort:

„Ich bin der Mörder deines Bruders und somit der Blutrache verfallen. Aber ich schwöre dir bei Gott, zu dem ich meine reine Hand emporhebe, daß ihn das Verhängniß tödtete und nicht mein Wille. Ich jagte am Strande. Ein Adler saß auf dem Felsen. Meine Kugel flog. Dein Bruder trat in demselben Augenblick hinter einer Felsenwand vor, und meine Kugel, dem Adler bestimmt, zerriß seine Brust und — mein Herz. Ich floh, denn ich durfte nicht hoffen, bei dir Glauben zu finden, selbst wenn ich dir die Wahrheit erzählte. Mein unglückliches Schicksal füllte mein Herz mit bittrer Betrübniß. Ich verließ die

Welt, um Gott mein Leben zu weihen, denn die Welt hatte keine Freuden mehr für mich, an dessen Hand Blut klebte, wenn auch unschuldig vergossenes Blut. Raphael Bandello, seit zwölf Jahren lebe ich in dieser Oede. Seit zwölf Jahren ist kein Tag vergangen, an welchem ich nicht heiße Gebete für die Seele deines Bruders zu Gott emporgesandt hätte. Seit zwölf Jahren habe ich Buße gethan für meine unglückselige That. Seit zwölf Jahren habe ich tausend Mal mein Leben auf's Spiel gesetzt, um Verunglückte zu retten, wie dich. Seit zwölf Jahren ist mein Leben nur Eine lange Buße, nur Eine lange Aufopferung für die Menschheit gewesen! Raphael Bandello, Bruder des gefallenen, nicht aber gemordeten Guilielmo, auch die letzte That meines Lebens soll sein, wie die Thaten der vergangenen zwölf Jahre meiner Buße. Deine Rache ist gerecht, — nimm mein Leben, ich opfere es deiner Rache! Aber, Raphael, im Tode vergiß! Im Tode verzeihe und bete für mich, der ich büßte!"

Lange, lange saß Raphael Bandello in tiefem Schweigen. Seine Brust arbeitete mächtig, und seinen Augen enttropften Thränen.

„Antonio!" rief er endlich mit brechender Stimme und warf seine Arme um den Hals des Mönches und preßte den Ueberraschten an seine Brust — „Antonio, ich verfolgte dich mit Mordgedanken, und du rettetest mein Leben! Antonio, und du glaubst, ich könnte dich tödten? Ich spreche dich frei von jeder Schuld! Leben um Leben, so lautet das heilige Gesetz der Blutrache! Meinem Bruder nahmst du das Leben, mir gabst du das meinige zurück. Der Schwur der Rache ist gelöst!"

In stummer Umarmung hielten sich die beiden Män-

ner umfaßt. Lange, lange standen sie Brust an Brust, und ihre Thränen vermischten sich.

Raphael verließ das Hospiz des St. Bernhardt nicht wieder, um in die Heimath zurückzukehren. Antonio's Aufopferung hatte seinen Haß bezwungen. Er ward ein Mönch und weihete den Rest seines Lebens dem Wohle der Menschheit. In brüderlicher Freundschaft theilte er die Mühen Antonio's; der ganze, volle und einzige Zweck ihres Daseins, es war kein anderer, als Aufopferung.

Sehet, so wunderbar weiß Gott durch die Kraft der Tugend die Herzen der Menschen zu zwingen, so wunderbar weiß Er, der Allmächtige, den Haß und die Bitterkeit des Herzens durch aufopfernde Tugend in Freundschaft und Liebe zu verwandeln.

Der Versicherte.

Eine Geschichte aus dem Leben.

Erstes Kapitel.

Die Versuchung.

Der Tag neigte sich dem Abend entgegen. Eine köstliche Frische folgte der Gluth, welche die Sonne in das Thal gesandt hatte. Jetzt stand das glänzende Gestirn schon hinter den Bergen, deren breite, riesige Schatten über den Wiesen im Grunde lagen und allmählig die Gipfel der gegenüberliegenden Höhen erklommen. Nur die waldgekrönten Spitzen derselben brannten noch im Sonnenstrahl, und wie ein leuchtender Stern funkelte der vergoldete Thurmknopf des alterthümlichen, freiherrlichen Schlosses, dessen massenhafte Umrisse groß und mächtig gegen den klaren, wolkenlosen Himmel abschnitten. Die Wiesenblumen hauchten süße Düfte aus; bläuliche Nebel wallten wie zarte, durchsichtige Schleier über die Gründe hin und fielen in Thautropfen nieder, die sich wie Perlen und Demanten an die Halme hingen, in die Blüthenkelche schmiegten; auf den dichten, grünen Wäldern ruhte der Duft des Abends; die Nachtigall schlug im Gebüsch neben dem rauschenden Wehr; die Amsel antwortete in vollen tiefen Tönen von

jenseit des Baches herüber, und aus der Ferne vernahm man das melodische Geläut einer Heerde, welche aus den Wäldern nach ihren Ställen zurückkehrte.

Alles athmete Friede, Ruhe, Stille; selbst die Mühle, welche mit dem schmucken Wohngebäude des Müllers, von alten Linden umgeben und beschattet, wie eingeschmiegt in die liebliche Thaleinsamkeit neben dem plätschernden Bache lag, klapperte nicht; ihre Räder standen still, wie müde von der Arbeit des Tages, und man hätte das Gehöft für unbewohnt und verlassen halten können, wenn nicht eine dünne, kräuselnde Rauchsäule aus dem Schornsteine des Wohngebäudes kerzengrade in die Lüfte emporgestiegen wäre.

Der Müller Severin saß mit seiner Frau am Abhange des Berges in einer Laube, die von der Natur selbst ohne Nachhilfe menschlicher Hände geschaffen zu sein schien. In einem Halbkreise standen Eichen, Buchen und Linden zusammen, und verschlangen ihre Zweige zu einem so dichten Laubdache, daß selbst am heißesten Mittage kein Sonnenstrahl durch das Gewirre der Blätter zu dringen vermochte. Nach vorn hin gewährte sie den Ueberblick über das ganze liebliche Thal — über Garten, Haus, Hof, Wiesen bis an die Bergwände hinauf, die, dicht an und in einander geschoben, das kleine Thal von aller übrigen Welt abschneiden zu wollen schienen; den Hintergrund der Laube bildete ein dichtes Gebüsch von Hasel- und Birkensträuchern, das wie eine undurchdringliche Wand die Baumgruppe umgab. Unmittelbar hinter demselben stieg die steile Bergwand mit ihrer stattlichen Bewaldung empor, und schloß das Thal auch auf dieser Seite völlig in sich ab. Wäre der plätschernde Bach nicht gewesen, der doch irgendwo seinen Ein- und Ausgang haben mußte, so würde man sich leicht der Täuschung haben hingeben können, man

wohne hier fern von aller Welt, vielleicht auf einer einsamen Insel, weit entfernt von dem rastlosen Treiben der geschäftigen Menge, deren geräuschvolles Wogen nimmer über diese Berge, durch diese dichten Wälder hereindringen könne. Und doch lag, kaum ein Stündchen entfernt, an der Mündung des vielfach gewundenen und gekrümmten Thales, ein großes Dorf, und weiterhin auf der reichen Ebene mancher Flecken und manche Stadt, die Zeugniß gaben, daß man sich in einer der reichsten und bewohntesten Gegenden des deutschen Vaterlandes befand.

Schweigend saß der Müller Severin, stützte das Kinn in die Hand, und blickte gedankenvoll über das Thal hinweg. Er war noch jung, kaum dreißig Jahre alt, aber schwere Sorgen schienen ihn gebeugt und die blühende Frische der Jugend von ihm abgestreift zu haben. Die bleiche Stirn war gefurcht, das Auge blickte matt und die schmalen Lippen schienen längst das Lächeln der Freude verlernt zu haben. Still und schweigend, wie er, saß seine Frau an seiner Seite, emsig mit einer Handarbeit beschäftigt, was sie aber nicht verhinderte, manchen besorgten, aber liebevollen Blick auf ihren Gatten zu werfen. Dieser bemerkte es nicht, er bemerkte auch nicht, daß Luise heimlich eine Thräne aus ihren Wimpern wischte, die eben verrätherisch über ihre zarte, nur leicht geröthete Wange rollen wollte.

Wie war die junge Frau so zart und lieblich zu schauen! Wie eine seltene, köstliche Waldblume blühte sie einsam im Thale, dessen schönster Schmuck. Eine sanfte Trauer, die sich in ihrem reinen, schönen Antlitz aussprach, die aus dem träumerischen Blick ihres herrlichen, blauen Auges schimmerte, vermehrte noch den Reiz, der sie umfloß, anstatt ihn zu schwächen. Die Bewohner der Umgegend nannten sie

nicht die Müllerin oder Frau Severin, sie nannten sie, wenn sie von ihr sprachen, die Thalrose. Sie hatten den Ausdruck gefunden, der, wie kein anderer, das liebreizende Wesen der jungen Frau mit einem Worte erschöpfend bezeichnete.

„Warum sprichst Du nicht, Severin?“ unterbrach Luise endlich das lange, drückende Schweigen ihres Mannes. „Warum sagst du mir nicht, daß dein Gang vergeblich war? Meinst du, ich sähe dir's nicht an den Augen an, daß auch diese letzte Hoffnung fehlgeschlagen ist?“

Severin richtete sich auf, strich das dunkle Haar aus der Stirn, streifte mit einem flüchtigen Blick das liebliche Gesicht seiner Frau, und sagte seufzend: „Ja fehlgeschlagen! der Vetter war hart und unerbittlich. Gott weiß, was nun werden soll!“

„Geduld, Severin, Geduld!“ erwiederte Luise und legte ihr Nähzeug auf den Tisch. „Laß uns ruhig überlegen, wie uns zu helfen ist. Dem redlichen Willen ist am Ende noch Manches möglich, und Gott wird uns nicht verlassen!“

Severin lächelte bitter. „Er hat uns schon verlassen!“ sagte er. „Wenn Einer seine Pflicht gethan, so bin ich es gewesen! Aber was hilft aller Fleiß, alle Rechtschaffenheit, wenn ein böser Nachbar uns die Früchte der Arbeit, oder besser, die Arbeit selber entzieht? Der Dampf ist die Erfindung des Teufels. Seit die Dampfmühle drüben in Breitenbach klappert, stehen meine Räder still und verfaulen, auf den Mühlsteinen liegt der Staub. Kann ich die Leute zwingen, ihr Korn zu mir herzufahren? Nein, selbst die aus dem Gebirge, deren Weg an unserer Mühle vorbeiführt, fahren vorüber und eine Stunde weiter, um Dampfmehl zu bekommen! Sonst kamen die Kunden aus dem

flachen Lande herein; seit die Dampfmühle im Gange ist, klappert die Thalmühle kaum öfter, als wenn der Thalmüller Korn zu seinem eigenen Bedarfe mahlen muß! Fluch über diese teuflische Erfindung!"

„Oh, sprich nicht so, Severin, nicht so, oder mir grauet vor dir!" sagte Luise, in Thränen ausbrechend, die sie nicht länger zurückzudrängen vermochte. „Alles will ich dulden, und mit Freuden tragen, nur nicht, daß du das Vertrauen auf Gott verlierst! Das wäre das Härteste, was mich treffen könnte! Sei geduldig, Severin!"

Der Blick des Müllers verlor seine Wildheit und ging in tiefe Traurigkeit über. „Ich wollte ja gern schweigen und dulden und tragen, wenn ich allein zu leiden hätte," sprach er sanfter. „Das allein bekümmert mich, daß du, meine liebliche Thalrose, mit mir leiden mußt, daß unsere Kinder mit mir leiden müssen. Barmherziger Gott, was soll das Ende sein? Man muß doch leben! Und die Mühle ist verschuldet, kein Ziegel auf dem Dache gehört uns, zu mahlen ist nichts und kommt nichts, der schwere Erbzins muß alljährlich bezahlt werden, wenn der Baron uns nicht von Haus und Hof treiben soll — Luise, ich bitte dich, was soll, was kann daraus werden!"

„Ich sehe keine Hülfe, aber Gott wird helfen," entgegnete Luise. Verkaufe die Mühle, lieber Mann; das Grundstück ist gut, und wenn der Käufer nur so viel Kapital hat, um eine neue Einrichtung zu bestreiten, so wird die Thalmühle immer ihren Besitzer nähren. Das weiß alle Welt, und darum wird sich auch ein Käufer finden."

„Ja, wenn nicht auch alle Welt wüßte, daß ich so gut wie ruinirt bin! engegnete Severin. „Sie wissens wohl, und darum warten sie, bis ich herunter muß, bis mich der Ba-

ron heruntertreibt, um dann recht wohlfeil zu dem Grundstück zu kommen. Oder der gnädige Herr behält auch wohl die Mühle für sich und wird selbst ein Müller! Er weiß so gut als ich, daß er mich nicht vertreiben kann, so lange ich den Erbzins an seine Rentkammer abliefere! Er weiß auch eben so gut, daß die Mühle die alte Nahrung wieder bekommt, wenn sie nach der neuen Mode eingerichtet wird. Warum nun streckt er mir das nöthige Kapital nicht vor, da er doch weiß, daß ich ein rechtschaffener Mann bin, da er doch weiß, daß sein Kapital unverloren wäre und gute Zinsen tragen würde? Nein, nein, ihn grollt es, daß die Mühle in andern Händen als den seinigen ist, und darum fort mit dem Müller! Mag der Halunke sehen, wie er sich durch die Welt schlägt mit Weib und Kind! Was kümmert's ihn, daß die Mühle seit länger denn zwei Jahrhunderten immer von Vater auf Sohn erbte, und daß kein Besitzer je versäumt hat, pünktlich und redlich seine Verpflichtungen zu erfüllen? Das Grundstück ist jetzt freilich mehr werth, als vor zweihundert Jahren, wo es mein Aeltervater übernahm! Aber wodurch ist es im Werthe gestiegen? Durch den Baron? Nein, durch die Müller, die allezeit betriebsame Leute waren, die den redlich verdienten Thaler zur Verbesserung der Gebäude, der Grundstücke verwendeten! Oh, Luise, nur ein paar tausend Thaler zur neuen Einrichtung, und über Jahr und Tag wäre die Thalmühle dreimal mehr werth, als sie zu ihrer besten Zeit gegolten hat. Aber ich kann sie nicht schaffen, mein Kredit ist so untergraben, daß kein Mensch, daß selbst mein nächster Verwandter mir keine hundert Thaler anvertraut. Der Baron hat dafür gesorgt, daß ihm die Mühle über kurz oder lang zufallen muß."

„Aber was dann? Was dann?“ fragte Luise, die immer bleicher geworden war und voll bitteren Schmerzes die Hände auf das klopfende Herz drückte.

„Was dann?“ sagte Severin bitter. — „Nun, wir werden ja dann wohl betteln gehen müssen, wenn nicht eine mitleidige Seele mich als Knappen in Dienste nimmt. Es wäre freilich hart, Knecht zu sein, nachdem man so lange Herr gewesen, aber, Gott helfe uns, ich sehe keinen andern Ausweg!“

„Betteln! dienen!“ stammelte Louise, „ja das wäre hart! Sehr hart! Und mein kleiner, lieber Paul! Meine süße, kleine Julie! Betteln! O Gott!“

Eine erschreckende Blässe überzog die Wangen der lieblichen Thalrose. Sie schwieg, denn der Schmerz erstickte ihre Stimme. Auch Severin schwieg, denn er fand kein Wort des Trostes. Stumm saßen die Beiden neben einander, Severin mit finster zusammen gezogenen Braunen und zuckendem Munde, Louise mit gebeugtem Haupte und tropfenden Augen. Schwer und brennend fielen ihre Thränen auf ihre weißen, krampfhaft in einander gepreßten Hände.

Da war es, als ob es im Gebüsche hinter ihr raschelte, als ob das Wehen eines heißen, glühenden Athems ihre Wangen streifte. Unwillkührlich wendete sie sich um und fuhr erschrocken zurück, denn sie blickte in zwei funkelnde Augen, die mit einem seltsamen, brennenden Ausdrucke auf sie geheftet waren.

„Konrad! Sie hier! Was haben Sie hier zu suchen?“ fragte sie in der ersten Bestürzung heftig.

„Ich komme eben vom Berge herunter und wußte nicht, daß Sie hier waren“, erwiederte der Mühlknappe Konrad, der jetzt aus dem Gebüsch in die Laube trat.

„Was kann man Besseres vornehmen! In der Mühle war ja doch nichts zu thun", fügte er mit einem leisen Anfluge von Hohn hinzu.

Severin bemerkte diesen Ausdruck und richtete sich schnell und stolz in die Höhe. Aber ein Blick auf den Mühlknappen, der jetzt ganz unbefangen dreinschaute, schien ihn wieder zu besänftigen. „Das sind überflüssige Worte, Konrad", sagte er milder als er gewollt, und sparte seine scharfe Zurechtweisung. „Du weißt wohl, ich halte dich nicht. Geh', wenn du willst, denn an Arbeit fehlt es freilich und dein Verdienst ist gering! In einer andern Mühle mag es dir besser gehen!"

„Nein, Meister", antwortete Konrad mit einem Anschein von Treuherzigkeit. „Sie waren gut und freigebig gegen mich, ehe die Dampfmühle da unten klapperte, und ich will Sie jetzt nicht verlassen, so lange nicht meine Ersparnisse aus der bessern Zeit bis zum letzten Heller verbraucht sind. Sie sollen nicht sagen, daß ich Sie im Unglück treulos verlassen habe. Hier schlägt ein treues Herz für Sie, das Alles für Sie zu thun bereit ist. Auch kann es ja wieder besser werden — wenn Sie nur wollten, Meister!"

Der Bursche schien es ehrlich zu meinen. Auch sprach Manches für ihn. Als alle andern Arbeiter die Mühle verließen, weil ihr Verdienst schmäler zu werden begann, blieb er und murrte nicht. Er war unverdrossen bei der Arbeit, und als die Mühle stille stand, ging er zur Hand, wo es zu helfen gab, er war Gärtner, Müller, Zimmermann, Alles in Allem. Selbst in den Wald hinaus ging er und fällte Holz, wenn es mangelte, und schleppte es auf seinen Schultern zur Mühle, um es dort vollends klein zu spalten und der Meisterin in die Küche zu tragen. Auch

die Kinder schien er zu lieben und beschäftigte sich vorzüglich mit Paul. Paul begleitete ihn häufig in den Wald, wo ihm Konrad half, Vögel zu fangen, oder an den Bach, wo Konrad ihm Unterricht im Angeln gab. Konrad machte dem Knaben Schlingen, Fallen und Angelschnüre, er lehrte ihn klettern und springen, machte ihm eine Schaukel zwischen schattigen Bäumen zurecht — was Wunder, daß der Knabe ihm anhing, daß er nur selten von seiner Seite wich.

Seltsam aber mochte es scheinen, daß alle diese Dienstwilligkeit von der Mutter des Knaben nicht anerkannt wurde. Die Mütter nehmen es doch sonst hoch auf, wenn man ihre Kinder liebt und ihnen freundlich zugethan ist — aber Louise schien es ungern zu sehen, daß Paul so viel mit Konrad zusammen war. Sie suchte es zu hindern, so viel sie vermochte, aber Paul folgte mehr seiner Neigung, als den leisen Mahnungen der Mutter, und er fand eine Stütze an dem Vater. „Laß ihn", sagte dieser, wenn die Mutter ihm wehrte, in den Wald oder an den Angelplatz zu gehen; „Konrad ist ja bei ihm und wird Acht geben, daß ihm kein Schade geschieht." Dann sprang der Knabe davon und die Mutter schwieg oder erwiederte höchstens: „Ich sehe es nicht gern, daß er sich so sehr an Konrad anschließt; ich empfinde eine unwiderstehliche Abneigung gegen diesen Menschen." Aber Gründe für diese Abneigung gab sie nicht an. Genug, sie mochte ihn nicht leiden, obgleich sie seine treue Anhänglichkeit, seine Dienstfertigkeit anerkennen mußte. Ihr letztes Wort war immer: „Mag sein, ich thue ihm Unrecht, aber ich habe eine Ahnung, als ob dieser Mensch noch ein großes Unglück über uns bringen werde! Gott verzeihe mir, aber ich kann nicht anders!"

So war es schon lange gewesen, so hatte Louise schon

gesprochen, und doch hatte Severin sich nicht entschließen können, Konrad aus dem Hause zu schicken. Von selbst ging er nicht, das erklärte er ganz offen und geradezu, und fortjagen mochte ihn Severin nicht, denn er meinte, das sei doch undankbar gehandelt, und man müsse nicht alle Rücksicht auf die standhafte und ausdauernde Treue des Knappen vergessen. Uebrigens war Konrad ein schmucker Bursch; kaum daß ihn ein schielendes Auge ein wenig entstellte und seinem Blicke etwas seltsam Falsches gab.

„Ja, Meister," wiederholte er halb für sich, halb zu Severin gewendet, — „wenn Sie nur wollten!"

„Was soll ich wollen? Was kann ich wollen?" erwiederte Severin hastig. „Du weißt so gut, als ich, daß ich ein ruinirter Mann bin."

„Noch lange nicht", entgegnete Konrad mit zweideutigem Lächeln. „Ihnen fehlt nur der Muth zu einem raschen Entschlusse, weiter nichts! Aber wir sprechen schon ein anderes Mal davon."

Er wollte gehen, aber Severin hielt ihn zurück. Da stand Louise auf und begab sich unter dem Vorwande in's Haus, nach den Kindern und dem Abendessen sehen zu müssen. Konrad schaute ihr mit brennenden Blicken nach, bis ihre schlanke Gestalt hinter dem Gartenzaune verschwand. Dann athmete er rasch und tief, und murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin.

„Träumst du, Konrad?" fragte Severin. „Warum antwortest Du mir nicht? Was meinst du, daß ich thun soll?"

Konrad wachte wie aus einem Traume auf. „Nun ja doch", sprach er. „Wenn Sie nur wollten, so könnte in Jahr und Tag eine Dampfmühle hier stehen, besser, als

die dort unten. Nicht wahr, Sie haben doch Ihre Mühle gegen Feuersgefahr versichert?"

„Nun freilich!"

„Wie hoch?"

„Zu fünfzehntausend Thaler", entgegnete Severin. „Es ist gut, daß du mich daran erinnerst — in vier Wochen ist die Zeit abgelaufen und ich muß von Neuem die Police bezahlen. Aber sechstausend Thaler Versicherungssumme werden jetzt hinreichen, denn" — fügte er bitter hinzu — „wir haben ja keine Vorräthe mehr!"

„Also wäre ein reiner Gewinn von neuntausend Thalern zu erwarten, wenn etwa die Mühle in Flammen aufginge", warf Konrad hin.

„Ja, wenn etwa der Blitz einschlüge und zündete", erwiederte Severin träumerisch.

„Pah, Blitz", sagte Konrad. „Ein Haufen Stroh und ein Schwefelholz thun's auch."

Severin wurde todtenbleich, sprang auf und starrte seinen Knappen mit wildem Blick an. „Was sagst du da?" rief er. „Meinst du, ich . . o Gott!"

„Nun, was ist's weiter?" nahm Konrad wieder das Wort. „Ich meine, es wäre nicht so selten, daß eine Mühle abbrennt, ohne daß man weiß, wie das Feuer ausgekommen ist."

„Nein, nein, nein, nimmermehr!" rief Severin aus. „Lieber betteln gehen!"

„Ja, weiter wird Ihnen auch nichts übrig bleiben, Meister, wenn Sie nicht einen kecken Entschluß fassen", sagte Konrad und zuckte die Achseln. „Ich meine es gut mit Ihnen, das wissen Sie! Nun, ich an Ihrer Stelle würde keinen Augenblick Bedenken tragen, das zu thun, wozu ich Ihnen rathe. Keine Gefahr dabei! Ihr Gehöft

steht allein, Sie thun Niemandem Schaden. Ja, wenn es im Dorfe wäre oder in einer Stadt, wo das Feuer weiter um sich greifen könnte, — aber so — selbst der Wald ist gesichert, die Bäume sind grün und stehen im Safte, nicht ein einziger Stamm wird von der Flamme ergriffen werden. Ich weiß nicht, wie Sie sich da noch lange besinnen können. Denken Sie an Ihre Frau, an Ihre Kinder. Sollen sie im Elende verderben, während Sie nur zu wollen brauchen, um sie zu retten, um sie dem alten Wohlstande wieder zuzuführen? Und schlimmsten Falls können Sie ja, wenn Sie so gar gewissenhaft sind, der Assekuranzgesellschaft die entnommenen Summen späterhin zurückzahlen! Betrachten Sie doch das ganze Geschäft wie ein Darlehn!"

Severin zitterte; große Schweißtropfen standen wie Perlen vor seiner Stirn, und so erschüttert war der Mann, daß er sich gegen einen Baumstamm lehnen mußte, um sich nur aufrecht zu erhalten. Konrad beobachtete ihn mit lauerndem Auge, und der mächtige Kampf, welchen Severin's Gewissen gegen die lockende Verführung kämpfte, schien ihm eine gewisse Befriedigung zu gewähren, denn ein triumphirendes Lächeln spielte um seine Lippen. Aber er täuschte sich, wenn er meinte, daß Severin dem ersten Anstoße, der ersten Versuchung erliegen werde. Freilich war sie wie fressendes Gift in seine Seele gedrungen, doch Severin hatte zu lange als rechtschaffener Mann gelebt, um mit einem Sprunge ein Verbrecher werden zu können.

„Nein", sagte er nach einem kurzen Kampfe entschlossen, — „nein, das soll nie geschehen! Lieber im Grabe liegen, als leben mit dem Bewußtsein der Sünde! Geh', Konrad!"

Konrad ging nicht. Mit beredten Worten schilderte er wieder und immer wieder die traurige Zukunft, welcher

Severin entgegen ging, er zeigte ihm seine Frau elend, abgezehrt, vergehend in Kummer, seine Kinder sterbend vor Hunger — und daneben stellte er das Bild des Glückes auf, das ihm entgegen lachte, wenn er sich zu einer so einfachen, gefahrlosen, nothwendigen That entschließen könne. Alles ginge ja so leicht, meinte der Versucher, ein Fidibus reiche hin, achtlos aus der Hand geworfen, um sie geschehen zu machen, und kein Mensch würde ihn der That bezüchtigen, da er ja als rechtschaffener Mann weit und breit bekannt sei.

Severin, halb betäubt, lauschte den Worten des Verführers, er machte sich mit dem Gedanken vertraut, durch ein vermeintlich kleineres Unglück ein größeres abzuwenden, denn er sagte: „Ja, ein Glück wäre es, wenn die Mühle abbrennte, aber ich selbst — nein, nein, nein, nein!“

„Gut, Severin, so will ich thun, was Sie nicht wagen“, sagte Konrad dem Wankenden flüsternd in's Ohr. „Besinnen Sie sich, geben Sie mir einen Wink, und die Mühle soll brennen ohne Ihr Zuthun. Pah, für Sie und für Ihre Kinder würde ich noch mehr wagen, als solche Lumperei. Ueberlegen Sie sich's, aber rasch, denn in vier Wochen ist Ihre Versicherung keinen Groschen mehr werth. Auf mich können Sie zählen! Ein Wort, ein Wink, nur ein Zucken Ihrer Wimper, und Sie sollen gerettet sein! Um ganz sicher zu gehen, machen Sie eine Reise! Wenn Sie zurückkommen, liegt die Mühle in Asche, und wer will dann auftreten, und Ihnen die Schuld des Brandes aufbürden? Das bedenken Sie, und nun — gute Nacht!“

Konrad entfernte sich rasch. In tiefes Sinnen verloren blieb Severin gegen den Baumstamm gelehnt stehen. Der fallende Thau feuchtete sein Haar, die Abendkühle durch-

schauerte ihn — er merkte es nicht. Erst als der Ruf seiner Frau vom Hause her ertönte, schreckte er auf, wie aus dem Schlafe, und eilte dem Häuse zu. Louise erschrak, als sie ihn in die Stube treten sah, denn er war todtenbleich und sein Antlitz verstört.

„Um Gottes willen, was fehlt dir?“ rief sie.

„Nichts, oh, nichts“, erwiederte Severin — „es fröstelt mich, der Abend ist kühl, und ich bin wohl ein wenig zu lange im Garten geblieben. Kümmere dich nicht darum.“

Louise fragte nicht weiter, und Severin blieb sehr still und schweigsam an diesem Abende.

Zweites Capitel.

Die That.

Severin fand nirgends Ruhe. Um die Mühle kümmerte er sich nicht. Das Wenige, was zu thun war, konnte der Knappe auch ohne ihn besorgen. Stundenlang saß er allein, den Kopf in die Hand gestützt und starrte gedankenlos vor sich hin oder in's Blaue hinein. Ganz gegen seine Gewohnheit war er heftig und reizbar geworden. Seine Frau, seine Kinder, deren Nähe sonst sein größtes Glück ausmachte, scheuchte er von sich durch rauhe Worte, und bemerkte es nicht einmal, wie viel Kummer er dadurch verursachte. Er suchte die Einsamkeit; im dichtesten Walde strich er umher; die Menschen vermied er; Konrad allein durfte sich ihm ungestraft nähern.

So vergingen acht Tage und kein Wort war zwischen Severin und Konrad über das Niederbrennen der Mühle gewechselt worden. Endlich schien der Letztere ungeduldig zu werden.

Vertrauten zu machen! Nicht zu bedenken, nicht zu wissen, daß er ihn dadurch zum Herrn über sich gesetzt hat! Aber gleichviel — sie ist mein, sie, sie, die . . ."

Seine Stimme sank zu einem unverständlichen Gemurmel herab. Er blickte scheu umher und folgte dann mit raschen Schritten dem vorausgegangenen Severin. Bald hatte er ihn erreicht und in eifrigem, aber flüsternd geführtem Gespräch kamen die beiden Männer bei der Mühle an. Severin begab sich in das Haus. Konrad blieb draußen im Freien. Als die Nacht dunkel hereingebrochen war, stand er auf der Steinbank vor dem Hause und schaute durch eine Spalte im Fensterladen in die Wohnstube hinein. Unbeweglich blieb er stehen, bis das Licht im Zimmer erlosch. Dann knirschte er mit den Zähnen und stieß einen leisen Fluch aus. „Geduld! Geduld!" murmelte er, „die Reihe wird auch an mich kommen!"

Beim ersten Strahl der Morgenfrühe trat Severin, zu seiner Wanderung gerüstet, aus dem Hause. Vor demselben fand er schon den Knappen. Er grüßte ihn mit stummem Kopfnicken und wechselte einen verstohlenen Blick mit ihm. Dann schritt er rasch an ihm vorüber und verschwand im Walde, ohne noch einmal nach seinem Gehöfte zurück zu schauen. In düsteres Sinnen verloren, ging er auf schmalen, verborgenen Waldpfaden der fünf Stunden entfernten Stadt Bernstädt zu. Aber er kam nicht rasch vorwärts. Oft blieb er stehen, blickte Minuten lang, auf seinen Stab gestützt, vor sich nieder, raffte sich plötzlich wieder auf, ging weiter, blieb wieder stehen, lachte auch wohl einmal grell auf, daß es weit durch den schweigenden Wald schallte, und warf sich nach kurzer Wanderung, kaum eine Stunde von der Mühle entfernt, im dich-

testen Gestrüpp auf den Boden. Da lag er lange wie betäubt. Der Mittag kam heran, und noch befand er sich auf derselben Stelle. Man hätte glauben können, er schliefe; aber nein, er war wach! Mit weit offenen Augen starrte er vor sich hin, aber die Augen lagen tief in ihren Höhlen und hatten einen seltsam leeren, fast gespenstigen, grauenhaften Ausdruck. Um Mittag krächzte eine Krähe über seinem Haupte. Da fuhr er zusammen, richtete sich langsam auf, und ging, das Haupt tief auf die Brust herabgesenkt, mechanisch weiter. An einem Abhange, wo der Pfad steil bergunter ging, wäre er fast gefallen. Erschreckt hob er den Blick und schauderte — unter ihm lag die Mühle, die Stätte seiner Heimath — ohne es zu wissen, ohne es zu wollen, hatte er seine Schritte ihr zugelenkt. Noch lag das Haus, der Hof, der Garten, die Mühle im tiefsten, ruhigsten Frieden inmitten des lieblichen Thales, schirmend umschlossen von dem Kranze der Berge und den dichten Wäldern, so einsam, so versteckt, als ob nimmer und nimmer ein Unglück da hereinbrechen könne.

Und morgen!

Severin biß die Zähne zusammen, und eine heiße, glühende Thräne drängte sich zwischen seinen geschlossenen Lidern hindurch, — morgen, o Gott, da war das Haus seiner Väter, die Mühle, die seit Jahrhunderten das Thal mit ihrem munteren Geklapper erfüllt hatte, ein schwarzer, rauchender Trümmerhaufen — ein Brandfleck, ein Schandfleck inmitten dieser reinen, unentweihten, göttlichen Natur!

Dem unglücklichen Severin wallte das Herz über. Nein, was auch geschehen mochte, das sollte doch nicht geschehen! nicht durch seine Schuld geschehen! Lieber Al-

les erdulden, lieber Knechtesdienste thun, lieber Bettler sein, als der Verwüster, der Zerstörer des eigenen heimathlichen Heerdes!

Entschlossen that Severin die ersten Schritte den steilen Bergpfad hinab. Da hörte er den Hufschlag eines Pferdes, da sah er einen Reiter auf sein Gehöft sprengen, da erkannte er den Baron, der mit Konrad, dem Knappen, Worte wechselte, da erinnerte er sich, daß dieser Mann gedrohet habe, ihn ganz und gar von Haus und Hof zu vertreiben, und die Rührung, die sein Herz erweicht hatte, verwandelte sich in Groll und Bitterkeit. Er hielt inne, er wandte seinem Hause den Rücken zu und verschwand wieder im Walde. — Jetzt hielt ihn nichts mehr auf. Bergauf, bergab wanderte er. Nur einmal hielt er vor einem einsam liegenden Gasthofe inne, und erquickte sich durch Speise und Trank. Der Wirth wollte sich zu ihm setzen, um ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen nach freundlicher Landessitte; aber Severin sah ihn so starr und verwirrt an, daß der Mann ganz erschrocken zurückfuhr, und den wunderlichen Gast sich selbst überließ. Schweigend, wie er gekommen war, entfernte sich Severin wieder. Er warf eine Münze auf den Tisch, den sechsfachen Werth vielleicht seines einfachen Mahles, aber er wartete nicht, bis man ihm den Ueberschuß herausbezahlte, sondern er ging. Niemand hielt ihn auf, aber mit einem bedenklichen Kopfschütteln sah der Wirth ihm nach und tippte mit dem Finger auf die Stirn, als ob er andeuten wolle, daß es mit dem seltsamen Gaste wohl nicht ganz richtig im Kopfe sein müsse. Dann steckte er das Geldstück in die Tasche und kümmerte sich nicht weiter um Severin.

Dieser schritt ohne anzuhalten vorwärts. Als die Sonne unterging, kam er in Bernstädt an und begab sich in das

Haus seines Vetters. Der Vetter war spazieren gegangen, mußte aber wohl bald zurückkehren. Severin wartete. In die Sophaecke gedrückt, harrte er ganz geduldig der Heimkehr seines Verwandten. Endlich kam er.

„Sieh' da, Severin!" sagte er. „Freut mich's doch, Dich zu sehen. Wollte morgen zu Dir kommen! Ist nun nicht mehr nöthig! Habe mir das Ding mit dem Kapital überlegt. Sollst es haben, Vetter — vier, fünf tausend Thaler! Wie mir Dein Baron sagt, der dieser Tage in der Stadt war, ist Dir mit dem Gelde zu helfen. Sieh', ich meinte, Du wärest ein leichtfertiger Wirthschafter, da Du vorige Woche zu mir kamest; hat mir aber Dein Baron die Augen geöffnet und mir versprochen, er wolle Dir mittheilen, daß ich Dir helfen will. Ist ein ganzer Mann, Dein Baron, gäbe Dir selber das Geld, wenn er's hätte, muß aber große Summen bezahlen für seinen Herrn Sohn in Berlin und hat darum mit sich selber zu thun. Macht aber nichts aus, ist doch Dein Vetter da, der Dir's gern giebt."

Severin saß da, wie vom Blitze getroffen, mit offenem Munde, mit weit aufgerissenen Augen.

„Barmherziger Gott!" schrie er dann, sich plötzlich aufraffend — „ein Pferd! Schaffe mir ein Pferd, Vetter!"

„Ein Pferd? Was willst Du mit einem Pferde?"

„Schaffe mir ein Pferd! Ein Pferd!" rief Severin abermals und warf sich seinem Verwandten zu Füßen. „Ich muß heim, mein Leben, Alles hängt davon ab! O Gott, mein Weib, meine Kinder!"

„Nun, nun, nun, sei doch nicht so heftig, nimm doch Vernunft an," sagte der pflegmatische Vetter. Wird ja Deine Frau noch früh genug erfahren, daß Du das Kapital haben sollst. Eine gute Nachricht kommt nie zu spät.

Bleibe hier bis morgen früh! Bei nachtschlafender Zeit durchs Gebirge zu reiten, das wäre ja Unsinn!"

„Ein Pferd, Vetter!" schrie Severin von Neuem und rang die Hände. „Halte mich nicht, ich bitte Dich um Gottes Willen! Schaffe mir ein Pferd!"

Der Vetter stutzte denn doch, als er die verstörten Züge Severins bemerkte und in dessen Auge sah, das von unheimlichem Glanze funkelte. „Die Freude muß ihn wohl ein wenig närrisch gemacht haben," murmelte er vor sich hin. „Mag er denn ein Pferd nehmen. Ja Vetter," fügte er laut hinzu, „obgleich's ein Unsinn ist, sollst aber das Pferd haben. Nur darfst Du es mir nicht zu Schanden reiten, sonst mußt Du es bei Heller und Pfennig bezahlen. Im Handel und Wandel hört die Freundschaft auf, weißt Du, und ich habe kein Pferd überflüssig. Und hörst Du, nächste Woche soll das Geld parat liegen, kannst dann kommen, wann Du willst!"

„Ein Pferd! Ein Pferd, schrie Severin, der wie wahnsinnig im Zimmer auf und ab rannte, während der Angstschweiß aus allen seinen Poren drang, und Entsetzen sein Haar emporsträubte. Kopfschüttelnd verließ der Vetter das Zimmer, half selbst das Pferd satteln und zäumen, und führte es vor die Hausthür. Severin hörte das Getrapp der Hufe und stürzte hinaus. Hut und Stock hatte er vergessen. Mit einem Sprunge saß er im Sattel.

Dank Dir, Vetter!" sagte er, bebend vor Hast. „Gott gebe, daß ich noch zeitig genug nach Hause komme!"

Heftig stieß er das Pferd in die Weichen. Das Thier stieg wild kerzengrade in die Höhe, dann sprang es vorwärts in wüthendem Gallopp.

„Er ist toll! Rein toll!" murmelte der Vetter. „Das Glück hat ihm den Verstand verwirrt. Gar keine Frage,

er wird mir den Braunen zu Schanden reiten, aber mag er ihn dann auch behalten! Wenn er nur nicht den Hals bricht! Na, wollen's Beste hoffen!"

Severin hörte natürlich nichts mehr von diesen Worten, den er war schon fern. Wie auf Flügeln des Windes trug ihn das junge, kräftige Roß durch die Nacht dahin, und doch trieb er mit keuchender Stimme das Thier zu noch rasenderem Laufe an. Sein Haar flatterte, sein Leib lag vorgebeugt über den Hals des Pferdes, seine Stimme war heiser von dem lauten Geschrei, mit dem er das Pferd antrieb. Bald gelangte er an den Fuß des Gebirges. Hier ging der Weg steil bergan und die Kraft des Pferdes war größtentheils erschöpft. Keuchend, gesenkten Kopfes, hörte es fast nicht mehr auf die Stimme seines unsinnigen Reiters. Langsam erklomm es den Hügel und Severin mußte sich begnügen, seiner verzehrenden Ungeduld in einzelnen wilden Ausrufen Luft zu machen. Endlich war der Gipfel des Berges erreicht; schwarz gähnte die Tiefe des Thales; der Weg war steinigt, uneben, selbst am hellen Tage nicht ohne Gefahr. Aber Severin dachte an keine Gefahr. „Vorwärts! Vorwärts!" schrie er und schüttelte die Zügel und bohrte die scharfen Ecken der Steigbügel in die Rippen des Pferdes. Das edle Thier gehorchte. Im Gallopp stürmte es in das Thal hinab und Severin jauchzte in unsinniger Freude auf. Ein einziger Fehltritt des Pferdes hätte den zerschmetternden Sturz herbeigeführt — aber was kümmerte ihn Sturz und Tod. Nur vorwärts! vorwärts! Die Mühle muß erreicht werden. Wenn er nur vor Mitternacht anlangte, dann war noch Rettung möglich. Denn vor Mitternacht konnte ja Konrad den Frevel nicht verübt haben. Weiter und weiter jagte er mit verhängtem Zügel. Plötzlich hielt er inne.

Der Schlag einer Dorfuhr erklang hell durch die Nacht. Sein Herz stand fast still, während er die Schläge zählte. „Elf Uhr! Gott sei gelobt!“ rief er aus. „Nun komm' ich noch zurecht.“

Er sprengte weiter, aber die Kräfte des Pferdes waren nun zu Ende, es verfiel aus dem Galopp in kurzen Trapp, es strauchelte, endlich blieb es schnaubend und schaudernd vor einer Anhöhe stehen. Es war die vorletzte. Noch ein einziges Thal nur trennte Severin von seinem Gehöft. Vorwärts, vorwärts mußte er! Er stieg ab und führte das Pferd am Zügel hinter sich bis zum Gipfel; dann schwang er sich wieder auf und nochmals gehorchte das gequälte Pferd seinem rastlosen Drängen. Mit wilden Sätzen jagte es ins Thal hinab. Aber hier brach es endlich zusammen. Severin ward zwanzig Schritte weit fortgeschleudert — aber er lachte nur und raffte sich wieder auf. Ohne sich um das Pferd zu kümmern, rannte er den letzten Berg empor. Hatte er nur erst den Gipfel erreicht, dann war Alles gewonnen, dann drang seine Stimme bis hinunter in das Thal, dann konnte er seinem Knappen zurufen: „Halte inne!“ dann blieb seine Seele rein von dem Verbrechen, dann war er kein Dieb, kein Betrüger, kein Brandstifter!

Seine Knie wankten unter ihm, sein Athem flog, er war gebadet in Schweiß — aber es kümmerte ihn nicht. Nur hinauf, hinauf zum Bergesgipfel. Er fiel, er raffte sich wieder auf, er rannte weiter. Oft warf er einen Blick nach Oben und jauchzte dann! Dunkel hing der Himmel über ihm! Wenn die Mühle schon gebrannt hätte, so wäre ja wohl ein Wiederschein des Feuers zu bemerken gewesen. Aber da war kein Wiederschein, also brannte die Mühle

noch nicht, also war es noch Zeit zur Rettung, und darum jauchzte Severin laut und freudig auf.

Endlich, endlich stand er oben auf dem Berge und schaute zitternd nach unten.

„Dank dir, Gott!“ stammelte er, und fiel auf seine Knie nieder und hob die gefalteten Hände zum Himmel auf.

Da unten im Thale schien Alles ruhig und still, nur das Rauschen des Mühlenwehrs drang vernehmlich durch die schwere Nachtluft herauf. Severin erhob sich, um weiter zu eilen. Plötzlich wankte er. „Herr Jesus!“ schrie er gellend — „sie brennt ja doch! Halt, halt, Unglücklicher! Lösche das Feuer aus!“

Rasend stürzte er vorwärts; dann ein schwerer Fall, ein dumpfes Stöhnen — und ruhig war's. Unten im Thale aber schlug die feurige Lohe hell und glänzend durch das zersprengte Dach der Mühle und beleuchtete mit grellem Glanze die grünen Wälder umher bis zu den höchsten Bergkuppen hinauf. In das Prasseln der Flamme mischte sich das Angstgekreisch der schrecklich aus dem Schlafe geweckten Thalrose, das jämmerliche Geschrei der Kinder. Konrad führte sie an einen gesicherten Ort. Dann lehnte er sich gegen einen Baumstamm, schaute kalt in die zuckenden Feuerwogen, und sagte ruhig: „Hilfe nützt nicht, man muß brennen lassen, was will! Schade um die vollen Kornböden!“

Es nützte auch keine Hülfe! Ehe der Morgen glänzend herauf kam, war von der schönen Mühle nichts übrig geblieben, als ein rauchender, schwarzer Trümmerhaufen, auf welchen traurig die vom Feuer geschwärzten Wände des geretteten kleinen Wohngebäudes niederschauten. Von Seve-

rin wußte man noch nichts. Der lag mit zerschlagenem, blutübergossenem Körper auf den Klippen des Berges und jammerte vergebens nach Hilfe. Niemand vernahm seine Stimme, Niemand suchte ihn, denn man glaubte ihn fern bei dem Herrn Vetter in Bernstädt.

Drittes Capitel.

Die Folgen.

Es war da kein Mensch in der ganzen Umgegend, der den Verdacht ausgesprochen oder auch nur gehegt hätte, Severin könne mit eigner Hand oder durch Helfershelfer den Feuerbrand in seine Mühle geworfen haben. Sein bisheriges reines, fleckenloses Leben schützte ihn vor jedem Verdacht, und die Feuer-Versicherungsgesellschaft zahlte ihm ohne Weigern nach einer nur ganz oberflächlichen Untersuchung die Versicherungssumme aus. Freilich war es Allen unbegreiflich, wie das Feuer entstanden sein mochte — aber es geschieht ja so Manches, wovon sich die Ursache weder durch Forschen noch Nachgrübeln ermitteln läßt.

Severin war durch den Brand plötzlich zu einem wohlhabenden Manne geworden, und die Leute wunderten sich nur, daß er sich so gar nicht darüber freute. Allerdings hatte er nach dem Brande viele Wochen hindurch krank gelegen, aber nun war ja die Krankheit überstanden, die zerschmetterten Glieder waren geheilt, und im Thale klapperte die Mühle so munter und lustig, wie noch nie! Die neue Dampfeinrichtung war getroffen worden, die Kunden fanden sich allmählig wieder ein, und bei Tag wie bei

Nacht wurden die mächtigen Wasserräder von den rauschenden Fluthen umgetrieben. Aber Severin hatte keine Freude daran — ja, er kümmerte sich gar nicht um das Geschäft, und betrat nur in äußerst seltenen Fällen die schöne, neue Mühle. Er war düster und menschenscheu geworden; kaum, daß die Liebkosungen der holden Thalrose oder seiner Kinder ein mattes Lächeln auf sein bleiches, müdes Gesicht zu zaubern vermochten. Tage lang lag er allein im dichtesten Gebüsch, oder lehnte, das Gesicht in den Händen, im Armstuhl — Tage lang sprach er kein Wort, selbst nicht zu seiner Gattin, und wenn Fremde kamen, schlich er scheu auf die Seite, oder zur Hinterthür in den Wald hinaus.

„Das muß wohl noch von seiner Krankheit herrühren," sprachen die Leute, die ihn mitleidig betrachteten. „Ja, der Schreck und der böse Fall und das lange Siechthum, das kann den Stärksten schwach und mürbe machen. Nur gut, daß er den guten treuen Konrad zur Seite hat! Der ist ein wackerer Mann! Treu in Glück und Leid und immer auf dem Platze, man mag kommen, wenn man will."

So sprachen die Leute, und ahnten nicht, welch ein Wurm an Severins Herzen fraß und sein bestes Lebensmark verzehrte. Aber was den Knappen Konrad anbetraf, da hatten sie Recht. Der war allerdings früh und spät auf dem Platze, der handthierte, der ordnete an, der befahl, der war Herr in der Mühle, dem mußte gehorcht werden, oder er jagte fort, wer ihm nicht gefiel. Seine Kameraden beklagten sich bei Severin, weil sie so gar schlecht und grob von Konrad behandelt wurden. Severin ließ Konrad kommen, und bat ihn, er möge doch anders verfahren. Konrad lachte ihm in's Gesicht. „Das muß ich besser verstehen," sagte er frech. „Mischen Sie sich lieber da nicht

hinein. Wenn die Bursche nicht pariren, fort mit ihnen!"

Dem bleichen Severin stieg das Blut in die Wangen und seine Augen funkelten. „Bin ich Herr hier, oder Du?" sagte er rauh.

„Pah!" erwiderte Konrad und lachte spöttisch, indem er rücksichtslos das Zimmer verließ, und die Thür hinter sich zuschmetterte, daß es durchs ganze Haus schütterte.

Severin raffte sich in voller Zornesgluth auf und eilte dem frechen Burschen nach. Aber er besann sich. Ehe er die Thür öffnete, war sein Grimm verraucht und tödtliche Blässe lagerte wieder auf seinen hohlen Wangen.

„O Gott, ich darf ja nicht! Ich darf nicht!" murmelte er vor sich hin. „Wehe, wehe mir, der Knecht ist mein Herr geworden durch die Gewalt der Sünde. Wehe, wehe mir! Hätte ich doch lieber Haus und Hof verlassen, als das gethan!" Stöhnend barg er sein Gesicht in den Händen und Niemand sah ihn mehr an diesem Tage. Konrad aber schickte die Bursche fort, die ihn verklagt hatten und schaltete nach Gefallen in der Mühle, wie zuvor.

Den Sonntag darauf entfernte sich Severin schon früh aus dem Hause, um nach seiner Gewohnheit einsam durch die Wälder zu streifen. Die beiden Kinder gingen nach dem Mittagstisch zum Schlosse hinauf, um ihre Gespielen, die Kinder des Gärtners, zu besuchen. Die Mühlknappen begaben sich in ein nahes Dorf, wo die Kirchweihe gefeiert wurde, zu Spiel und Tanz. Niemand blieb im Hause zurück, als die Thalrose. Auch sie verließ es und begab sich in den Garten nach der einsamen Laube. Hier war sie ganz allein, hier störte sie kein Mensch, hier konnte sie ungesehen in tiefster Stille ihren Gedanken nachhängen. Da saß sie, still, traurig, das liebliche Köpfchen in die Hand gestützt.

Wie war die schöne Thalrose so sehr bleich geworden! In ihren Augen schimmerten Thränen, wie perlender Thau der Frühe, ihre Haltung war gebeugt, man sah wohl, sie war eine geknickte Blume, in deren Herzen der Wurm des Grames nagte. Was half ihr der wiedergekehrte Reichthum? Sie hatte kein Auge für Schätze, sie hatte nur ein Auge für ihren unglücklichen Gatten, dessen seltsam verstörtes Wesen sie mit der bittersten Sorge erfüllte. Was mochte ihm fehlen? Die Nachwehen des langen Siechthums konnten ja nicht so, nicht allein so lang und nachhaltig auf ihn einwirken. Aber was dann? Er sprach sich nicht aus, es war ihm keine Rede abzugewinnen, sein Herz war verschlossen, verschlossen selbst vor ihr, der zärtlichsten, geduldigsten, liebevollsten Gattin! Sie sann und grübelte, wie sie schon lange gesonnen und gegrübelt, mit Herz und Gedanken, — aber sie löste das Räthsel nicht, sie fand den dunklen Flecken nicht, der seine Trauerschatten auch über ihr reines und schuldloses Leben warf, auch ihr weiches Gemüth verdüsterte — zum Herzbrechen.

Lange saß die arme Frau so, in ihren Kummer versunken, bis die Gartenthür knarrte und schwere Tritte auf dem Sandwege knirschten. Da raffte sie sich auf, fuhr schnell mit der Hand über die Augen und zwang sich zu einem Lächeln, denn sie glaubte, Severin wäre es, der komme. Aber es war nicht ihr Mann, es war Konrad, der jetzt mit erhitztem Gesicht, düstere Gluth in den Augen, am Eingange der Laube stehen blieb, und die erschreckte Frau mi wild verlangendem Blick anstarrte. Louise erhob sich sogleich, und obgleich sie zitterte vor diesem Manne, der sich augenscheinlich in sehr aufgeregtem, wohl gar trunkenen Zustande befand, sagte sie doch mit ernster Würde: „Ver-

lassen Sie den Garten, Konrad! Ich wünsche allein zu sein! Was wollen Sie hier?"

Konrad ging nicht. „Was ich will!" sagte er mit tiefer, von Leidenschaft bebender Stimme — „Dich will ich! süße Thalrose! Dich, die ich schon lange geliebt! Dich, die Du mein eigen sein mußt, mein, mein, ganz mein! Sträube Dich nicht! Meine Gewalt über Dich ist mächtiger, als Du glaubst."

Mit diesen Worten trat er näher und streckte seine zitternden Arme nach Louisen aus. Diese stand da, wie versteinert. So erschreckt, so entsetzt war sie über das Ungeheure, was ihr plötzlich so nahe trat, daß es über sie gekommen war, wie eine Erstarrung. Die Frechheit dieses Menschen, den sie immer mit Scheu und Abneigung betrachtet, lähmte ihre Kraft. Sie vermochte sich nicht zu bewegen; nicht einmal zu schreien vermochte sie. Sie war wie ein Vogel, der, von dem giftigen Hauche der Schlange betäubt, selbst die Flucht vergißt und willenlos das Verderben, den Tod erwartet. Erst die unheilige Berührung des bis zum Wahnsinn erhitzten Mannes riß sie aus ihrer Betäubung. Ein gellender Aufschrei entrang sich ihrer Brust, und mit einer Geberde des Abscheu's schleuderte sie die Hand zurück, die ihren Arm ergriffen hatte. Wie ein aufgescheuchtes Reh wandte sie dann sich zur Flucht.

Konrad vertrat ihr den Weg. Ein wildes Lachen glitt über seine Lippen. Er ergriff die zarte Gestalt der bebenden Frau, drückte sie nieder auf die Bank, und sagte mit gedämpfter Stimme: „Fliehe nicht, süße Thalrose! Geh' nicht, denn es wäre Dein Verderben, und das Verderben Deines Mannes und das Verderben Deiner Kinder! Du bist mein! Mein, sage ich! Meinst Du, ich hätte gearbeitet, geduldet, gelitten, gesündigt, um zuletzt die köstliche Frucht

meiner Arbeit, meiner Geduld, meiner Leiden, meiner Sünde auf immer zu verlieren? Nein, nein, die Stunde ist gekommen, ich will sie brechen, und Du sollst mein sein, und freiwillig sollst Du, verschüchterte Taube, in meine Arme flüchten!"

„Elender, entsetzlicher Mensch, geh'! Verlaß mich!" stammelte Louise. „Geh' sogleich, oder mein Mann wird..."

„Pah, süße Thalrose, sprich nicht von ihm, denn Er ist es, Er selbst, der Dich geopfert hat", erwiderte Konrad. „Meinst Du denn, die Mühle sei nur so von selbst in Flammen aufgegangen? Diese Hand schleuderte die Brandfackel! Aber, was ich that, ich that es auf das Geheiß Deines Mannes — ich that es, weil ich Dich liebte, ich that es, weil ich Dich besitzen will. Jetzt sträube Dich, wenn Du willst! Aber bedenke vorher, was geschehen wird: Dein Mann ein Verbrecher, mit unauslöschlicher Schande beladen, verjagt von Haus und Hof, eingesperrt in den Kerker — Du, irrend im Elende ohne Heimath, ohne Zufluchtsstätte, da Niemand der Frau des Brandstifters seine Pforte öffnen wird — Deine Kinder hungernd, verachtet, mit Schmach bedeckt — und dies Alles auf ein einziges Wort von mir! Sei mein, und nie wird dieses Wort gesprochen — wende Dich ab, und mein Grimm zerschmettert Dich! Nun wähle, denn nun weißt Du alles!"

Ach, die arme Thalrose konnte nicht wählen. Das Ungeheure, was sie vernommen, hatte sie zerknickt. Bleich, mit geschlossenen Augen, sterbend lag sie da. Wahnsinnig vor verbrecherischer Liebe warf Konrad sich auf die zarte Gestalt, er preßte sie an sich, er bedeckte die geschlossenen Lippen der Unglücklichen mit Küssen. Das weckte sie aus ihrer Ohnmacht. Sie raffte sich auf, sie rang mit dem rasenden Manne, sie schrie mit erstickter Stimme nach Hilfe!

Aber was vermochte ihre schwache Kraft gegen den Wüthenden, dessen frevelhafte Leidenschaft alle Rücksicht vergessen, alle Dämme durchbrochen hatte. Sie wankte, sie mußte unterliegen — — da ein wilder Schrei, ein schmetternder Schlag; Konrad taumelte, sank, fiel. „Fluch Dir!“ schrie er, und seine Besinnung schwand dahin, wie das rieselnde Blut aus seinem Haupte. Ueber seinen Körper hinweg sprang Severin, der ihn niedergeschlagen, und fing seine taumelnde Gattin in seinen Armen auf. In seinen Armen trug er die Ohnmächtige in sein Haus. Um Konrad bekümmerte er sich nicht.

Die Thalrose war gebrochen, sie verwelkte. Sie fragte ihren Mann, nachdem sie ihm Alles erzählt, weiter nichts, als nur: „Ist es wahr!“ und er sagte nicht nein, er wendete sich nur ab und stöhnte. Da sprach die Thalrose nicht mehr. Sie sank auf ihr Sterbelager. Noch wenige Tage kämpfte sie mit dem Leben. Ihre Kinder drückte sie oft, oft an's Herz, und küßte ihre Locken, ihren rothen Mund, aber sie sprach nicht und weinte auch nicht. Sie welkte aber hin, und eines Abends, als die Sonne zu Rüste ging, war sie todt.

Severin bettete sie in die Erde. Seine Kinder schluchzten; er stand kalt und blaß am Grabe. Diesen Mann hatte der Jammer getödtet, obgleich er noch lebte. Drei Tage und drei Nächte saß er auf dem Grabe der Thalrose. Dann raffte er sich auf und ging nach Bernstädt. Dort verkaufte er die Mühle an den Vetter. Einen Theil des Geldes — es war nur wenig — nahm er in Empfang, das Uebrige, volle fünfzehntausend Thaler bezahlte er an die Feuerkasse, indem er sagte: „Ich habe mein Haus verbrannt und meine Frau gemordet, das Geld gehört Euch, der Gram mir.“ Dann kehrte er nach der Mühle zurück.

Niemand hielt ihn; man glaubte seinen Verstand zerrüttet, man hoffte, es werde schon wieder besser mit ihm werden. Tags nachher verschwand Severin mit seinen Kindern aus der Mühle und aus der Gegend. Er hat Niemandem gesagt, wohin er gehe. Erst lange nachher hörte man, es sei ein bleicher, stiller Mann mit einem Knaben und einem Mädchen auf einem Schiffe gesehen worden, das im Begriffe gewesen, nach Amerika abzugehen. Man vermuthete in dem Manne Severin und seine Kinder. Mit Gewißheit erfuhr man nichts mehr von ihm. Nie hörte man wieder von ihm. Er ist verschollen.

Konrad genaß von der schweren Wunde, die Severin ihm beigebracht, und klagte denselben der Brandstiftung und des Mordversuches an, denn er dürstete nach Rache. Nichts verschwieg er. Als er aber hörte, die Thalrose sei todt und Severin mit den Kindern verschwunden, überflog ein wunderliches Zucken seine Züge und sein Auge ward wie verglas't. Bald merkte man, er sei wahnsinnig geworden. Manches Jahr ist verstrichen, aber noch wohnt er im Thale; der neue Besitzer der Mühle duldet ihn, nährt ihn, kleidet ihn aus Mitleid mit seinem traurigen Zustande. Oft wird er zum Gespött und Gelächter der Kinder, weil er immer nach der Thalrose frägt und doch den Kopf schüttelt, wenn man ihm eine Rose gibt.

„Das ist sie nicht! das ist sie nicht! die Thalrose suche ich," sagt er, und weint bitterlich, während die Leute über seinen kindischen Wahnsinn lachen, — laut und leise, wie's trifft.

Franz Hoffmann.

Vorher und nachher.

Eine Geschichte vom Lande.

Erstes Kapitel.

Vorher.

Die jungen Mädchen und Bursche waren guter Dinge unter dem Laubdache, das die sechs prächtigen Linden über den Tanzplatz im Dorfe wölbten. Der Geigenfrieder, ohne den keine Hochzeit, keine Taufe, und überall kein fröhliches Fest gefeiert werden konnte drei Meilen in der Runde, spielte die lustigsten Weisen auf, und sein Junge, der Hansel, ein straffer Bursche von siebzehn Jahren, half wacker mit auf dem Dudelsack. Die Töne hüpften und sprangen und jubilirten, und da hüpfte und sprang und jubilirte ganz natürlich das junge, lustige Volk mit. Es war ja Erntefest im Dorfe, und hatte der liebe Gott doch tausendfältig die Felder gesegnet mit Regen und Sonnenschein.

Nur Einer stand bei Seite — ein junger, schöner Bursche, der schönste von allen, die sich unter den Linden herumtrieben. Er hatte nichts Bäurisches um und an sich, als die Kleidung, und allenfalls die von Luft und Sonnengluth tief gebräunte Wange. An den Stamm einer Linde gelehnt, die Arme auf der Brust gekreuzt, das dunkle, tiefe

Auge zu Boden gesenkt — so stand er da, und nur selten erhob er den Blick und ließ ihn träumerisch auf den tanzenden Paaren verweilen. Wenn er dann ein hübsches, rundes Gesichtchen erblickte, das hell und heiter in die Welt hineinlachte, dann schlugen Blitze aus seinen Augen und er raffte sich risch auf, als wollte er fortstürzen — ob in die Weite oder auf das Mädchen zu mit dem frischen, runden Gesichtchen, — wer konnte es wissen? Aber dieses Aufraffen, das ging auch vorüber wie der Blitz, und er ließ den Kopf wieder sinken und sein Auge nachdenklich und träumerisch auf dem Boden ruhen wie vorher.

Der junge Bursch war aber der Sohn des reichen Schulzen im Dorfe und hieß Gotthard. Und das Mädchen, nach dem er schaute, das war eine fremde Dirne von weit her, aus Böhmen, und durch ein trauriges Geschick vor wenigen Wochen in das Dorf verschlagen worden. Vater und Mutter waren gestorben und hatten ihr nichts hinterlassen als eine schöne Gestalt, ein gutes Gemüth und ein Herz voll frommer Liebe zu Gott. Mit diesen Schätzen ging sie in die Welt hinaus nach dem Dorfe, wo ihres Vaters Bruders wohnen sollte, wie sie vom Vater auf dem Sterbebette gehört hatte. Der Weg war weit, aber ihr Muth war auch frisch. Der Oheim, meinte sie, würde sie schon gut aufnehmen, und sie wolle ihm treu und fleißig dienen als Magd, und dann würde sie doch einen Schutz haben und auch ihr tägliches Brod. Das hoffte sie, und fragte sich durch von Ort zu Ort, bis sie im Dorfe ankam.

Da gab es einen Schrecken. Der Ohm war längst todt, und war auch in Armuth gestorben, und die arme Sophie stand traurig da mit gefaltenen Händen und Thränen in den Augen, und seufzte: „Jesus Maria, was soll

ich nun beginnen? Aber gleich darauf setzte sie auch dazu: „Muth, mein Herz! Der liebe Gott wird schon weiter helfen!“

Und Gott half weiter. Der Bauer Drolling, ein gottesfürchtiger Mann, hatte die Worte gehört, und die fromme Dirne gefiel ihm wohl. Er bot ihr einen Dienst an, zunächst auf vier Wochen zur Probe, und Sophie sagte ja, und heute hatte der Bauer zu ihr gesagt: „Es ist gut, Sophie! Du kannst noch Jahr und Tag bei mir bleiben, denn du bist ein braves Mädchen und Arbeiten hast du auch gelernt.“

Marie war sehr vergnügt darüber, und sagte wiederum „ja ich will bleiben,“ und unter den Linden tanzte sie in Freude und Fröhlichkeit, und hell und heiter lachte sie in die Welt hinein.

Allen gefiel es, daß sie so fröhlich war, nur dem Gotthard nicht, des Schulzen Sohn. Der hätte sie vielleicht lieber traurig gesehen, und konnte doch wirklich nicht sagen, warum? und auch nicht, weshalb er sich betrübte über ihre Fröhlichkeit? Er war eben noch jung, und kannte sein Herz nicht und hatte noch nie empfunden, was die Liebe ist. Und doch liebte er, liebte heiß und innig, und liebte keine Andere als die Sophie aus Böhmen. Ja, so war es, obgleich er's nicht wußte.

Das hatte sich auch ganz einfach zugetragen. Als er die böhmische Sophie zum ersten Male gesehen, da war's ihm durch die Glieder gefahren, wie ein Wetterschlag, daß er zitterte. Und kein Wort hatte er zu ihr reden können, wenigstens nicht mit dem Munde, aber seine Augen hatten gesprochen, und die böhmische Sophie hatte die Sprache wohl verstanden, wie man an der tiefen, heißen Gluth hätte sehen können, die ihr bei dem Blicke Gotthard's über Stirn

und Wangen flammte, und wenn der Gotthard nur einigermaßen gescheut und erfahren gewesen wäre in Liebessachen, dann hätte er schon gewußt, wie die Sachen standen, und hätte sich nicht zu grämen brauchen und nicht zu kümmern, und hätte nicht brauchen ein Träumer zu werden zu Aller Verwunderung im Dorfe.

Und doch war's wiederum gut, daß er noch so herzlich dumm war. Die Schauer von Entzücken und Traurigkeit, die abwechselnd sein Herz erschütterten, wie waren sie doch so süß und lieblich und schmerzlich zugleich! Nicht um Alles in der Welt hätte Gotthard sie missen mögen, und doch empfand er Qual dabei, nur daß ihm nicht klar ward, wie alle diese Qual und all' der Kummer, und die Sorge, und das Bangen und Herzklopfen doch im Grunde nichts weiter war, als unermeßlich großes Glück und unbeschreibliche Seligkeit.

Und so stand er unter den Linden und schaute und träumte. Die Klänge der lustigen Musik rauschten an seinem Ohr hin, ohne daß er's hörte, die tanzenden Paare glitten an ihm vorüber, ohne daß er's sah. Denn er hörte nur die helle Glockenstimme der böhmischen Sophie, und sah nur ihr liebes, freundliches Gesicht, und wenn die jungen Bursche ihn auf die Schulter klopften und ihm zuriefen, er möge doch auch mit lustig sein, dann sagte er: „Ja, ja!" und wendete sich unwillig und finster ab, bis die Burschen ihn ganz in Ruhe ließen. Das war ihm recht, und weiter wollte er nichts. Er wollte allein sein mit seinen Gedanken und mit Sophie, und das war er auch. Denn die Anderen auf dem Platze, die waren gar nicht da für ihn, die huschten nur so an ihm vorüber, wie Schatten.

Aber wenn sich Gotthard um Niemand bekümmerte, so

bekümmerten sich doch Andere um ihn, oder wenigstens Einer. Und dieser Eine war nun zufällig sein Vater. Der kam jetzt, und hatte eine schmucke, dralle Dirne an der Hand, die Lisbeth, des reichen Hagmüllers Tochter, und zwischen deren Vater und ihm war es schon längst abgemacht und im Reinen, daß der Gotthard die Lisbeth heirathen solle, damit ein schönes Vermögen zusammen käme. Das war den Vätern die Hauptsache. Ob sich auch die Herzen zusammenfanden wie die harten Thaler und Goldstücke, und die fetten Aecker und Wiesen, darnach fragten sie nicht, daran dachten sie gar nicht. Was Herzen und Liebe! Das war ja Alles dummes Zeug und weiter gar nichts. Geld und Aecker, darum handelte sich's und damit Punktum!

So waren sie denn einig geworden, und die Lisbeth hatte auch nichts einzuwenden gehabt gegen den Gotthard, der ohne alle Widerrede der schönste Junge war im Dorfe und im ganzen Lande weit nnd breit, und als sie nun stattlich einherschritt an der Seite des künftigen Schwiegervaters, da warf sie die schwarzen Rollaugen keck und stolz nach allen Seiten umher, und zuletzt auf den Gotthard mit herausforderndem und triumphirendem Blicke, und wenn der Gotthard den Blick gesehen hätte, wer weiß, was geschehen wäre? Aber der Gotthard sah den Blick nicht. Der thörichte, alberne Junge stand da an der Linde, und sah immer nur die böhmische Sophie, die gar kein Geld hatte, und überhaupt gar nichts, als eben nur eine liebliche Gestalt, ein holdes Gesicht und ein gutes, herzliches Gemüth. Die sah er, und Lisbeth runzelte die Stirn und warf die vollen, üppigen Lippen auf, als sie bemerkte, daß sie doch aber auch gar keinen Eindruck auf ihren Erkorenen machte. Doch kam sie heran mit dem Vater, und Gotthard sah sie

noch immer nicht, bis endlich die Beiden dicht vor ihm standen und ihm die Aussicht nahmen auf das liebe Gesicht der böhmischen Sophie, bis sie zwischen ihn und sein Glück getreten waren. Ein Schatten flog über sein Gesicht, und ohne aufzublicken sagte er: „Weg doch da! Es ist noch genug Raum um uns herum!"

Der Schulze stutzte. Er war ein derber, harter Mann, eine gedrungene, vierschrötige Gestalt mit strengem Gesicht, das gar keine Aehnlichkeit zeigte mit Gotthard's Zügen. Denn Gotthard sah nur seiner seligen Mutter ähnlich, die seines Vaters Rohheit früh unter die Erde gebracht. Ja freilich, was man so Herz nennt, davon hatte der reiche Schulze wenig aufzuweisen — aber desto mehr dummen, bäuerischen Geldstolz und Uebermuth, wie so viele reiche Bauern im Lande. Sein Herz war ein Talgklumpen und konnte von nichts Edlem und Hohen gerührt und erschüttert werden. Nur böse Leidenschaften hatten Einfluß auf ihn, aber auch desto mächtigeren, je weniger Edles seiner rohen Natur innewohnte, das hätte sänftigen und bändigen können.

So stand er nun mit der Lisbeth vor seinem Sohne, breit hingepflanzt die ungeschlachte Gestalt, und ein rohes, widriges Lachen wieherte von seinen Lippen.

„Narr, du!" rief er dem Gotthard zu und rüttelte ihn mit unsanfter Hand an der Schulter — „da, schau her, und sag' noch einmal weg da! Hier mit der Lisbeth sollst du tanzen, und sollst mit ihr forttanzen bis in's Ehebett hinein! Na, was stutzst du, dummer Junge? Zugegriffen! Darfst es dreist und brauchst dich nicht zu scheuen vor der Lisbeth! Das Lämmchen hat nichts gegen dich, obgleich ich wahrlich nicht weiß, was sie an dir gefunden hat. Da war ich ein anderer Kerl als du, in deinen Jahren! Immer

mit Juchhe und Heidi! Na, mir ist's eins! Sie wird dich schon zurechtstutzen, die Lisbeth! Da, greif' zu!"

Endlich sah Gotthard auf, aber zugleich auch fuhr er unwillkürlich zurück, wie vor einer Schlange, die im Wege liegt, oder vor einem Wolfe, der heulend vorspringt, und ein schmerzliches Zucken seiner Augenbraunen verrieth, daß er litt. Mit der Hand fuhr er nach dem Herzen, und den Kopf wendete er ab, und der Lisbeth schenkte er auch nicht einen einzigen Blick, nicht einen.

„Laß mich, Vater!" sagte er, „ich mag nicht tanzen!"

„Aber du sollst tanzen, Junge," schrie der Alte. „Mit deiner Braut sollst du tanzen! Bist du denn taub, Narr? Die Lisbeth ist deine Braut!"

Das Gesicht wie mit Glut übergossen, hastig, aber auch stolz und heftig, wandte Gotthard sich um. Seine Seele trat in sein dunkles Auge und redete von Zorn und Abneigung. Nicht vorwärts neigte er den Kopf zu der Dirne, sondern zurück warf er ihn in den Nacken, daß die dunkeln Locken flogen, und langsam, mit gepreßter und bebender Stimme, sprach er: „Braut? Lisbeth? Ich träume wohl! Ach, Vater, laß mich doch! Ich weiß von nichts!"

„Darum sollst du es ja eben von mir hören, närrischer Kauz!" rief der Alte wiederum unter schallendem Lachen. „Ist doch wahrlich in der Welt nichts Dummeres, als so ein Träumer und Stubenhocker! Na, wart', die Lisbeth wird dich auf den Gang bringen! Da, nimm ihre Hand und führe sie zum Tanze! Sie ist deine Braut, und wir Väter haben's ausgemacht."

„Ihr Väter habt es ausgemacht!" wiederholte Gotthard, uud legte die Hand auf die Stirn, als wenn er sich besinnen müsse, ob denn das wirklich Ernst und Wahrheit sei — „Ihr Väter habt es ausgemacht! So, so, so!

Nun, da habt Ihr ja etwas recht Schönes gemacht nach Eurer Art, es ist nur Schade, daß diese Art gerade die meinige nicht ist. Ich will keine Braut, Vater, weißt du! Und nun gerade die Lisbeth gar nicht! Und wenn ich eine will, so werde ich sie mir selber suchen, weißt du! Und nun laß mich aus mit solchem Scherz!"

„Du willst nicht, Junge," sagte der Alte verbissen, und zog seine dunkeln, grau gemischten Braunen über die funkelnden Augen herunter. „Du willst die Lisbeth nicht? Du willst keine Braut? Sag' mir das noch einmal, du!"

Während dessen hatte der Tanz aufgehört, und die Menge drängte sich um die Linde herum, wo der Schulze stand mit seinem Sohne und mit der Lisbeth, deren Lippen zitterten und deren Wangen glühten wie eine Pänonie vor innerlicher Wuth, und Alle, die da standen und gehört hatten, schauten fast bang auf den Gotthard und auf den grimmigen Alten, und es lag über den Leuten wie eine schwarze, schwere Gewitterwolke, aus der im nächsten Augenblick auch der Wetterstrahl herausbrechen müsse und zerschmettern — ein Leben oder doch zum wenigsten ein Herz. Auch die Sophie aus Böhmen stand da, die Hände über die Brust gefaltet und todtenbleich, und das erlöschende Auge auf Gotthard geheftet, so bang, so athemlos, so innig, und wieder so zitternd und zagend geheftet, daß ein Halbblinder hätte sehen müssen, was doch der Gotthard nicht sah, nämlich: daß sie den Gotthard liebte, wie Gotthard sie, und daß der Schlag, der Gotthard's Herz zu zerschmettern drohte, nothwendig auch das ihrige zerschmettern müsse, und daß es sich also um zwei Herzen handelte in diesem schweren Augenblick, um zwei liebende, gute und treue Herzen, treu einander, obgleich die thörichten Herzen selber noch nicht wußten, wie fest, wie unauf-

löslich, wie unzerreißbar sie schon an einander gekettet, in einander verwachsen waren. Zwar, die böhmische Sophie, die wußte es. Aber erst jetzt — jetzt erst war's ihr hell geworden in Auge und Herz, jetzt, wo Gotthard ihr entrissen werden sollte, jetzt, wo all' ihr Blut nach dem Herzen schoß um des fremden Jünglings willen, jetzt wußte sie, daß sie ihn liebte mit aller Kraft eines starken, treuen, jungfräulichen Herzens. Aber sie sprach nichts, sie sagte nichts, sie erwartete nur still wie ein Opferlamm die Entscheidung aus dem Munde dessen, den sie liebte, ohne daß er's wußte.

„Was soll ich sagen?" erwiderte Gotthard kalt — denn er hatte sich mittlerweile besonnen, und besonnen sprach er auch: „Was verlangst du von mir, Vater? Ich bin dir ein gehorsamer Sohn allezeit gewesen, und werde es allezeit sein. Aber wo es meine ganze Zukunft gilt und mein ganzes Glück, da wirst du erlauben, daß ich auch einen Willen habe neben dem deinigen. Und ich sage dir, ich will die Lisbeth nicht unglücklich machen und darum kann sie auch nicht meine Braut sein. Du siehst das ein, Lisbeth, nicht wahr? Du weißt wohl, daß wir kein Herz für einander haben, wie es rechtschaffene Brautleute haben sollen! Es ist nicht dein Wille, meine Braut zu sein, und darum so also — ich will nicht, Vater!"

„Du willst nicht, Hund!" brüllte schäumend der Alte, denn die verhaltene Wuth in ihm brach nun furchtbar los und die dunkle Gewitterwolke entlud ihre Blitze. — „Bube, mir in's Angesicht sagst du, du willst nicht! Fort denn aus meinem Hause und aus meinen Augen! Ich enterbe dich, ich verfluche dich — aber fort, fort, fort, fort von hier, oder sieh', meine Faust schlägt dich nieder, wie einen tollen Hund!"

Ein gellender Angstschrei erhob sich aus der Menge, als jetzt wirklich der wüthende Schulze öffentlich vor allem Volk die geballte Faust gegen den Sohn aufhob. Gotthard sah die Faust nicht — er hörte nur den Schrei — und mit Einem Satze sprang er vor — und im nächsten Augenblick hielt er die böhmische Sophie in seinen Armen, die böhmische Sophie, die eben fast ohnmächtig zu Boden taumelte, und die Faust des Schulzen schmetterte gegen den Baumstamm, daß Blut und Rindensplitter zischend umherflogen. Gotthard aber hörte und sah nichts davon. Er nahm mit Jugendkraft die böhmische Sophie in seine Arme und trug sie fort aus dem Getümmel, ohne nur zurückzublicken auf seinen wüthenden Vater, und trug sie unter die nächste große Linde, wo die niedrige Holzbank stand, und da setzte er sich mit ihr nieder und nahm die schlanke, zarte Gestalt in seine Arme, und ihr liebes, süßes Köpfchen drückte er an seine Brust, wo das Herz schlug, und dann an seine Lippen, und hörte und sah auch gar nichts mehr von dem Getümmel abseits, sondern stammelte nur mit strahlendem Auge: „Du liebst mich, Sophie! Du liebst mich! Nun weiß ich's wohl von der Glückseligkeit, die in meinem Herzen aufjauchzt! Und du weißt wohl, daß ich dich auch liebe! Und nun wir sind Brautleute, und ich bin dein und du bist mein, und Keiner und Keine auf der Welt soll dich mir aus dem Herzen und aus den Armen reißen!"

Er sagte das nicht so hinter einander weg, sondern unter Küssen, die er auf die süßen Lippen der schönen Sophie drückte, und unter Thränen, die aus seinen Augen schossen, unter Thränen des Glücks und der Seligkeit, die man nur ein Mal, nur ein einziges Mal weint und fühlt in seinem Leben. Und von Ferne standen die jungen Burschen und

die jungen Dirnen, und wunderten sich, daß auf einmal eine so große und heiße Liebe zu Tage gekommen war. Und die Dirnen rümpften die Nase und dachten und sagten auch wohl leise zu einander: „Die? Das hergelaufene Bettelmädchen? Da hätte er wohl eine Bessere finden können! — Die jungen Burschen aber, obgleich sie nichts sagten, dachten: „Sieh', was der Gotthard gescheut ist! uns wäre Sophie auch lieber gewesen, als die Lisbeth — wenn sie nur Geld hätte!"

Aber freilich, nach dem Gelde fragt nun Gotthard gerade gar nicht, wie denn die Liebe überhaupt nicht darnach frägt. Der Schulze zuletzt, nachdem er starr und blau vor Grimm seinem Sohne eine Weile zugeschaut, der Schulze schüttelte beide Fäuste nach dem glücklichen Paare hin, und dumpf grollten die Worte von seinen Lippen: „Verflucht will ich sein, wenn der Bube mir den Bettelbalg in's Haus bringen darf."

Mit diesen Worten ging er, und Lisbeth hohnlachend mit ihm. Gotthard und Sophie aber vergaßen Alles, außer sich selbst allein. Ihre Herzen schlugen an einander, ihre Seelen flossen in einander; sie liebten sich, und daß sie dies jetzt wußten, das war eben der Inbegriff aller Seligkeit für sie.

Zweites Kapitel.

Die Flucht.

Der Donnerschlag war gefallen, aber anstatt zu zerschmettern, hatte er nur vereinigt, hatte er nur die Rosenknospe der Liebe aufgesprengt, die still verborgen in Sophien's und Gotthard's Herzen gekeimt und gewachsen war.

Der Schrecken, die Freude hatte diese Beiden betäubt. Aber Sophie raffte sich endlich auf, und da sie die neugierigen und verwunderten, auch wohl spöttischen Blicke bemerkte, die alle auf ihr und auf dem Geliebten ruhten, da erschrak sie fast eben so heftig, wie vorher, riß sich aus Gotthard's Armen, barg das erglühende Gesicht in die beiden Hände, und wandte sich zur Flucht. Aber Gotthard hielt sie fest, schlang seine Arme um ihre Hüften, und flüsterte ihr leise in's Ohr: „Ich verstehe dich, Sophie! Geh'! Aber heute Abend, wenn Alles schläft, dann findest du mich abseits unter den Kastanien. Und kommen wirst du, denn wir müssen reden mit einander, und du weißt wohl, daß du sicher bist unter meinem Schutze. Nicht wahr, Sophie, du kommst?"

Sophie antwortete nicht, aber sie ließ heimlich und verstohlen einen Blick zwischen ihren Fingern durchgleiten, und der sagte: „Ja, ich werde kommen." Da zog Gotthard seine Hand zurück und leicht, wie ein gescheuchtes Reh, flog Sophie davon. Gotthard schaute ihr nach, so lange er noch einen Schimmer von ihrer schlanken Gestalt erkennen konnte. Dann seufzte er tief, tief auf, wendete sich um und fragte mit stolzem und festem Tone nach seinem Vater.

„Dein Vater wird daheim sein", entgegnete ein junger Bursche, Gotthard's bester Freund. „Aber geh' du lieber nicht zu ihm. Er ist wild."

„So? Er ist wild?" entgegnete Gotthard und lächelte. „Nun, so werde ich um so sanfter sein müssen."

„Aber weißt du denn gar nicht, daß er die Hand gegen dich erhoben, daß er nach dir geschlagen hat?"

„Die Hand erhoben? Nach mir geschlagen?"

„Ja, freilich! Und dir geflucht und auch der Sophie! Und einen wilden Schwur d'rauf gesetzt, daß du ihm nicht solltest die Sophie in's Haus bringen."

„Ihm nicht die Sophie in's Haus bringen? Pah, wird so schlimm nicht sein! Will mit ihm reden!"

Und ohne weiter zu fragen, noch auf die Bitten und Warnungen der Freunde zu hören, schritt Gotthard entschlossen dem väterlichen Hause zu, und trat mit ruhigem, offenem Angesicht hinein, ohne alle Furcht. Denn nun, da er wußte, daß die böhmische Sophie ihn liebte, ihn ganz allein, nun fürchtete er gar nichts mehr. Daß sie ihn nicht lieben könne, das war seine einzige Furcht gewesen.

„Grüß' dich Gott, Vater", sagte er zu dem Schulzen, der grimmig im Lehnstuhl saß und mit verbissener Wuth an den Nägeln kaute. „Nun, weißt du, wen ich lieb habe, und die Sophie liebt mich auch, und sie ist ein braves Mädchen, und so wirst du uns deinen Segen geben."

Schlank und frei sprach Gotthard diese Worte, schlank und frei stand er vor dem Alten, den linken Arm auf den Ofensims gestützt, und schaute hellen Auges auf ihn hin, auf ihn, der mit rothem Wuthblick ihn anstarrte. „Meinen Segen!" grollte er dumpf — „meinen Fluch sollst du haben, Bube! Eine hergelaufene Dirne meine Schwiegertochter! Weiter fehlte nun gar nichts mehr, um die Frechheit voll zu machen. Mit der einen Hand das reichste Mädchen im Dorfe wegzuwerfen, und mit der andern nach solchem — Nickel zu greifen."

„Aber, Vater, du weißt, daß du von meiner Braut sprichst", sagte Gotthard sanft. „Die böhmische Sophie ist kein Nickel, sie ist ein gutes, ehrbares und fleißiges Mädchen und ihre Herkunft ist wohl bekannt."

„Aber bettelarm ist sie! Eine Magd ist sie! Eine Schande für mein Haus ist sie!" erwiederte der Schulze verbissen. „Was soll mir die Bettlerin?"

„Vater, ich will ja nicht einen Geldsack heirathen", sprach Gotthard lächelnd. „Ich will ein Weib, das ich liebe, und das mich liebt, und solches Weib ist Sophie. Ich will Glück, Vater, nicht Geld. Geld hab' ich ja genug für sie und mich. Aber Glück, siehst du Vater, das Glück fehlt mir ohne die Sophie, und was ist das Leben ohne Glück? Ein dürrer Baum ohne Blätter, ohne Blüthe, ohne Frucht! Du siehst das ein, Vater!"

„Ich sehe ein, daß du ein Narr bist, ein toller, verrückter, hirnverbrannter Narr!" brach der Alte hastig los. „Geld ist Glück! Kein Glück ohne Geld! Und Müller's Lisbeth hat Geld, und mit ihr wirst du auch glücklich sein, und du sollst die Lisbeth heirathen, oder der Donner fährt über dein Haupt. Verstanden?"

„Nein, Vater," sagte Gotthard. „Ich verstehe dich nicht. Du weißt doch, ich will heirathen, nicht du! Und da ich heirathen will, so mußt du mir doch verstatten, die zu heirathen, die mir gefällt, und nicht Eine, die gerade dir gefällt! Denn mein Wohl und Wehe hängt ja davon ab, nicht das deinige."

„Aber ich bin dein Vater, Junge, und du mußt mir gehorchen!" brüllte der Alte.

„Gewiß, und ein gehorsamer Sohn bin ich dir immer gewesen!" erwiederte Gotthard. „Dir aber hierin zu gehorchen, wäre gegen alles göttliche und menschliche Recht. Du befiehlst mein Unglück, Vater; und nicht allein mein Unglück, sondern auch das Unglück der Sophie, die mich liebt! Und dergleichen läßt sich nicht befehlen, oder doch

zum wenigsten läßt sich solchem Befehle nicht gehorchen. Du verstehst das, Vater?"

Der alte Schulze richtete sich stramm und hoch auf. Sein Auge funkelte düster unter den verwirrten, dichten Brauen, seine Lippen bebten, aber seine stämmige Gestalt stand gerade und fest, und drohend den Arm ausgestreckt gegen seinen Sohn, drohend die Faust geballt gegen seinen Sohn, sprach er: „Mein Fluch über dich, bringst du mir die böhmische Bettlerin in mein Haus! Und nun fort! Und kein Wort mehr! Und du weißt nun, wie ich's meine, und mein Wort und mein Fluch stehen fest, wie das Firmament!"

„Es ist gut, Vater!" sagte Gotthard eben so fest, obgleich ein wenig blaß geworden im Antlitz — „es ist gut! Ich werde die Sophie nicht in dein Haus bringen."

Und kurz wandte er sich ab, und schritt aus der Stube und aus dem Hause. Der alte Schulze schrie ihm nach. Aber Gotthard wollte nicht hören — er schritt weiter, aus dem Dorfe hinaus, auf den Hügel, wo die alten Eichen standen, und wo so oft, oft seine arme selige Mutter gesessen und geweint hatte aus zerschlagenem Herzen, wenn die Rohheit des Vaters ihr zarteres weibliches Gefühl mit Füßen getreten, und da setzte sich Gotthard nieder auf eine knorrige Baumwurzel, und stützte den Kopf in die Hand, und saß so lange in tiefem und ernstem Sinnen.

Er weinte nicht, wie die Mutter. Sein Gemüth, obgleich zart und weich, hatte doch auch Etwas von der ehernen Härte und Unbiegsamkeit des Vaters überkommen, und wo die Mutter nur geduldet hätte, da wollte er handeln. Freilich konnte er wohl eher stark sein, als die Mutter, denn er liebte ja, und wußte, daß er wieder geliebt wurde. Das machte Muth, das gab Kraft und Mannheit. Die Mutter hatte

nicht geliebt, sondern nur ihrem Vater gehorcht, und dieser kindliche Gehorsam war das Elend ihres Lebens geworden und der Nagel zu ihrem Sarge. Gotthard wußte das wohl, und da er es wußte, wollte er nicht sich auch opfern, wie die Mutter, sondern er wollte Haus und Hof verlassen, um der zu folgen, um die zu schützen, die er liebte. Das war es, über was er nachsann in der stillen Einsamkeit des Eichwaldes. Und er wußte, daß der Mutter Segen ihm nicht fehlen würde zu seinem Entschlusse, wenn sie nur noch lebte; wenigstens dachte er es, weil er so heiß liebte. Und so saß er lange, bis die Sonne sank, und scheidend purpurne und goldene Flocken über den Himmel streute So saß er, bis der leuchtende Vollmond über den Wald emporstieg und sein silbernes Licht über die Erde ausgoß.

Da endlich stand er auf und lauschte. Im Dorfe war Alles still. Die grellen Töne des Geigenfrieders erschallten nicht mehr von dem Tanzplatze herüber; das laute Jauchzen und Juchhe der jungen Bursche war verstummt! still wie das Mondlicht selbst lag das Dorf im Silberschein der Mondnacht. „Jetzt ist es Zeit — Alles schläft — sie wird kommen," murmelte Gotthard. „Ja, sie wird kommen, denn ihr Blick hat es mir gesagt, und ihr Blick — dieser Blick kann nicht lügen! Ich will sie in meine Arme nehmen und weit, weit hinwegwandern mit ihr, so weit, daß der Fluch des Vaters nicht herüberdringen kann bis zu uns über die Ströme und Berge und Wälder, und dann werden wir glücklich sein, wir Beide, und Niemand wird da sein, unser Glück zu stören!"

So sprach er, so dachte er, und lenkte seine Schritte seitwärts, dem Kastanien-Wäldchen zu. Unter den breitblättrigen Bäumen ging er auf und ab, seufzend, lauschend, vortretend, bis an den Saum des Gehölzes, und schauend

nach der Richtung hinüber, wo das Dorf lag, spähend nach einem Schimmer der geliebten Gestalt, die so lange säumte, zu lange für die Ungeduld, die heiße, brennende Sehnsucht des Liebenden.

„Sie kommt nicht, Sophie kommt nicht!" klagte er. „Und doch, doch wird sie kommen", fügte er muthiger hinzu, und preßte seine Hand auf das pochende Herz, und spähte wieder und lauschte wieder, bis von der Thurmuhr herüber durch die stille Nacht der Schlag der Mitternachtsstunde ertönte. Langsam folgten die Schläge auf einander, und jeder Schlag zerschmetterte sein Herz. Als der letzte in leisen Schwingungen verhallt war, seufzte er tief und senkte traurig das Haupt. Er hoffte jetzt nicht mehr, aber er tröstete sich. „Sie wird nicht kommen dürfen", sprach er in seinem Herzen. „Ich will gehen, sie zu suchen."

Und gerade, als er ging, da rauschte ein dürres Blatt zur Seite, ein freudiger Schrecken schlug zuckend an Gotthard's Herz, und die er so heiß ersehnte, stand vor ihm. Sie war gekommen, wie ein Traum, ohne daß er's gemerkt, und wie ein süßes Traumbild stand sie an seiner Seite, bleich vor Bewegung, und noch bleicher durch das Mondlicht, das durch die zitternden Zweige auf ihr holdes Antlitz fiel, und leise sagte sie: „O, Gotthard, was hab' ich gethan!"

Gotthard schloß sie in seine Arme und preßte sie an das Herz, so heiß, so zärtlich, so unauflöslich. „Still!" flüsterte er, „die Liebe ist auch eine Pflicht, denn sie kommt von Gott, und diese Pflicht hast du erfüllt, meine, meine Sophie. Ja, mein! Mein bist du, und mein sollst du bleiben, so lange ich noch ein Herz habe, dich zu lieben, und einen Arm, dich zu schützen! Komm! In deiner Mutter Armen bist du nicht sicherer, als in den meinen."

Sophie folgte ihm zu einer Bank von Stein, die unter den Bäumen stand. Da setzten sie sich nieder, dicht, dicht neben einander, und während er ihre bebende Gestalt mit beiden Armen umschlang, legte sie ihr Haupt auf seine Schulter, und so saßen sie lange Eins versunken in des Andern Glück. Die Nacht war so mild und schön und so ruhig! So ruhig — sie konnten Einer des Andern Herz pochen hören — und so unruhig und doch so glücklich pochten diese Herzen, diese unschuldigen, liebevollen Herzen. Das Mondlicht und die Schatten der Bäume hüllten sie ein, wie mit einem Netze von Silberfäden, und da saßen sie in der zauberhaften Mondnacht, selber verzaubert zu höheren Wesen durch die reine und innige Liebe ihrer Herzen. Erst als eine Wolke vor den Mond trat, und sein Licht einhüllte, erwachten sie und erinnerten sich, daß sie noch nicht im Himmel, sondern noch auf der Erde wären, dieser armen und doch auch so reichen Erde; so arm und reich an Glück und Unglück, an Schmerz und Freude, an Tod und Leben.

„Es ist genug!" sagte Sophie und drängte sanft den Geliebten zurück. „Du weißt jetzt, daß ich dich liebe, und ich weiß, du liebst mich. Ein höheres Glück giebt es ja doch nicht, und wenn ich bliebe, so wär's dein Unglück. Ich gehe, Gotthard, ich gehe für immer und du wirst mich nicht wiedersehen. Wir müssen scheiden, weißt du, denn nimmer, nimmer wird dein Vater seinen Segen zu unserer Liebe geben."

„Du wolltest gehen, Sophie?" erwiederte Gotthard lächelnd, fast heiter. „Allein gehen? Weit in die Welt hinaus? Und mich verlassen? Gutes, thörichtes Herz, und doch sagst du, du wissest, daß ich dich liebe? Wie klein und wie groß ist doch das Herz eines Mädchens, das liebt!

So klein an Vertrauen zum Geliebten, und so groß in der Bereitwilligkeit, die schwersten Opfer zu bringen für den Geliebten! Ja, Sophie, du wirst gehen! Aber nicht allein! Mit mir wirst du gehen, und mein Auge wird dich bewachen, meine Hand dich leiten, mein Arm dich schützen, meine Liebe deine Wege ebenen und sänftigen, wo sie rauh und steinigt sind. Ja, Sophie, wir werden gehen, weit hinweg von hier, in ein stilles Thal, in deine Heimath, wenn du willst, oder wohin du willst, denn wo du bist, da wird mein Glück sein, und das Glück macht auch die Wüste zum Paradies. Ich bin bereit! Laß uns fliehen — noch diese Nacht, diese Stunde — vielleicht kommt keine wieder, so günstig wie diese."

Erschrocken bebte Sophie zurück. „Und dein Vater?" stammelte sie.

„Nun, mein Vater will ja mein Glück nicht sehen", erwiederte Gotthard bitter. „Er hat ja den Fluch über mich ausgesprochen, wenn ich dich, meine Brant, unter sein Dach führte! Ich will dich nicht unter sein Dach führen, sein Fluch soll dich nicht treffen, weit hinweg will ich dich führen, so weit, bis du selbst sagst: es ist genug. Folge mir, Sophie. Fürchte nicht, daß du darben müßtest an meiner Seite. Das Erbe meiner Mutter schützt uns vor Armuth. In der nächsten Stadt wohnt mein Oheim. Dorthin gehen wir, und er wird mir das Meinige auszahlen bei Heller und Pfennig, denn er ist ein rechtschaffener Mann. Was zögerst du noch? Komm, ich bitte dich!"

„Aber deines Vaters Fluch, Gotthard," sagte Sophie zitternd. „O, vergiß nicht, kein Segen kehrt ein bei Solchen, denen der Segen der Eltern fehlt. Nein, Gotthard, nein! Ich werde dir nicht folgen! Ich werde fliehen und unglücklich sein, aber ich werde allein fliehen und allein

leiden! Das ist, was mir die Liebe gebietet, das ist, was die Stimme Gottes in meinem Herzen fordert! Was du verlangst, Gotthard, das ist Sünde, und bei der Sünde ist kein Glück!"

„Also du liebst mich nicht," entgegnete der Jüngling mit Bitterkeit. „Denn das ist nicht Liebe, was nach Vater oder Mutter fragt oder nach irgend Etwas außer dem Geliebten! Du willst dich verderben und mich verderben, und siehe, das wird dir leicht gelingen, denn deine Entfernung wäre mein Tod. Und du nennst Liebe, was meinen Tod will? Oh, Sophie, ich habe dich anders, ich habe dich liebender geglaubt!"

Sophie schüttelte schmerzlich das Köpfchen. „So mußt du nicht sprechen, Gotthard, so nicht," sagte sie. „Das ist nicht recht an mir gehandelt. Jeden Beweis meiner Liebe darfst du von mir fordern und will ich dir geben, aber nichts Böses, nichts Sündhaftes darfst du verlangen. Und wie kannst du hoffen, Glück zu finden ohne den Segen deines Vaters, und noch mehr, mit dem Fluche deines Vaters? Und wenn du kein Glück findest, wie kannst du hoffen, daß deine Liebe zu mir nicht verwehen werde wie ein Hauch, und verdorren wie ein Blatt, das der Eishauch des Winters getroffen? Und wenn du mich nicht mehr liebst und doch weißt, daß ich, ich Arme es bin, die den Fluch deines Vaters auf dein Haupt gelenkt hat, wird sich dann deine Liebe nicht in Abscheu, wird sich der Abscheu nicht in Haß verwandeln, in Haß und Verachtung? Ja, Verachtung, Gotthard! Denn verachten müßtest du mich, wenn auch nicht jetzt, nicht morgen, aber doch dereinst, wenn ich so schwach wäre, dir zu folgen, auf deine verlockende Stimme zu hören! Nein, Gotthard, laß mich scheiden! Auch dann werden wir unglücklich sein, ja freilich,

unsäglich unglücklich, aber der Stachel des Vorwurfs wird uns nicht quälen, und das Bewußtsein, nach Gottes heiliger Ordnung, nach Recht und Gewissen gehandelt zu haben, wird uns Kraft geben, zu überwinden. Ja, Gotthard, zu überwinden und größer zu sein, als unser Unglück. Und wir? Kann denn nicht ein Tag kommen, der uns wieder vereinigt? Hat dein Vater nicht auch ein Vaterherz? Und wird er nicht gerührt und erschüttert werden durch deine Rechtschaffenheit, durch deinen Gehorsam, durch deine Treue? Und wird er nicht lernen, auch mich zu achten, da wir unserer eigenen Achtung werth geblieben? Nein, Gotthard! keine Flucht, kein Unrecht, keine Sünde! Wer Fluch säet, darf nicht hoffen, Segen zu ernten! Das bedenke, und laß uns scheiden!"

„Ich kann nicht, kann nicht von dir lassen!" rief Gotthard mit tiefem Schmerze und umfaßte Sophie mit beiden Armen. „Lieber den Tod, das Elend, die Schmach und alles gehäufte Leiden mit dir, als ohne dich die Seligkeit des Himmels! Was Tugend, was Rechtschaffenheit, was Fluch oder Segen! Mich kümmert nichts als meine Liebe, und meiner Liebe will ich folgen, und nimmer, nimmer will ich von dir lassen, außer im Tode. Sophie, wie dein Schatten will ich mich an deine Fersen heften! Wo du bist, will ich auch sein! Und entwichest du bis an die Grenzen der Erde, du würdest mich dennoch neben dir sehen! Ich lasse nicht von dir, Sophie! Meine Liebe ist stärker als alle Gewalt der Erde. Und nun frage ich dich, und schwöre dir vor Gott und allem Heiligsten, daß ich thun werde, wie ich gesprochen — ich frage dich, Sophie: willst du mich noch verwerfen? Willst du noch allein gehen? Willst du noch den tödten, der dich so liebt?"

Sophie antwortete nicht. Sie zitterte und weinte. Sie

konnte nicht Ja sagen und nicht Nein, aber in ihrem Herzen sprach sie: „Wohl, ich will ihm folgen! Aber ich weiß auch, daß ich ihm nicht in's Glück folge, sondern in's Elend. Aber ihn werde ich doch glücklich machen, wenigstens auf ein Jahr oder zwei, und nachher — nun, dann ist ja Alles gut und ich kann sterben wie eine Rose. Wenn ihr Duft nicht mehr erfreut, wenn sie welkt, dann wirft man sie weg. Und so mag mich denn Gotthard auch wegwerfen. Sterbe ich dann doch wie eine Blume, und das ist immer ein schöner Tod! Sterbe ich dann doch mit der Gewißheit, ihn beglückt zu haben! Und ist das nicht auch ein Glück, und zwar ein großes, unsägliches Glück?"

So sprach Sophie in ihrem Herzeu, und Gotthard, obwohl er die Worte nicht hörte, wußte doch, daß sie ihm nun folgen werde, und er faßte sie sanft um die schlanke Hüfte und ging. Und Sophie folgte ihm.

„Hier warte," sagte er zu ihr, als sie zu den Linden kamen, wo am Tage die wilde Lust gerauscht. Ich muß hinein und meinen Hund holen, denn wenn der treue Karo bliebe, so würde er unsere Spur aufsuchen und mein Vater würde ihm folgen. Er soll uns aber nicht folgen, er nicht, und überhaupt Niemand. Denn Jeder würde unser Glück stören, und das soll und darf Keiner thun, oder es wäre gefährlich."

„Aber Gotthard," sagte Sophie, „Alles willst du verlassen, Alles? Oh, bedenke, es wird dich gereuen! Vater, Heimath, Haus, Hof, Alles! und um mich! Gotthard, wie wirst du mich einst hassen, weil ich dir folgte!"

„Ich verlasse nichts," entgegnete Gotthard; „mein Glück ist ja bei mir, denn mein Glück bist du. Alles Andere ist ja daneben keines Wortes werth. Harre einen Augenblick oder zwei, ich kehre sogleich zurück."

Er ging. Als er zurückkam, hüpfte Karo an seiner Seite. „Jetzt ist Alles gut," sagte er, „jetzt laß uns gehen."

Schweigend stützte sich Sophie auf seinen Arm, und so wandten sie dem Dorfe den Rücken. In der Stadt nahm Gotthard der Mutter Nachlaß in Empfang, und dann wanderte er weiter mit seiner Sophie und Karo. Immer weiter, rastlos, Tag für Tag, desselbigen Weges, den einst Sophie gekommen, und Gotthard hielt, was er versprochen. Sein Auge bewachte Sophie, seine Hand leitete sie, sein Arm stützte sie, seine Liebe ebnete ihr den Pfad, wo er rauh und steinigt war.

Und so standen sie endlich eines Abends hoch auf dem Gebirg und schauten hinab auf das Böhmer Land, das vor ihnen lag wie ein Zaubergarten, begrenzt von den blauen Bergen hüben und drüben, und das Gold der Abendsonne darüber ausgegossen — wunderbar schön mit den gesegneten Fluren und den blitzenden Strömen und den dichten dunkeln Wäldern, und den Dörfern und Städten, hervorlauschend aus dem Grün der Gärten und Haine. Da hinab schauten sie und sanft schlang Gotthard den linken Arm um Sophie und drückte sie warm und innig an sein Herz, und sagte: „dort wollen wir glücklich sein!"

„Ja, so lange du mich liebst!" entgegnete Sophie. „Aber deine Liebe wird vergehen, wie das Abendroth, und wo eben Alles glühte, da wird es Nacht werden, Nacht um uns und in uns — wenigstens in mir. Ach, Gotthard, Einziger, Geliebter, ach, auf dem der Fluch ruht, den ereilt der Fluch!'

Gotthard versuchte es wohl, mit flüsternden Worten der Liebe die Sorge aus dem Herzen Sophiens wegzuhauchen — aber es gelang ihm nicht, und ihm selber war doch

auch eine ahnungsvolle Bangigkeit in das Herz geschlichen. Da schwieg er uns Sophie schwieg auch, und Beide standen stumm da mit gesenkten Blicken. Als sie erwachten, war die Sonne untergegangen und düsteres Grau bedeckte den Himmel. Sie gingen weiter — hinab in's Thal. Sophie seufzend — Gotthard sehr still. Und dennoch, dennoch fühlten sie sich so glücklich. Noch glühte die Liebe in ihnen. Aber wie nachher! Wie, wenn Sophie Recht hätte?

Ach ja, die Liebe ist wohl ein Glück, aber der Segen sollte ihr doch nimmer, nimmer fehlen, oder es fehlt ihr die Weihe. Wenn doch alle Liebenden daran dächten!

Drittes Kapitel.

Nachher.

Ja freilich, die Liebe ist ein hohes Glück und ein heiliges Glück, aber hoch und heilig muß sie auch gehalten werden, wenn sie Glück bleiben soll. Das hatte Gotthard nicht bedacht, als er dem Fluche seines Vaters trotzte. Der Schulze war freilich ein harter Mann, aber er war doch auch Gotthards Vater, und das Recht des Vaters ist auch ein heiliges Recht, und gefährlich ist es, dawider zu handeln.

Nun, Gotthard kaufte sich ein Gütchen im Böhmer Lande, bezahlte es mit dem Erbtheil von der Mutter, und heirathete Sophie. Still und verborgen lebte er mit ihr in dem abgelegenen Winkel der Erde, den er sich ausgesucht, und von seinem Vater vernahm er nichts, aber auch gar nichts. Das verdroß ihn fast; denn er war der einzige Sohn des

reichen Schulzen, und heimlich bei sich selbst hatte er doch gedacht: „Wenn dein Vater sieht, wie groß und stark deine Liebe ist, wie groß und stark dein Wille, so wird die Reue über ihn kommen, und er wird sich nach seinem einzigen Kinde sehnen, und er wird dir nachforschen und wird dich finden, und dann wird es einen Auftritt geben, einen harten vielleicht, aber das Ende wird zuletzt doch Friede und Versöhnung sein." Das dachte er, das hoffte er ganz im Stillen, und siehe da, sein Denken und Hoffen betrog ihn. Wie ihn das wunderte, und wie es ihn auch kränkte, im innersten Herzen, aber wie er das auch verbarg vor Allen, sogar vor Sophie, ja sogar vor sich selbst. Aber der Wurm war doch da, und nagte ihm im Herzen, besonders Nachts, wenn er sich schlaflos auf dem Lager wälzte, und dieser Wurm war die Reue, die bittre Reue, daß er doch zu schnell gehandelt, daß er doch noch nicht Alles versucht habe, um den harten Vater zu erweichen. Es wäre ihm doch wohl zuletzt noch gelungen, meinte er.

Nun lebte er da im fremden Lande, unter fremden Gesichtern, die ihn kalt anschauten und kalt an ihm vorübergingen, während früher die Freunde sich um ihn drängten, wo er sich sehen ließ, und ihm die Hände drückten, und auf seine Entscheidung hörten — denn er war ja des reichen Schulzen Sohn und mehrere Jahre in der Stadt gewesen auf der hohen Schule, was ihm großes Ansehen gab unter den übrigen Dorfburschen. Aber hier, da war er nur ein Fremder, und man legte keinen Werth auf ihn. Obgleich er's verbarg, es kränkte und grollte ihn doch, und so heiter, wie er in der Heimath gewesen, so heiter war er nicht im Lande Böhmen. Aber stiller ward er und blässer, und Sophie seufzte, wenn sie ihn sah, träumend und sinnend an einen Baumstamm gelehnt, oder das umflorte

Auge matt und düster zur Erde gesenkt, die nicht seine Muttererde war.

Ja, die Liebe ist ein hohes, heiliges Gefühl, aber sie muß sehr stark und tief und innig sein, wenn man Alles Andere darüber vergessen soll, Vaterhaus und Freunde, und alle die zarten und süßen Erinnerungen, die darüber hinranken.

Indeß, Gotthard's Liebe war ja stark und tief und innig. Vielleicht, wenn nicht der Segen des Vaters gefehlt hätte, wäre sie wohl ein hohes Glück geblieben für ihn. Nun freilich, das war's eben!

Und doch, welche glückseligen Tage bereitete ihm Sophie! Wie bemühte sie sich, ihn Alles vergessen zu machen, was ihn schmerzte, wie sorgte sie um ihn, wie süß lächelte sie ihm zu, wenn er heimkehrte von der Arbeit, wie zärtlich umarmte sie ihn, wenn er des Morgens ausging, um nach den Feldern zu sehen. Ihre Liebe war wirklich die echte, die wahre Liebe, die Alles trägt, Alles leidet, Alles duldet um des Geliebten willen, die echte, treue Liebe des Weibes war es zum Manne, dem sie sich zu eigen gegeben. Und von solcher Liebe haben leider die Männer keine Ahnung, aber auch nicht die entfernteste Ahnung, und anstatt das treue Weib auf den Händen zu tragen, und es heilig zu halten im innersten Herzen voll Dankbarkeit, vergelten sie Liebe mit Rohheit, und Zärtlichkeit mit Achtlosigkeit, wenn nicht gar mit Verachtung. Und daraus kann man doch recht ersehen, daß der Mann im Grunde nur ein elendes, jämmerliches Wesen ist dem Weibe gegenüber, nämlich dem echten Weibe, das liebt in Treue und Beharrlichkeit, und aus Liebe ihr ganzes Leben zum Opfer bringt, und selbst die Rohheit und Achtlosigkeit trägt und

duldet um der Liebe willen. Ja, ihr solltet euch doch schämen, ihr klugen Männer, daß ihr so thöricht und blind und verstockt seid, um nicht einmal zu sehen, welch' ein Schatz ein treues Weib ist! Und schämen solltet ihr euch, daß ihr solchen Schatz nicht zu erkennen vermögt. Manchmal erkennt ihr's, wenn es zu spät ist, und dann freilich, ja dann möchtet ihr zehn Jahre eures Lebens geben, um nur noch ein Jahr, einen Tag, eine Stunde euer Weib zu besitzen, und ihm auf den Knieen abzubitten, daß ihr so elende, so dumme, so jammervoll dumme, so erbärmlich dumme Hohlköpfe gewesen seid.

Nun denn, der Gotthard war eben auch ein Mann, nicht schlechter, wie viele tausend Andere, aber auch nicht besser. Ein jämmerlicher Dummkopf war er, daß er nicht sah und nicht fühlte, welche große Liebe es war, die seines Weibes Herz für ihn beseelte. Vor der Hochzeit — ja freilich — da war sie ihm Alles, seine Wonne, sein Glück, seine Ehre sogar! Aber nachher! — — Freilich, im ersten Jahre noch nicht, aber doch schon etwas! Er schalt sie nicht, er fuhr sie nicht rauh an mit heftigen Worten — aber die alte Liebe zeigte er auch nicht mehr, und Sophien's ahnungsvolle Seele sah wohl: das Glühroth am Herzenshimmel erblaßte und die Sonne der Liebe neigte sich zum Untergange.

Das gab ihr einen tiefen Stich mitten in ihr Herz — aber muthig preßte sie die Hand darauf und raffte sich zusammen und sagte zu sich selbst: „Ich wußte es ja, ich wußte ja, daß ich nur ein Opfer sein würde, und nun darf ich nicht klagen, daß die Opferzeit kommt, und die Schatten des Abends kalt in meine Seele fallen. Ich darf nicht klagen und will auch nicht. Nur lieben will ich ihn bis zum letzten Augenblick, wo das arme Herz stirbt."

Ja, Gotthard schalt nicht — aber daß er schon im ersten Jahre traurig sein konnte, während sie doch an seiner Seite saß, das schmerzte. Und daß er mürrisch einherschlich, weil fremde Leute ihn fremd ansahen, während er doch die besaß, von der er sein ganzes Glück gehofft, von der er es ganz allein gehofft, das schmerzte auch! Und daß sein Blick nicht mehr aufleuchtete, wenn sie ihr Köpfchen an seine Brust lehnte, sondern nur kalt das treue, liebende Weib zur Seite schob, das, ja das schmerzte am allermeisten — denn nun konnte Sophie nicht mehr zweifeln, daß die Abendröthe bereits in graue Dämmerung überging. Und das nun schon im ersten Jahre.

Nun kam das zweite. Sophie schenkte dem Gatten ein Kind, einen süßen Knaben. Aber nach drei Tagen starb er wieder. Ein Schmerz folgte dem andern. Gotthard hatte sich schon nicht gefreut, nicht so gefreut über den kleinen Ankömmling, wie es die Mutter gehofft, wie sie es erwartet hatte. Und nun, da er verschieden war, grämte er sich auch nicht so, wie es die Mutter erwartete. Er sagte nur leise, daß es die Mutter nicht hören sollte — aber die Mutter hörte es doch, denn Mütter hören nicht mit dem Ohre allein, sondern auch mit dem Herzen, — also ganz leise sagte er, flüsterte er vor sich hin, als er bei der Leiche seines Söhnchens stand: „Es ist gut! Nun trifft ihn doch der Fluch nicht mit!"

Wie diese wenigen Worte das Herz der armen Sophie, der zärtlichen, trauernden Mutter erschütterten!

Also den Fluch hatte Gotthard nicht vergessen? Was vergessen! Der Gedanke an den Fluch des Vaters hatte ihn also nicht verlassen, also nicht einen Augenblick, also ihn verfolgt bis an das Sterbelager seines Kindes! Und wenn er bei der Leiche seines Kindes sogar des Fluches gedachte,

wie mußte er desselben eingedenk sein, wenn er sie ansah, sie, die so schwach gewesen war, ihm zu folgen, und so den Fluch auf sein Haupt zu ziehen. Sie war ihm freilich nur aus Liebe gefolgt, nur um seinetwillen gefolgt, nur als Opferlamm gefolgt — aber fragte denn Gotthard darnach? War er nicht ein Mann? Also ein Selbstsüchtiger?

Und doch, doch liebte ihn Sophie! Sie liebte ihn! Eine Andere hätte ihn vielleicht verachtet um seiner Selbstsucht und seiner verächtlichen Schwäche willen, aber so nicht Sophie. Ja, sie empfand es wohl, daß er Verachtung verdiente; denn wenn er rechtschaffen hätte denken und handeln wollen, so hätte er die nicht kränken dürfen, die sich ihm geopfert, die nicht, die er gezwungen hatte, ihm zu folgen, die nicht, der er versprochen hatte, daß sein Auge sie bewachen, daß seine Hand sie leiten, daß sein Arm sie stützen sollte. Ach, das hatte er wohl vorher gethan, vor der Hochzeit — aber jetzt, aber nachher — nun, er besaß ja den Schatz, den ersehnten, seit Jahren, und der Besitz, die Männer wissen es, entwerthet den Schatz, ob er gleich ganz unschätzbar ist, nur nicht mehr unschätzbar in den Augen und dem Gefühl dessen, der seinen Werth am besten kennen sollte.

Wie gesagt, Sophie empfand wohl, daß Gotthard Verachtung verdiente. Aber sie war ein Weib, ein treues, liebendes Weib. Sie klagte ihn nicht an, auch nicht mit einem Gedanken; aber nach einem Vorwande suchte sie, um ihm ihre Liebe rein und ungetrübt erhalten zu können, und wann hätte je ein treues, liebendes Weib vergebens nach solchem Vorwande gesucht?

„Er ist unglücklich, und darum muß ich ihn doppelt lieben," sprach sie zu sich selbst, wenn sie allein lag auf

ihrem Schmerzenslager; „er ist unglücklich, und im Grunde bin ich es doch, die an seinem Unglück schuld ist! Denn hätte er mich nicht gesehen, so würde er mich nicht geliebt haben. Und wäre ich nicht so schwach gewesen, ihm zu folgen, so hätte ihn der Fluch seines Vaters nicht getroffen! Also bin ich es, die sein Unglück herbeigeführt hat, und darum muß ich ihn doppelt lieben, mit der Liebe des Weibes und mit der Liebe des Mitleids!"

So sprach sie, und überredete sich selbst, daß Alles wahr und wirklich sei, was sie sprach, und liebte ihn doppelt. Und Gotthard nahm die Liebe hin, wie Etwas, das sich von selbst verstand, und seine eigene, heiße Liebe erkaltete immer mehr, und bald war sie ganz erloschen, wie das Abendroth, was über den böhmischen Landen geglüht, als er zum ersten Male mit seiner Sophie auf sie hinabgeschaut. Erloschen war sie, und Gotthard überredete sich selbst, „das könne nicht anders sein, das müsse so sein, und sein größtes Glück wäre, wenn er nur die böhmische Sophie nimmermehr gesehen hätte, und sie sei die Ursache von seinem ganzen Unglück, und ohne sie säße er ruhig daheim in der Heimath, und des reichen Müllers Tochter wäre sein Weib geworden, und im Wohlleben könnte er schwelgen, während er jetzt von Kummer und Sorgen verzehrt würde, und es sei doch wirklich ein wahres Elend, daß er so dumm gewesen sei, mit der Sophie davon zu laufen!"

So dachte Gotthard und so dachte Sophie. Und so denken alle Männer, selbst die besten von ihnen, wenn das Glück ihnen ein finsteres Gesicht macht, und so denken alle edlen Frauen, die ihr Herz einem Manne zu eigen gegeben haben, und daraus könnt ihr nun sehen, was für ein schwaches Wesen der Herr der Schöpfung ist, und was

für ein hohes und heiliges das reine, edle, liebende Weib.

Allerdings war es so, daß Gotthard mit Kummer und Sorgen zu kämpfen hatte, denn er besorgte seine Wirthschaft schlecht, und Hilfe bei den Nachbarn fand er auch nicht, und ein Mißjahr hatte ihn sehr zurückgebracht. Das Alles mußte nun die arme Sophie entgelten, obgleich nun gerade sie es wieder war, die den wankenden Haushalt stützte und dem völligen Ruin wehrte, der Gotthard bedrohte. Denn Sophie war nicht allein ein liebendes Weib, sondern auch eine treue Wirthschafterin, so treu und fleißig, wie kaum eine noch. Von früh bis spät sorgte und schaffte sie, in Kälte und Hitze, in Regen und Sonnenbrand. Daß sie dabei ihre beste Kraft zusetzte, und daß dabei ihre Schönheit allmälig dahinschwand, das kümmerte sie wenig. Mühete sie sich doch für den Mann, den sie liebte, und blieb doch ihr Herz, ihr liebendes Herz, jung und schön, wenn auch das Gesicht alterte, und die weiße Haut gebräunt wurde vom Sonnenstrahl, und die Hände rauh und hart von der rauhen und harten Arbeit. Schade nur, daß Gotthard, wie alle Männer, kein Auge hatte für die innere Schönheit, die unvergängliche Schönheit des Herzens, daß er nur, wie alle Männer, ein Auge hatte für die äußere, bald verblühende Schönheit des Leibes und Antlitzes.

Und je unscheinbarer Sophie's äußere Schönheit wurde, desto mehr verglühte auch Gotthard's Liebe, und die Zeit sollte kommen, die Sophie vorhergesehen, die Zeit, wo die Liebe sich verwandelte in Abneigung.

Wiederum verging ein Jahr und Sophie schenkte ihrem Gatten zum zweiten Male einen Knaben. Hatte Gotthard schon den ersten mit theilnahmlosem Auge angesehen, so betrachtete er jetzt den zweiten mit finsterem Auge.

„Wieder eine Last mehr," murmelte er, und Sophie

brauchte dieses Mal nicht mit dem Herzen zu hören, sondern nur mit dem Ohr, denn schreckhaft deutlich schallte das rauhe Wort von den Lippen ihres Mannes. Sie schwieg und weinte, und weinend drückte sie ihr Kind an das mütterliche Herz.

Der Knabe war ihr Glück — aber auch ihr Unglück. Er war ihre Seligkeit, die einzige noch gebliebene, und der bitterste, herbste Tropfen in dem schon überfüllten Becher ihres stillen Leidens.

Eine Mutter, die ihr Kind liebt, und eine Mutter nun vollends, wie Sophie, die leidet doppelt, wenn der Vater die Liebe zu dem Kinde nicht theilt. Jeder kalte Blick wirft einen Frostschauer in ihre Seele, jedes harte Wort zerreißt ihr Herz. Und Gotthard hatte keine anderen Blicke, als kalte für den Knaben, und keine anderen Worte, als harte Scheltworte für ihn. Das kränkte Sophien mehr, als selbst der Verlust seiner Liebe zu ihr. Hätte Gotthard nur sie finster angesehen, nur sie gescholten und angefahren, das wäre zu tragen gewesen, denn sie hatte es ja nicht anders erwartet. Aber den Knaben, das unschuldige, hübsche, freundliche Kind! Warum denn ihn? War er denn nicht der Vater, und lag ihm denn nicht die Pflicht ob, sein Kind eben so zu lieben, wie die Mutter?

Ja, als ob die Männer etwas anderes liebten, als sich selbst!

Kinder schreien, und müssen schreien, tüchtig, wenn sie gedeihen sollen. Sophie wunderte sich nicht darüber, aber Gotthard ärgerte sich darüber. Und wenn das Kind schrie, so fuhr er es hart an, und wenn es noch mehr schrie, natürlich vor Schrecken, so wendete er seinen Zorn gegen die Mutter, und Sophie mußte die ersten Scheltworte aus dem Munde ihres Gatten vernehmen, des Gatten, dem

sie ihr ganzes Leben zum Opfer gebracht hatte, und der so jammervoll dumm und elend war, daß er das Opfer nicht verstand, nicht einmal ahnte, ja, der so erbärmlich war, daß er Sophien sogar zu hassen anfing, weil sie ihm ihr Leben geopfert, und weil sie ihn liebte und geliebt hatte.

Die Scheltworte zerschmetterten Sophie's Herz. Aber sie preßte ihren Knaben an die Brust, drückte ihre Augen, aus denen heiße Thränen schossen, in die Locken des Kleinen und dachte: „Hab' ich doch wenigstens dich, mein Kind! Und in dir will ich den Vater lieben, wenn er selbst meine Liebe verschmäht."

Und so that sie auch, und so fand sie ihr Glück in dem Knaben, trotz der kummervollen Tage, die der Vater, und trotz der ruhelosen Nächte, die das Kind ihr bereitete. Aber freilich, ihre Schönheit welkte vollends dabei hin, und Gotthard's letzter Rest von Liebe auch. Die Zeit war da, die Sophie vorausgesehen hatte. Er liebte sein Weib, sein treues, herrliches Weib nicht mehr, sondern er haßte es. Sophie sah es wohl und fühlte es wohl, und der Schmerz, den sie darüber empfand, ging tief in ihr innerstes Leben; aber sie wußte sich zu fassen. Sie blickte in die Zukunft und sagte zu sich selbst: „Ich weiß es wohl, daß mein Leben fortan nur ein großes Leid sein wird, aber es muß getragen werden, und ich habe doch mein Kind."

Mittlerweile kam Gotthard immer mehr zurück in seiner Wirthschaft, denn ein unzufriedener und mürrischer Mensch arbeitet nicht, wie ein glücklicher und zufriedener, und die Geschäfte gehen ihm nicht rasch und sicher von der Hand. Er sah ein, daß das Erbtheil seiner Mutter nun bald verschwunden sein würde, und je näher das Gespenst der Armuth ihm rückte, desto größer sein Verdruß,

desto größer seine Abneigung gegen Sophie: denn diese war ja ganz allein an allem Unsegen und Unheil schuld.

„Das ist der Fluch des Vaters!“ sagte er oft zu ihr mit wildem und gehässigem Blick. „Dir verdank ich's, daß ich elend bin, und der Teufel gesegn' es dir!“

„Aber sei doch gerecht, Gotthard,“ antwortete das arme Weib, „erinnere dich doch, daß ich dir nicht folgen wollte, und daß du mich dazu gezwungen hast. Wenn du mich auch nicht mehr liebst, Gotthard — denn das muß ich nun schon dulden, — aber deinen Haß verdien' ich doch nicht!“

Gotthard warf die Lippen auf, runzelte die Stirn, grollte einige unverständliche Worte, und ging aus der Stube. Die Thüre schmetterte er zu, daß das ganze kleine Haus schütterte.

Ein wenig Scham hatte er also doch noch, er schämte sich doch noch, offen zu sagen: „Ja, ich hasse dich.“

Das änderte und besserte nur leider nicht viel, denn der Haß war da, und Sophie fühlte ihn nur zu sicher heraus.

Als nun gar keine Nachricht kam aus der Heimath, und auch gar keine Nachricht von dem Vater Gotthard's, dem harten Schulzen, und als die Noth immer näher und drohender heranrückte, da entschloß sich Gotthard endlich, an seinen Vater zu schreiben. Er that es, aber heimlich, und sagte kein Wort davon zu Sophie. Er wußte wohl, warum. Denn der Brief war ein schändlicher, verrätherischer Brief. Er schrieb darin, daß er heimkehren wolle, wenn ihn der Vater nur annähme und aufnähme, wie den reuigen Sohn, und es solle ihm nicht darauf ankommen, Weib und Kind sitzen zu lassen, blos damit er bewiese, welch' ein guter und gehorsamer Sohn er sei. Das hieß

aber mit anderen Worten: Ich will gerne im Wohlleben schwelgen, und Sophie, die mir ihr Leben und Alles geopfert hat, mag mit ihrem Balge verkümmern und verhungern ohne mich.

Das war nun der Dank für des armen Weibes treue, rechtschaffene, tugendhafte Liebe.

Ein paar Wochen darauf kam eine Antwort. Der neue Schulze hatte sie geschrieben, denn der alte, Gotthard's Vater, war todt. Er fand weiter nichts in dem Briefe, als die Nachricht von diesem Tode, und dann, daß der alte Schulze sich nachträglich noch mit Müllers Lisbeth verheirathet und dieser all' seine Aecker und Güter vermacht, den ungehorsamen und widerspenstigen Sohn aber enterbt habe.

Mit einem wilden Fluche ballte Gotthard den Brief zusammen und schleuderte ihn der armen Sophie in's erbleichende Antlitz. Was er dann schrie und brüllte in seiner Wuth, was er für Schimpfworte ausstieß, und wie er dem unglücklichen Weibe fluchte und es mißhandelte, so mißhandelte, daß selbst der kleine Gotthard, der Sohn des nichtswürdigen Buben, aus Angst und Schrecken weinte — das wollen wir nicht erzählen. Aber Sophie hatte Recht gehabt damals, als sie sagte: „Du wirst mich einst hassen, Gotthard!" Und Sophie litt nun Alles geduldig und still, wie sie es sich vorgenommen von Anfang an, aber ihr Herz starb und ihre Liebe, ihre treue Liebe war nun auch endlich gestorben unter den Mißhandlungen des Wütherichs, der das Unglück ihres Lebens war, obgleich er versprochen und geschworen hatte, ihr Glück zu sein. Aber freilich, das war vorher gewesen!

Sophie's Herz war nun todt, oder doch beinahe todt. Es brauchte nur noch eines geringen Anlasses, um es vol-

lends hinzumorden. Den Anlaß ließ Gotthard nicht fehlen. Als er nun wußte, daß er von seinem Vater nichts mehr zu hoffen und zu erwarten hatte, ward er ein Spieler und verspielte den Rest seiner Habe. Sophie duldete und sagte nichts, obgleich sie einsah, daß es nun bald vollends zu Ende gehen würde mit dem ganzen unglücklichen Hause, auf dem der Fluch eines Vaters ruhte, eines harten Vaters freilich, aber doch eines Vaters.

Und eines Tages ging sie den Hügel hinan, über den ihr Gatte kommen mußte, wenn er aus der Stadt zurückkehrte, wo er den Rest seines Geldes und Glückes verspielt, und setzte sich da nieder mit ihrem kleinen Gotthard, neben die Ruinen eines alten Bergschlosses. Es war nicht mehr viel übrig von der vormaligen Pracht des Schlosses, aber doch immer noch mehr, als von der vormaligen Fülle ihres Glücks. Da saß sie in Gedanken, in traurigen, stillen Gedanken. Und den Berg kam es herauf, schreiend in wilder Lustigkeit, lallend und tobend. Sophie erkannte die Stimme ihres Gatten, und nun kam er selbst — in nachlässigem, schmutzigen Anzuge, die Flasche in der einen, das Glas in der andern Hand, grell auflachend und kreischend, und taumelnd auf dem Wege, mit blöden Augen und einem wahnsinnigen Lächeln auf den verzerrten Lippen — und Sophie sah: ihr vormals angebeteter Gatte war nicht nur ein Spieler, sondern auch ein Säufer geworden. Der kleine Gotthard schrie laut vor Furcht bei dem Anblicke seines Vaters. Der Trunkene blickte auf — „verfluchte Bande!“ schrie er, „verfolgst du mich denn immer?“ und die Flasche flog wüthend geschleudert auf sein Kind. Schwer verletzt fiel der Knabe nieder. Die Mutter trug ihn nach Hause — mit gebrochenem Herzen. Ein paar Monate siechte der Kleine hin, dann starb er. Und nach ihm starb die Mut-

ter. Sie wurden in Ein Grab gelegt. Seit dem Wurfe mit der Flasche hatte Sophie kein Wort mehr zu Gotthard, ihrem Gatten, geredet. Nun schwieg ihr Mund auf ewig.

Gotthard aber lebte nun als Säufer und Bettler, und einst wird er gewiß, wie ein Hund, an der Hecke krepiren. Verdient hat er wenigstens nichts Besseres.

Seht ihr, so ist es vorher und nachher. Nicht immer ganz so schlimm, denn nicht immer ruht ja der Fluch des Vaters auf der Liebe, aber traurig und betrübend fast immer für das gute, treue, edle Weib. O, ihr klugen und doch so einfältig dummen Männer, werdet ihr denn nie Augen haben zu sehen, und Ohren zu hören?!

Freund's Druckerei in Breslau.